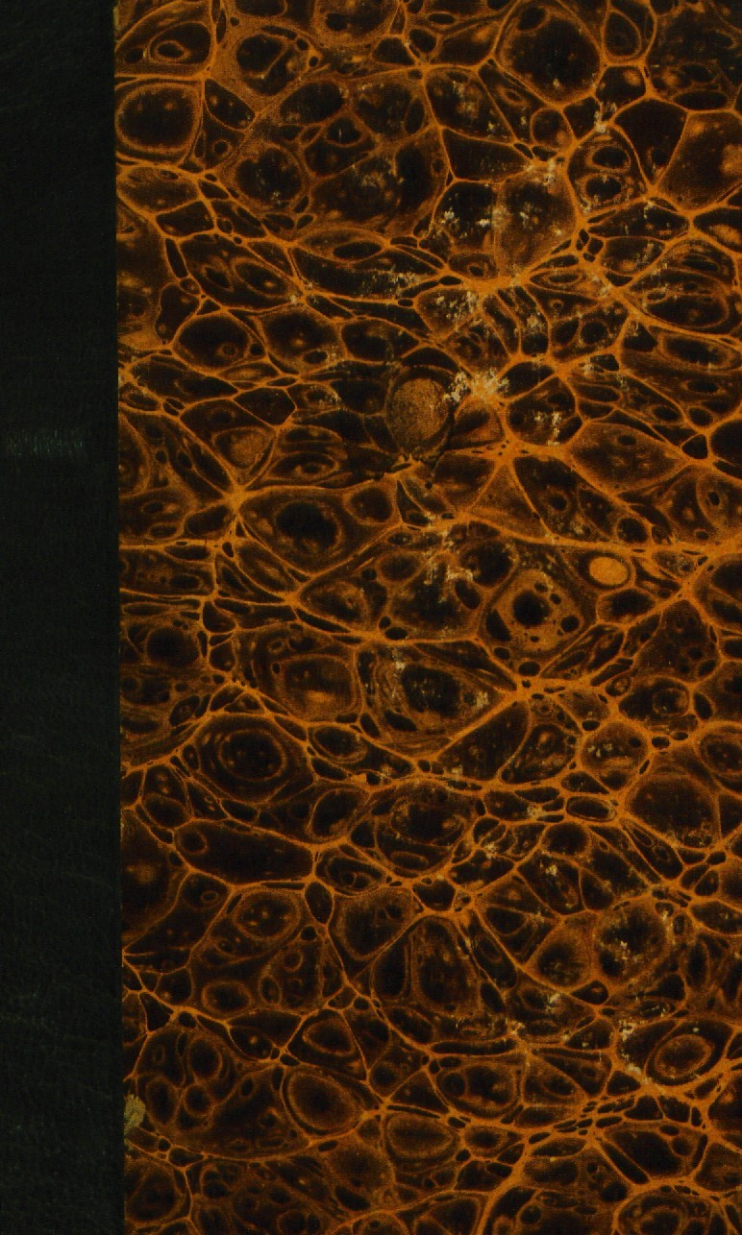




29247, I, G, J,

3263.

Reise

von

Illyrien, Dalmatien und Montenegro.

Samuel Egell

Reise

nach

Istrien, Dalmatien und Montenegro.

Zweiter Theil.



Reise

nach

Istrien, Dalmatien und Montenegro

von

S. G. Rohl.



Zweiter Theil.

Dresden,
Arnoldische Buchhandlung.
1851.

Er. Excellenz

dem Herrn

Carl Ludwig Freiherrn von Bruck,

K. K. Oestreichischem wirklichen Geheimen-Rathe,

Ritter der K. K. Oestr. Eisernen Krone erster Klasse, des K. K. Oestr. Leopold-Ordens, des K. Russischen St. Annen-Ordens erster Klasse, des K. Preuss. rothen Adler-Ordens erster Klasse, des K. Griechischen Erlöserordens, des Ordens von St. Gregorius und St. Sylvester, Großkreuz des K. Sächs. Civil-Verdienst-Ordens und des Herzogl. Parmasaniſchen Constantinischen St. Georgs-Ordens und Inhaber des türkischen Nischani Mihar,

als ein geringes Zeichen seiner unbegrenzten Verehrung
und Hochachtung gewidmet von dem ihm

mit wärmster Dankbarkeit ergebenen

Verfasser.

Vertrag über die
Erbschaft

1. 1. 1911

Das Erbvertragsbuch von 1911

Das Erbvertragsbuch von 1911 ist ein Werk, das die Erbschaften in der Schweiz regelt. Es ist ein wichtiges Dokument, das die Erbschaften in der Schweiz regelt. Es ist ein wichtiges Dokument, das die Erbschaften in der Schweiz regelt. Es ist ein wichtiges Dokument, das die Erbschaften in der Schweiz regelt.

als ein geringes Geld in seiner unabhängigen Stellung
und Beschäftigung bestimmt von dem ihm

mit kleineren Einkünften

Beilage

Inhalts-Verzeichniß.

III. Ragusa.

Seite.

1. Das Thal der Sutorina 3

Palmbäume. — Straße nach Ragusa. — Ragusische Gränzregulirung auf dem Carlowißer Congresse. — Der patriotische Kammerdiener. — Wichtigkeit der Sutorina. — Concurrenten für dieselbe. — Wein- und Maisernte. — Folgen eines Pfeifenrohrschlags. — Der gefangene Hund. — Ziegen als Biergärtner.

2. Das Thal von Canali 14

Gumanaz. — Italienische Schußsoldaten. — „Si Dio da la grazia.“ — „Schuppa Kanawlowska.“ — Ueberschwemmungen. — Widerspännstiger Charakter der Canalesen. — Türkische Grundherren und katholische Unterthanen. — Schmuggelhandel mit türkischem Taback. — Der betrügerische türkische Tabackhändler. — Salzschmuggel der Türken. — Der Dichter Zermagna und seine Verwünschung der Montenegriner. — Die ragusischen Straßen. — Felsenplateau. — „Gomila.“ — Contrast der Canalesen und ihrer türkischen Nachbarn.

3. Ragusa Vecchia 31

Angenehmes Nachtquartier. — Epidaurus Ragusa Vecchias Vorgängerin. — Zerstörungen und Wiedergeburten. — Die Bucht von Brenno und die Bucht von Sta Croce. — Ragusas Vortheile als Seestadt. — Ragusas Verkehrslinien auf der Landseite. — Ende des illyrischen Inselarchipelagus. — Speculationsgeist der Raguser. — Antike Sculpturen.

4. Illyrische Flüchtlinge und Uskokn . . . 40

Transpositionen der illyrischen Küstenstädte. — Dalmatiens ganze Geschichte Uskokengeschichte. — Anblick von Ragusa vom Meere aus. — Lacroma. — „Ostensio funis.“ — Die griechisch-römische und die slavische Colonie. — „Dubrownik“ und „Ragusa.“ — Porte Pille und Porta Plocce. — „Monumentale Mauern.“ — Die Blasius-Nischen.

- 5. Der Palazzo des Rectors von Ragusa** 49
Mangel an Hotels in Ragusa. — Das eiserne Klammerwerk des Palazzo. — Das Säulencapital mit dem alten Alchymisten. — Unschickliche Sculptur.
- 6. Prazzato und Bona** 54
Prazzato's Bildniß. — Der ragusische Regulus. — Ragusische Gesandte in Konstantinopel. — Ragusas Monumentlosigkeit.
- 7. Auf Fort S. Lorenzo** 58
Ueberblick Ragusas. — Wildromantische Urnatur. — Ein Bijou von Stadt. — Ragusa und Montenegro. — Maritime Schweiz. — Ragusa und Genf. — Die Lingua Toscana in Ragusa. — Poesie und Wissenschaft in Ragusa. — Vernachlässigung der schönen Künste in Ragusa. — Ragusa und Venedig.
- 8. In den engen Straßen Ragusas** 72
Ständesonderung in Ragusa. — Die Salamanchesen und die Sorbonnesen. — Die „Cittadini“ und „Artigiani.“
- 9. Das Archiv von Ragusa** 77
„Il Specchio di Maggior Consiglio.“ — „Trattati Turchi.“ — „Libro Matizza.“ — Slavische Sympathieen der Raguser. — Vermischung slavischer und italienischer Elemente. — Mischung italienischer und slavischer Namen. — Das Libro d'oro und die Statutenbücher. — Patriotisches Gebet.
- 10. Das Reliquiario und die Rolandsäule** 85
Religiosität der Raguser. — Reliquienschatz. — Ragusas Kirchen. — Zweckmäßigkeit der ragusischen Gebäude. — Sauberkeit von Ragusa. — Ragusas Festungsmauernpanzer. — Der deutsche Roland und der ragusische Orlando.
- 11. Die Landleute von Ragusa** 93
Bauern und Bäuerinnen aus Brenno, Umblaz. — Goldgeschmückte Bauermädchen. — Nationaltracht der ragusischen Landleute. — Dieselben unter der Republik. — Dieselben und die italienischen Emissäre. — Dalmatien in den Jahren 1848 und 1849. — Die „Sprawa.“ — Ragusische Weincultur und Olivenbaumpflege. — „Nostrani“ und „Morlachi.“
- 12. Spaziergang zum Kloster S. Giacomo** 103
„Lacerta apoda.“ — Die Palmen in Dalmatien. — „Il Padre dei poveri.“ — Türkische Karavanenpferde. — Kara-

venhandel mit der Türkei. — Griechische Gemeinden in Dalmatien. — „Gospodar Circulo“ und „Circulo-Beg.“

13. Das Ombla-Thal 110

Ruinen zerstörter Villen. — Die Ombla. — Scenerie der Omblaquelle. — Die Gewässer des Ombla- und Brennothals. — Das Loch der Omblaquelle. — Die Platanen von Canosa.

14. Lissa und Lesina 118

Abschied von Ragusa. — Das Meer zwischen Lissa, Lesina und Curzola. — Curzolas Bewaldung. — Curzolanischer Waldbrand. — Die Buchten von Lesina. — Anblick der Stadt Lesina. — Militärische Benützung von Moes. — Hauptabstufung der dalmatischen Insel flora. — Dalmatische Kloistercisterne. — Plattgedrückte Cypresse. — Parallelismus der illyrischen Inseln mit dem Festlande. — Schiffserfahrung der Lesinoten. — Geographische Position von Lissa. — Lissa unter den Römern und Venetianern. — Die Seeschlacht von Lissa. — Lissa und die Engländer.

15. Il Convento dei Paludi 136

Porto dei Paludi. — Das Psalterium von Paludi. — Dalmatische alte Kirchenbücher. — Marcus Marulus. — Der Kloistergarten.

16. Parallele zwischen Spalato und Zara 141

Die Spaziergänger auf der Marina von Spalato. — Borghigianos und Borghigianas. — Die Zara'sche und die Spalatinische Partei. — Geographische Lage von Spalato und Zara. — Spalatos und Zaras Umgebungen. — Spalato die älteste Stadt Dalmatiens. — *Salona totius Dalmatiae caput.* — *Provincia Spalatina.*

IV. Die Morlachei und Zara.

1. Das Aquäduet und die Ruinen von Salona 153

„Porto Secco.“ — Benützung des Aquäduets als Steinbruch. — Ausbrechen der eisernen Klammern. — Bariformirte Bogen. — Carrara's Topografia e scavi di Salona. — Neue Excavationen. — „Prismi triangolari.“ — „Muri ciclopici.“ — „Porta Caprea.“ — Christliche Mosaik.

2. Cliffa und Voglizza 162

Der Paß von Cliffa. — „Via Gabiniana.“ — Karavanen von Morlachen und Türken. — Die Locanda von Cliffa. — Die Festungsgebäude von Cliffa. — Aussicht von Cliffa. — Monte Moßor. — Die Voglizzaner. — Wetterscheide von Cliffa.

3. Felsebenen 172

Antiker Pferdetrog. — Die parallelen Gebirgszüge Dalmatiens. — Halbwüste Gebirgskessel.

4. Dismo und die Mojanka 175

Die Morlachen der Gräfin Ursini-Rosenberg. — „Tutti ladri! famosi assassini!“ — „O moja Anka!“ — Die Gegend von Sign. — Das Thal der Cetinna. — Gränzmauer des Küsten- und Binnenlandes. — Der Biacovo. — Das rothe Mützen der morlachischen Jungfrauen. — Das Mützen abreißen. — Die Zöpfe der Morlachen.

5. Sign und seine Madonna 186

Kämpfe der Venetianer und Türken um Sign. — Verbarricadirte Hütten. — Wunderthätiges Madonnenbild. — Die „Giostra.“ — Byzantinischer Ursprung der Sign'schen Madonna.

6. Morlachische Hauseinrichtung 191

„Campagna“, „Polje“, „Feld.“ — Primitive Hausgeräthe. — Morlachische Acker- und Bauernwagen. — Vierkantige Räder. — Bewaffnung der morlachischen Bauern. — Die morlachischen Bauern nach Aufhebung des Feudalsystems. — Griechische und römische Münzsammlung. — Römische Heerstraßen.

7. Die Haiduken 199

Raublust der Morlachen. — Trost für morlachische Reisende.

8. Aequum 203

Die Straße nach Verlicca. — Rückblick auf die Campagna di Sign. — Waldbrände. — Morlachen auf der Bärenjagd.

9. Morlachische Drescher 208

Ribaritsch. — Maisdreschen. — Stöcke als Dreschflegel. — Das morlachische Nationalcostüm beim Dreschen. — Bequeme Bettler. — Arbeitscheu der Morlachen.

10. An der Cetinna 215

Das Cetinna-Ufer. — Verstümmelte Bäume. — Morlachischer Postillon. — Morlachische Art zu eggen.

11. Verlicca 218

Waldverwüster. — Morlachische Müllerinnen. — Horizontale Mühräder. — Morlachische Bauernhäuser ohne Ofen und Betten. — Verliccas Kirchen. — Feindseligkeit der Katholiken und Griechen. — „Bodoli.“ — „Lanzman.“

12. Eine Nacht unter Morlachen und der serbische Pobratimstwo 228

Morlachische Etiquette bei Besuchen. — Lärmende Conversation der Morlachen bei der Arbeit. — Morlachische Singweise. — Das Ohrenzuhalten der morlachischen Sänger. — Marco Kraljewitsch, Hercules und Roland. — Die Verbrüderung bei den Scythen und bei den Morlachen. — „Posetrnstwo.“ — Verbrüderungen aus Interesse. — Uebler Ruf Verliccas. — Licht- und Schattenseite des morlachischen Characters. — Italienische Verwünschung Dalmatiens.

13. Am Fuße der dinarischen Alpen . . . 244

Morlachische Reisenoth. — Die dinarischen Alpen. — Ausblick von Knin. — Der Kerkitsch. — Die „Ozeri“ von Knin. — Der Kerkitschwasserfall. — Luffsteingebilde. — Wilde Tauben.

14. Knin.

Der Felsenberg von Knin. — Orographische Bedeutung der Umgegend von Knin. — Das dalmatische Troja. — Morlachisches Hammelbraten. — Küchen unter dem Dache. — Eifersucht der Morlachen auf ihr Nationalcostüm. — „Scandarini!“ — Traubenmostconfect. — Türkische Waaren. — Das Thal der Buttimschizza und der Monte Dinara. — Heimlicher Tabacksbau. — Eiserne Gebirgsringe. — Ungesundheit der Festung Knin. — Sümpfe und Ueberschwemmungen von Knin.

15. Von Knin nach Dornis 269

Römische Wegebauten. — Das Thal von Knin nach Dornis. — Steinkohlenbergwerk am Promina. — Dalmatischer Sonnenuntergang. — Die Morlachen zur Zeit der Weinlese. — „Quanto piglio, tanto mazza.“ — Kaffee, nichts als Kaffee! — Morlachische Gastfreundschaft. — Morlachische Bescheidenheit und Dankbarkeit. — Schutz und Trümmerchaos. — Unproductivität der Morlachen.

16. Von Dernis nach Scardona 285

Das Loch im Cicolacanal. — Die Mündungsgegend der Kerka. — Sprachenmischung im Innern von Dalmatien. — Keine Fische, keine Butter! — Dalmatische Schafweide. — Die Kerkacascaden. — Die Sandbank. — Die Mühlen. — Morlachische Walfmaschinerie. — Kolossale Luffsteinblöcke. — „Rocislav“ und „Skradinski Slap.“ — Die Schiffe im Hafen. — Wasser-Akrobaten. — Vegetation des Wasserfalls. — Entstehung der Kerkacascaden. — Unsicherheit der Kerkamühlen. — Rechtllichkeit der Morlachen im Handel und Wandel.

17. Scardona. 307

Verfall des Landhandels mit der Türkei. — „Zagradje.“ — Aussicht vom Castellberg. — Historische Bedeutung der Kerka.

18. Das Land Kotar 311

Das alte Liburnien. — Die Bewohner des liburnischen Kotar. — Verlassenes türkisches Lazareth. — Classification der dalmatischen Felsen. — Ganz nackte Felsgegenden. — Getrigerte Felsen. — Steinlandschaften mit grünlichem Anflug.

19. Station Wencovaz 318

Die österreichischen Beamten und die Morlachen. — Morlachischer Raubüberfall. — „Gente enterpendente.“ — „Unluogo d'ammazzamento.“ — Schlaueit der morlachischen Räuber. — Die morlachischen Räuber und die österreichischen Geseze. — Die Slosellaner. — Morlachische Gehöfte. — Morlachische Gusla. — Die „Clavich“ und die „Svirala.“ — Morlachisches Mädchencostüm. — Morlachische Männerkleidung: Die „Patschanizza“, die „Pascanizza“, die „Zazerna“, die „Kapura“, die „Kabanizza“, die „Dalmatica“, die „Kappizza“. — Morlachische Frauenkleidung: Die „Klasnje“, die „Nasutsche“, die „Naretsche“, die „Spanke“, der „Plotsch“, die „Mangiuse“, die „Maita“, die „Locca“, der „Nspanfan“, der „Sadac“, die „Bregliatscha“, der „Jasmaf.“ — „Katholische und griechische Nasubke.“

20. Am Fuße des Belebitsch 341

Morlachische Heuwagen. — Die Mauer und die Vormauern des Belebitsch. — Geographische und historische Bedeutung des Belebitsch. — Schauplatz eines morlachischen

Raubüberfalls. — Unangenehme Eindrücke beim Abschiede von der Morlachai. — Die parallelen Linien der Reiseschilderungen.

21. Zara.

Fabricirung des Maraschino di Zara . . . 351

Kreuz- und Duerzüge in den Zaratiner Straßen. — Italienische und illyrische Sprachmischung. — Zara durch den Maraschino weltberühmt. — „Rosolio-Maraschino“, „Kirschenbranntwein.“ — „Marasche.“ — „Rosolio di osse di Marasche.“ — „Vino Maraschino.“ — Geheimnisse der Maraschinfabriken. — Das Süßen. — Verpackung. — „Maraschino-Drioli.“

Die Cisternen . . . 360

Dalmatische Trinkwassernoth. — Der „Pozzista.“ — „Cinque pozzi.“ — Das römische Aquädukt.

Ein Albanesen-Dorf . . . 366

„La Fontana del Imperatore.“ — Die albanesische Colonie. — Die europäischen Vorstadtcolonieen. — Der Bewillkommungstrunk. — Albanesische Bauart. — Die Pfarrer von Grizzo. — Der Name „Skipetaren“ kein landesüblicher. — Das vierfach gekrönte Marienbild.

Die Kirchen . . . 373

Die Kathedrale. — Der entwendete Knochen des heiligen Marcus. — Die vergrabenen venetianischen Paniere. — Der Sarkophag des heiligen Simeon. — Die ungarische Königin Johanna und der Finger des heiligen Simeon. — Das „Antifonario“ im Franziskanerkloster. — Die Marien- und die Michaelskirche. — „Un bel pensiero.“ — Glagolitische Kirchenbücher. — Einfluß des glagolitischen Alphabets auf das Slavische. — Die griechische Kirche.

Die Alterthümer. . . 386

Die Donatuskirche. — Ein antiker Mormorpilaster als Schandpfahl. — Porta marina und Porta terrasirma. — Neue Ausgrabungen. — Das städtische Museum. — Die Antikensammlung in der Casa Pellegrini.

Der Palast der venetianischen Proveditoren 392

Die große Charte von Dalmatien. — Das Archiv.

Vermischtes. . . 394

Deutsche Ruhglocken. — Die Vora Zaras Lustreiniger —

Italienisirte deutsche und englische Speisennamen. — Italienische und slavische Familiennamen. — Journale. — Buchhandlung. — Schulen. — Nautischer Unterricht. — „Rascia“ — „Scarlato.“ — Alte Münzen. — Dalmatischer Sternenhimmel.

22. Seefahrt von Zara nach Triest. 400

Die Steinhühner im Hühnerbauer. — Fang der Steinhühner. — Dummheit und Wildheit derselben.

23. Lussin Piccolo. 404

Die Insel Orsero. — La valle d'Augusto. — Lussin Grande und Lussin Piccolo. — Das Aufblühen von Lussin Piccolo. — Die Frachtschiffahrt der Lussiner. — Die Schiffswerften. — Geschichte eines „Marinero.“ — Zusammenwohnen der Familien. — Die Familiencasse. — Familieneinigkeit. — Die Bidolitsch. — Weinamen. — „Paccotiglia.“ — Dalmatische Sympathieen der quarnerischen Insulaner. — Verbrüderungsfest der Lussiner und Zaratiner. — Häuslichkeit der Lussiner. — „Ein Zug von Gerechtigkeit“ in dem Streite zwischen Medea, Jason und Absirtos. — „Brigeiden“, „Absirtiden.“ — Dichterisch-romantische Localitäten Istriens. — Die quarnerischen Sandinseln. — Ueberschwemmung von Triest.

V. Istrien.

1. Istriens Ost- und Westseite 429

Die julischen Alpen. — Istriens Licht- und Schattenseite. — Istriens Küstenraum. — Uebergewicht von Istriens Westseite über dessen Ostseite. — „La povera Istria.“

2. Pirano 437

Istrien in der griechischen Mythe. — Alte Handelsverbindungen zwischen Istrien und der Donau. — Istriens Name uralt. — Geographische und commercielle Bedeutung Piranos. — Rada di Pirano. — Substructionen und monumentale Mauern. — Tintoretto's Bild von der Schlacht bei Pirano.

3. Von Pirano nach Parenzo 444

Die Landzunge von Salvore. — Der Tschitschenboden. — Der Monte Maggiore. — Istrische Walachen. — Kleine Halbinselstädte. — Der istrische Landadel. — Ein alter istrischer Freibrief. — Ein deutsches Bundesland mit italienischer Sprache.

4. Parenzo 452

Der „Spion von Syrien.“ — Wandernde neapolitanische Kupferschmiede und ihr Blasebalg. — Der Dom von Parenzo. — „Quod sancto templo Angli obtulerunt.“ — Alte schöne Säulenknäufe. — Mosaik. — Tempeltrümmer. — Submarine römische Mauern. — „Barro“ und „Aspreo.“ — „Certo strepido delle erbe.“ — Versenkung der istrischen Küste. — Römische Mauerwerke bei Punta San Pietro und Cervere.

5. Von Parenzo nach Rovigno 464

Küsteninseln. — Porto Quieto. — Die Feuereissen von Rovigno. — Die „Besturas“ — Coquetterie der Rovignesinnen.

6. Von Rovigno nach Pola 468

Contrast der Istrianer und Dalmatier. — Phlegma der istrianischen Landleute. — Baumlosigkeit. — Valle. — Dignano. — Runde Bleisfenster.

7. Pola.**Das Amphitheater 473**

Das Amphitheater bei Nacht. — Die Fieber an der Küste von Pola. — Das Amphitheater am Morgen. — „Pole Divitsch.“ — „Orlandina.“ — Unebenes Terrain und unregelmäßige Bauart. — Die thurmartigen Anbaue. — Das demolirte Innere. — Die verschwundenen Sitze. — Das Echo. — Resonanz. — Vorrichtungen zu Ausspannung des Regentuchs. — Geschichte des Amphitheaters. — Gabriele Emo. — Zerstörung und Verfall. — Ausbrechen der Eisenklammern. — Die Hauptpunkte der Zerstörung. — Zerstörender Pflanzenwuchs.

Die beiden Tempel 498

Der Tempel des Augustus. — Roma und Augustustempel. — Das Museum im Augustustempel. — Der Dianentempel.

Triumphbogen und Thore 503

Il Arco dei Sergi. — „De sua pecunia.“ — Harmonie der Proportionen. — Steinernes Weingelände. — Die Jonatassi und Gastropaläs. — „Zaro.“

Ausgrabungen der alten Römerstadt 508

Der Abbate Carrara. — Porta Gemina. — Porta d'Ercole.

Kirchen und Klöster	512
Der Dom. — Antikes Marmorbecken als Weihwasserkessel.	
— Das Franziskanerkloster. — Der Lorbeer des Augustus.	
Die Steinbrüche bei Pola	515
Gebiet der Polensischen Steinbrüche. — Zerbrochene Kuppel auf der Insel Brioni. — „Cave di Vencurali.“ — Die Polesana.	
— Monte Capelletto. — „Cave di Saldame.“ — Niederländisches Glas in Dalmatien. — Römische Quadersteine. — „Promontoresi.“ — Doppelgängiger Steinbruch. — Alter großer Ephen. — Bienenlöcher. — Glatte senkrechte Wände.	
— Der Steinbruch ein Zufluchtsort verfolgter Christen. — Tauffteinähnliches Gefäß. — Griechische und südillyrische Colonieen in Isirien. — Alte Abstammung der Polensischen Familien. — Cassiodorus Schilderung von Isirien. — Die Eige der adriatischen Hauptmacht. — Pola und die adriatischen Centralpunkte. — Pola ein Zankapfel zwischen Genua und Venedig. — Triest und Pola — Odessa und Sewastopol.	
Hafen und Arsenal	537
Vorzüge der Bai von Pola. — Oestreichische Kriegsschiffe.	
— Scoglio dei Olivi.	
8. Die Brioni-Inseln	540
Fregatte Diana. — Die Fieber der Brioni-Inseln. — Steinbrüche. — Die Ghioggioten.	
9. Untergegangene Orte	544
Die istrischen Scogli. — S. Giovanni in pelago. — Val di muschio. — Strandlosigkeit der istrischen Scogli.	
10. Rovigno	547
Pisino und der Streit um die Hauptstadt. — Die Kathedrale von Rovigno. — Bronzestatuen als Windfahnen. — Wundergeschichte der heiligen Euphemia. — Pfahlbürgerinn der istrischen Städte. — Eine Tombola. — Großartige Tombolas. — Venetianischer Dialekt. — Isirien und der östreichische Zollverband. — Dampf-Getreidemühle. — Die Klostersisterne.	
11. Die Alpen am Golf von Triest	564
Durchsichtigkeit des Meeres. — Die adriatischen Fischer und die Spitzen der Alpen. — Der Monte Spaccato und der Nanos als Wetterpropheten.	

III.

R a g u s a.

1871



1.

Das Thal der Sutorina.

Unsere Pferde erwarteten uns draußen vor dem Thore von Castelnovo auf einem kleinen von Bäumen umgebenen Bazar, wie denn gewöhnlich alles Abreisen, Ankommen und Begegnen in diesen Ländern vor den Thoren der Ortschaften statthat. Ein paar langgewachsene Burschen von Castelnovo — sie hießen beide „Spiro,“ und so heißt in hiesiger Gegend, glaube ich, die Hälfte aller Männer — begleiteten uns, um das Packpferd zu hüten und später unsere Reitpferde, die wir gleich für den ganzen Tag bis Ragusa Vecchia genommen hatten, zurückzuführen. — Auch gab man uns wegen des zu passirenden türkischen Gebiets zwei italienische Soldaten mit, eine Maßregel, die man allenfalls entbehren kann, die aber immer sehr dankenswerth ist, weil man unter hundert Fällen doch einige Male eines solchen Schutzes bedürftig sein kann. Außerdem begleitete uns auch ein großer Hund, den die Soldaten mitgebracht hatten.

Unser Weg führte Anfangs noch längs der Bai von Castelnovo hin, an deren Ufer hier wieder ein schöner Palmbaum steht. Es schien mir der größte zu sein, den wir überhaupt in Dalmatien gesehen hatten. Man sagte mir, dieser Palmbaum sei fünfzig Jahre alt,

und er wäre von Griechen hierher verpflanzt oder vielmehr aus dem Kerne gezogen worden. Ein kleiner von fünfzehn Jahren ging in der strengen Kälte des vorigen Winters (1849/50) verloren, wie denn dieser Winter fast überall die kleinen Palmbaumgruppen in Dalmatien decimirt oder vielmehr, da gewöhnlich nur drei oder vier beisammen standen, trimirt hat.

Bald erreichten wir einige kleine an der Chaussee liegende Häuser, welche die türkische Gränze bezeichneten, und wir trabten nun in die sogenannte Sutorina hinein. Es ist dieß ein den Türken unterworfenen Thal, das als Fortsetzung der Bai von Castelnovo einige Stunden nordwestwärts ins Land hinausgeht. Es ist zwischen zwei Bergzügen zur Rechten und Linken eingefaßt, von denen der eine den Küstenrand des Meeres bildet, während der andere mit ihm im Innern des Landes parallel fortläuft. Das Gegenstück und die Fortsetzung dieser Sutorina bildet das ragusische Thal von Canali, das in derselben Richtung weiter geht und von denselben Bergreihen eingefaßt wird. Man kann beide Theile als ein Ganzes, als eine zusammenhängende, mit dem adriatischen Meere parallel laufende Bodeneinsenkung betrachten, wie denn fast ganz Dalmatien aus so gerichteten Thälern zusammengesetzt ist.

Der Verkehr von Ragusa zur Bucht von Cattaro lief schon von den ältesten Zeiten her durch diesen Canal. Schon die Römer hatten in derselben Richtung Straßen, Aquäducte u. s. w. Durch diese beiden Thäler drangen im Jahre 1806 die Montenegriner gegen Ragusa vor, und eben so haben in früheren Zeiten sich oft genug Angreifer von der Bocca her nach Ragusa und umge-

kehrt von Ragusa her zur Bocca dieser beiden Thäler als eines Laufgrabens oder Canales bedient. Sie haben daher eine nicht geringe historische Bedeutung, und Canali und Sutorina werden in der Geschichte Dalmaniens sowohl der in ihnen gelieferten Schlachten, als der über sie abgeschlossenen Tractate wegen häufig erwähnt.

Auch die Oestreicher haben in neuester Zeit durch diese Thäler von Castelnovo bis Ragusa eine Straße angelegt, die quer durch das türkische Gebiet führt. Sie haben sie auch auf türkischem Gebiete mit ihrem Gelde bezahlt und sich dafür freien Verkehr und eine gewisse Oberhoheit oder polizeiliche Aufsicht über dieses Straßenstück reservirt. Oestreichische Soldaten passiren dieselbe in voller Bewaffnung, und sogar mit geladenen und gespannten Gewehren, ohne weitere Anfrage deshalb bei der türkischen Gränzbehörde zu thun. Man sagte mir in Castelnovo, die Straße gehöre ganz an Oestreich. Wie dieß aber genau zu verstehen sei, weiß ich nicht recht. Und doch ist es nicht unwichtig, genau zu wissen, welche Rechte Oestreich über diese Chaussee hat, wie denn überhaupt diese ganze Sutorina, so klein sie ist, und die Beleuchtung der tractatenmäßigen Rechte, welche Oestreich und der Pforte über sie zustehen, in neuester Zeit wieder deswegen Fragen von politischer Bedeutung geworden sind, weil die Engländer ein Auge auf diese Gegenden geworfen haben.

Es ist bekannt genug, daß jene kleine schmale Landzunge, welche zur Bai von Cattaro hinabläuft, so wie eine andere ihr ähnliche Landzunge im Nordwesten von Ragusa an dem Küstenpunkte Kleck im Frieden zu Carlowitz deswegen an die Pforte abgetreten wurde,

damit das Gebiet von Ragusa ganz von dem der Pforte umschlossen und von dem von Venedig getrennt sein möge. Die Raguser, deren Feindseligkeit gegen Venedig eben so alt war wie ihre Freundschaft mit den Türken und die mit den letzteren schon Bündnisse schlossen, als dieselben noch nicht einmal ganz Kleinasien besaßen, — diese Raguser, die man im übrigen Europa daher auch beinahe als Genossen und als halbe Unterthanen des Sultans betrachtete, deren republikanische Unabhängigkeit aber höchst wunderbarer Weise immer von den Türken respectirt wurde, wollten nun lieber auch mit ihrem ganzen Gebiete der despotischen Pforte als der Schwesterrepublik Venedig im Schooße sitzen, welche letztere sowohl im Süden als im Norden von Ragusa Erwerbungen gemacht hatte. Namentlich rückte Venedig den Ragusern im Frieden von Carlowitz sehr nahe, wo es sowohl an der Bocca im Süden als auch an der Narenta im Norden neue Länderabtretungen von den Türken erhielt. Diese sollten den Venetianern auch das Thal von Sutorina, sowie den Länderabschnitt bei Kleck geben, und sie wären den Ragusern dann ganz nahe gerückt. Auf dem Congresse zu Carlowitz, wo man diese Gränzbestimmungen beliebte, war die kleine Republik Ragusa durch keinen Gesandten vertreten, und ihre Interessen schienen bei den dortigen Verhandlungen ganz unberücksichtigt zu bleiben. Der einzige Raguser, der in Carlowitz in der Nähe der verhandelnden Parteien anwesend war, war der Kammerdiener des englischen Gesandten.

Die Raguser sind alle, bis zu dem geringsten herab, eifrige Patrioten, und jener Kammerdiener mochte bei seinem Herrn oft etwas erlauscht haben, was in Bezug

auf Ragusa bei den Friedenstractaten im Werke sei. Als er erfuhr, daß Venedig zu beiden Seiten von Ragusa herum alles Gebiet erwerben solle, glaubte dieser arme Mann schon den Rachen des Marcuslöwen sich öffnen zu sehen, um sein geliebtes Ragusa zu verschlingen. Er that in seiner Herzensangst einen Fußfall vor seinem Herrn, dem englischen Gesandten, und flehte ihn an, sein Vaterland zu retten. Er habe sich die Sache überdacht und sei der Ueberzeugung, daß sein Ragusa nur bestehen könne, wenn es wie von jeher mit der Pforte in politischer und territorialer Verbindung bliebe, und ein paar Streifen türkischen Landes müßten daher zu beiden Seiten von Ragusa, wie schützende Mauern zwischen ihm und dem Gebiete des Marcuslöwen stehen bleiben. Der Gesandte, der von dem rührenden Patriotismus seines Kammerdieners bewegt wurde, und dem es vielleicht auch sonst einleuchten mochte, daß es gut sei, Ragusa's Unabhängigkeit wahren zu helfen, setzte sich darauf in Bewegung, und die Folge davon war diejenige Gestaltung der venetianischen, türkischen und ragusischen Gränzen, wie sie in diesen Gegenden das ganze vorige Jahrhundert hindurch existirt hat, und wie sie auch noch heutiges Tages, nur mit dem Unterschiede, daß an die Stelle von Ragusa und Venedig jetzt Oestreich getreten ist, fortbesteht.

Es ist schade, daß Oestreich bei den Friedensverhandlungen von 1814 und 1815 nicht auch einen solchen diplomatischen Kammerdiener besaß, wie ihn Ragusa zu Carlowitz hatte. Sonst hätte man damals wohl leicht von der Pforte den Besitz jener beiden kleinen Ländertheile erlangen können. Allein damals hatte Niemand

vor den Engländern eine solche prophetische Furcht, wie jener Kammerdiener vor den Venetianern, und man dachte nicht daran, daß England einmal die Unterhandlungen über die Abtretung der Sutorina, die Desterreich nicht führte, zu seinem Vortheile aufnehmen könne. Dieß ist vielleicht in unserer Zeit bereits geschehen, wo die Engländer nach einem günstigen Punkte im Inneren des adriatischen Meeres, vor dessen Thoren sie jetzt einzuweilen Halt gemacht haben, sehr eifrig trachten. Die Sutorina stößt an die Bocca von Cattaro, und eine Ansiedlung der Engländer, der Freunde und vornehmsten Ausbeuter der Türken, würde dieser höchst wichtigen Besitzung von Desterreich äußerst drohend erscheinen müssen. Den Türken ein Capital zu bieten, das die Einkünfte der ganzen Sutorina reichlich compensirte, wäre den Engländern eine Kleinigkeit, und wenn sie hier eine Festung anlegten und zugleich eine Chaussee oder gar, wie man wohl etwas voreilig gefürchtet hat, eine Eisenbahn in's Innere der Türkei nach der Herzegowina und Bosnien bauten, so könnte hier eine englische Colonie entstehen, die nicht nur dem österreichischen Cattaro gefährlich würde, sondern auch dem blühenden Triest, sowie den dalmatischen Häfen Desterreichs einen Theil ihres Handelsgebiets entzöge.

Man sagte mir zwar, wenn ich recht verstanden habe, in Castelnovo, die Pforte habe nicht das Recht, einen Hafen bei Castelnovo anzulegen, könne daher auch Niemandem ein solches Recht abtreten; auch existirten gewisse Tractate, wonach die Pforte sich verpflichtet habe, überhaupt gar keine Schifffahrt von der Sutorina aus zu betreiben, und denen zufolge Desterreich das

Recht besitze, überhaupt jedes türkische Schiff am Auslaufen zu hindern und sogar keine türkischen Küsten- und Fischerbarken hier zu dulden. Oestreich lasse daher auch von Zeit zu Zeit, so sagte man mir, diese Küsten inspiziren, um nachzusehen, ob sich etwa türkische Fahrzeuge dort zeigten. Allein dieß Alles muß doch nicht so ganz ausgemacht und wohl verbrieft sein; denn bekanntlich sind in allerneuester Zeit (im Winter 18⁵⁰/₅₁) nicht weniger als dreitausend Mann türkische Soldaten in der Sutorina gelandet und haben, von Oestreich nicht gehindert, durch dieses Thal hindurch einen Marsch in's Innere von Bosnien zur Stillung der dortigen Unruhen ausgeführt. Kann die Türkei dieß selber thun, so kann sie es auch Fremden erlauben oder verbieten. Es ist aber gewiß, daß die Türken jetzt, wo auch die Engländer gewissermaßen als Concurrenten der Oestreicher bei der Erwerbung der Sutorina aufgetreten sind, solche Rechte nicht anders als um einen sehr hohen Preis hergeben würden. Der andere Ländertheil, den die Türken bei Kieck in der Nähe der Rarentamündung besitzen, ist nicht so wichtig, weil er nicht zu einem so bedeutungsvollen Punkte, wie es die Bai von Cattaro ist, hinführt, vielmehr hinter der langen Halbinsel von Sabioncello versteckt liegt.

Die Sutorina ist übrigens ein fruchtbares und angebautes Thal, das mit Weingärten, Maisfeldern, Olivenbäumen ganz gefüllt ist. Aber großer Gott, was für ein Anbau ist dieß! Ich sagte Weingärten, ich sollte sagen Weinrebenwildnisse. Wir fanden überall die Weinstöcke in sehr betrübttem und verwahrlostem Zustande. Zuweilen sahen wir ganze Felder mit verdorrten Stöcken, an denen

höchstens hie und da ein kleiner blättertragender Ast saß. Die Olivenbäume schienen alle leidend und kränklich zu sein, zum Theil mit Moosranken und Schmarogerpflanzen bedeckt, halb mit dürren, halb mit grünenden Aesten. Nichtsdestoweniger hatte die reiche Mutter Natur diese grünenden Aeste mit einer Fülle von Früchten ausgestattet, und überall, wo sie gesund waren, waren auch die Nebenzweige mit schwarzen Trauben reichlich bedeckt. — Welcher Contrast mit den so wohlgepflegten Weingärten und Olivenhainen der Bocca, sowie mit denen im ragusischen Gebiete, wo die Leute ihrer sorgfältigen Olivencultur wegen berühmt und in Dalmatien als gute Olivengärtner gesucht sind.

Das ganze Thal der Sutorina fanden wir, da eben Wein- und Maisernte war, voll mit Menschen. Aber großer Gott, was für Menschen! Obgleich es Ackerbauer waren, so sahen sie doch wie recht arges barbarisches und zerlumptes Raubgesindel aus. Welcher Contrast auch hierin mit der Bocca im Süden und mit Ragusa im Norden. Wenn die übrigen Thäler der Herzegowina dem von Sutorina gleichen, so macht einem dieses kein Verlangen, sie zu besuchen. Aus Trebinje, der nächsten türkischen Stadt, waren die türkischen Possidenti herabgekommen, um bei dieser Gelegenheit von ihren christlichen Unterthanen oder Vasallen den ihnen gebührenden Tribut gleich auf dem Felde und *in natura* einzucassiren. Diese Herren quartiren sich für die Erntezeit gewöhnlich in dem Hause eines ihrer Vasallen ein, wo sie des Nachts schlafen. Des Tages ziehen sie mit ihnen nach den Weingärten und präsidiren, Taback rauchend, den Geschäften der Ernte.

Wir sahen hie und da mitten im Felde unter irgend einem Baume und improvisirten Zelte einige solche türkische Herren etablirt. Sie saßen rauchend da und hatten ein Tuch im Rasen ausgebreitet, auf welches ihre Leute den Tribut niederlegten. Auch türkische Weiber waren dabei zugegen.

Ehemals kamen eben so, wie wir dieß hier sahen, zu den oben genannten Kriwoschianern, als sie noch zur Türkei gehörten, die türkischen Herren in der Erntezeit, den „Arradsch“ (Tribut) einzufordern. Einmal, es soll ungefähr vor siebzig Jahren gewesen sein, kam auch ein solcher türkischer Herr und quartirte sich bei einem seiner kriwoschianischen Vasallen ein. Er verlangte von ihm einen Lammbraten. Der Kriwoschianer fragte: „Welches Stück?“ „Den Schenkel!“ erwiderte der Herr. „Du sollst ihn aber ohne weitere Umstände mit der Hand braten und sonst mit nichts Anderem anfassen als mit Deinen Fingern.“ Als der Bauer sich die Finger dabei verbrannte, warf er den Braten unwillig weg und sagte, so könne und wolle er nicht braten. Darauf nahm der Türke sein Pfeifenrohr und schlug den Bauer über den Kopf. Diesen aber ergriff darüber der Zorn dermaßen, daß er sein langes Messer zog und den Türken auf der Stelle damit niederstieß. Zugleich sprang er mit seinem blutigen Messer in's Dorf hinaus und verkündete seinen Landsleuten, was geschehen war und was er gethan hatte. Sogleich erhoben sich alle in den Waffen, fielen über ihre türkischen Herren her, tödteten oder vertrieben sie und lebten seitdem mit ihnen im Krieg. Dabei unterstützten sie die Venetianer und nahmen sie als Unterthanen unter ihren Schutz. — Nach dem, was ich ge-

hört und gelesen habe, scheint es mir, daß die meisten sicilianischen Vespere in allen diesen Ländern auf ähnliche Weise begonnen haben, und überhaupt auch die Revolten gewöhnlich zu dieser Zeit der Ernte und der Tributeinforderung bei dem Besuche der türkischen Herren entstehen.

Als wir so, dieß Alles zur Rechten und Linken betrachtend, unsere Straße zogen, erhoben sich auf einmal ein paar Kerle aus dem Gebüsch zur Seite und kamen mit lärmendem Geschrei hinter uns hergelaufen. Sie hatten uns alsbald erreicht, und ohne weiter von uns Notiz zu nehmen, machten sie sich über unseren Hund her, der bis dahin ganz treu und freundlich neben uns her gelaufen war. Sie behaupteten, dieser Hund gehöre nicht uns, sondern ihnen, und er sei ihnen entsprungen. Da sie ihrer sechs waren, so hatten sie das arme Thier bald eingekreist und gefangen und würgten es entsetzlich. Zwei hielten es an beiden Ohren, der eine legte sich mit dem Knie darauf, und die übrigen suchten ihm einen Strick um den Hals zu appliciren. Dabei machten sie ein Geschrei und Lärmen, als hätten sie einen Bären oder Löwen gefangen. Unsere Soldaten ließen dieß geschehen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, und erzählten uns, daß die Türken immer viele Hunde hätten, sie aber stets so schlecht hielten und pflegten, daß diese dann in's Oestreichische nach Castelnovo gelaufen kämen, wo für sie die Fleischtöpfe Aegyptens wären. Sie, die Soldaten, hätten in ihrer Caserne in Castelnovo meistens ein Duzend solcher zugelaufener Hunde, die sich dann an die Soldaten angeschlossen und sie aus Dankbarkeit auf ihren Excursionen begleiteten. Wenn aber die Türken,

so wie jetzt, sie wieder einfangen, so müßten sie es sich gefallen lassen.

Wir hatten bereits die beschriebene Scene weit im Rücken gelassen, als wir auf einmal wieder das Geschrei dicht hinter uns vernahmen und beim Umwenden zu unserer Freude unseren Hund befreit sahen. Er kam uns nach und die sechs Kerle mit langen Beinen hinterdrein. Trotz ihrer großen Anzahl mußten sie ihn ungeschickt gebunden oder er mußte sich gut vertheidigt haben, und sie bekamen ihn nun auch nicht wieder, denn er schoß spornstreichs in's Weite hinaus und ließ den verblüfften Türken das Nachsehen, zeigte sich dann aber wieder treu an unserer Seite.

Nachdem unser Weg das Thal der Sutorina durchschnitten hatte, ging er längs der Berge zur Linken hin. Diese Berge waren, wie alle dalmatischen Höhen, nackte Felsenrücken, in deren Rissen und Spalten aber die schönsten Gewächse vereinzelt wurzelten und blühten. Namentlich sahen wir blühende Heidekräuter, die durch ihre Größe und Pracht sich nicht wenig auszeichneten. Mitten zwischen diesen Prachtpflanzen aber klebten auf allen Felsenterrassen die Pflanzenzerstörer dieser Gegenden, die Ziegen. Manche Gebüsche und Pflanzenbüschel hatten hier, wie ich dieß überhaupt oft in Dalmatien bemerkt habe, eine völlig cirkelrunde oder halbkugelförmige Figur. Man sieht oft ganze Gebirgswände mit solchen Halbkugelgebüschen bedeckt, die aussehen, als wenn ein Gärtner sie so zurecht geschnitten hätte. Dieser Gärtner ist hier wohl niemand Anderes als die Ziege, die alle Pflanzen unter der Scheere ihrer gefräßigen Kinnbacken hält.

2.

Das Thal von Canali.

Auf diese Weise kamen wir hinauf bis zu der Höhe, welche das türkische Thal der Sutorina und das österreichische Canali scheidet und wo wir an der Gränze den österreichischen Posten von Gumanaz am Abhange des Berges liegen sahen.

Wir hielten auf der Chaussee an, und einer unserer Soldaten lief hinauf, um uns bei dem Commandanten des Postens zu melden und zwei andere Soldaten für uns zu verlangen. Da wir so viel von der guten Erziehung der Unterthanen der alten Republik, auf deren Gebiet wir nun angekommen waren, gehört hatten, so glaubten wir, es wäre ein ferneres Geleite wohl nicht nöthig. Aber der Commandant, ein Unteroffizier, ließ uns sagen, wenn wir sie überhaupt nöthig hätten, so wäre dieß jetzt noch mehr als in der Sutorina der Fall, besonders da es auch spät Abends werden würde, ehe wir unser Reiseziel erreichten. Die türkische Gränze wäre überall nahe, und hier in der Gegend gäbe es Leute genug, die capabel wären, einem Menschen seiner Rockknöpfe wegen den Garauß zu machen. Noch neulich hätten sie einen Soldaten, der sich auf der Vogeljagd von seinem Posten entfernt hätte, erschossen und ihm nichts genommen als sein Gewehr und die blanken Knöpfe von seiner Uniform. Diese selbst, als unbrauchbar in dem System des üblichen Nationalcostüms, hätten sie dem Leichnam auf dem Leibe gelassen. — Wir nahmen demnach die fernere Begleitung von Soldaten um so mehr mit Dank an, da sie auch unsere Reisegesellschaft auf eine ange-

nehme Weise vermehrte, und da es ja in unserer Gewalt stand, den armen Leuten ihre Reisemühen etwas zu ver-
füßen. Denn diese italienischen Soldaten waren die um-
gänglichsten Leute von der Welt. Sie unterzogen sich
dem Geschäfte, ein paar Fremde auf dem unbequemsten
Wege und beim ärgsten Wetter zu geleiten, auf die
bereitwilligste Weise, gaben gern Auskunft über Alles,
was wir fragten, und ermüdeten nicht, unsere schlecht
gedrechselten italienischen Phrasen schon von Weitem zu
errathen. In der Kunst, Fremde, die ihrer Sprache
nicht ganz mächtig sind, zu verstehen, sind die Italiener
größere Meister als irgend ein anderes Volk. Kaum hat
man sich besonnen, wie man die Sache wenden und seine
Worte setzen will, so fallen sie einem schon mit der
Antwort in die Rede. Allerdings ereignet es sich
dann bei ihrer Lebhaftigkeit zuweilen, daß die Antwort
auf ein ganz anderes Ziel hingehet als die Frage. Du
willst z. B. fragen, ob sie auf ihrem Gränzposten
nicht viele Langeweile haben, und die Antwort lautet:
„Ach ja, Herr! das Wetter kann noch gut werden.
Verlieren Sie nur nicht den Muth.“ — Allein es ist
doch immerhin eine Art Ideenaustausch, und man be-
kommt doch etwas zu hören. — Die Morlachen sind
darin, so sagte man mir oft, ganz anders. Sie werden
gleich verduzt, wenn man ihre Sprache nicht gerade so
spricht wie sie selber. Ja, wenn man auch nur eines
anderen Dialekts sich bedient oder ein Wort nicht ganz
richtig betont, so sind sie stutzig und bleiben stumm.

Der Eine von unseren neuen Begleitern war be-
sonders freundlich und zuthulich, und er blieb mir immer
zur Seite, mit allerlei kleinen Diensten und gefälligster

Auskunft mir beispringend. Es regnete den ganzen Tag hindurch nur mit wenigen Unterbrechungen sehr heftig. Die Soldaten hatten Noth genug, ihre Gewehre zu bedecken und zu schützen; an sich selber schienen sie gar nicht zu denken. Sie ließen auch nichts von sich hören, was einer ungeduldigen Verwünschung des Wetters oder einem Fluche ähnlich gesehen hätte, woran es doch wohl bei Soldaten von anderer Nationalität nicht gefehlt haben würde. Als ich den, der sich mir besonders angeschlossen hatte, fragte: „Was meinen Sie, wird es denn nicht endlich einmal zu regnen aufhören?“ antwortete er, nachdem er einen forschenden Blick nach allen Seiten des Himmels geworfen hatte: „O ja, Herr! wenn Gott will, so wird es heute Abend zu regnen aufhören.“ Als ich fragte, wie lange er noch zu dienen hätte, wandte er die Antwort so: „Un anno, signor — si Dio da la grazia“ (wenn Gott die Gnade giebt); das setzte er mit einem Seufzer hinzu, als befürchte er, es könne auch wohl noch länger währen. — Oestreich hat hier fast überall in Dalmatien italienische Truppen, weil diese das Klima des Landes, das ihrem eigenen Vaterlande ähnlicher ist, besser vertragen als die Deutschen, Magyaren oder Polen, weil sie sich überhaupt in dem italienisirten Lande leichter zurecht finden, und dann auch, weil alle Lombarden und Venetianer immer von zu Hause einige Unterstützung haben und daher das ohnedieß schon arme Land, in welchem sie einquartirt sind, nicht so drücken als Truppen anderer Nationalitäten.

Das Thal Canali, in das wir nun hinabzogen, ist eins der Hauptstücke des alten Gebiets von Ragusa, seiner Fruchtbarkeit und wohlhabenden Dörfer wegen

berühmt und häufig in der Geschichte der Republik genannt. Es soll seinen Namen von einem alten Aquäducte oder Canale haben, den die Römer hier durchführten, um Epidaurus mit Wasser zu versehen*). Es ist aber auch selbst wie ein großer Naturcanal gestaltet und läuft als eine geradlinige Vertiefung oder lange Mulde mitten zwischen zwei langgestreckten Bergreihen hin. Es ist beinahe sechs Stunden lang und eine Stunde breit. Bloß in dem tief ausgehöhlten Boden des Thales giebt es Anbau. Die Berge zu beiden Seiten sind zerrüttete kahle Felsmassen, wie überall in Dalmatien. Die Dörfer und Häuser der Bewohner liegen längs der Berge oberhalb der angebauten Thalsohle und unterhalb der kahlen hohen Steinrücken. Weil es an einer gehörigen Regulirung des Abzugs der Gewässer fehlt, wird im Winter das ganze Thal überschwemmt bis

*) Im Slavischen heißt dieses Thal „Shuppa Kanawlowiska“ (der Canalische Gau). — Wenigstens steht dieser slavische Name in einem alten serbischen Documente von 1391. Schon die alten Epidauritaner haben dieses Thal besessen. Später fiel es an die slavisch-serbischen Fürsten von Zachlumien und Trebunien. Diese traten aber dasselbe nachher an Ragusa ab. Und es ist sehr merkwürdig zu sehen, wie diese Fürsten in den darüber ausgestellten Schenkungsurkunden Ragusa mit Epidaurus und sich selbst mit den unbekannten alten illyrischen Königen der römischen Zeit identificiren. Denn sie sagen darin, daß alte Leute noch sehr wohl wüßten, daß der Canalische Canton in uralten Zeiten den Bürgern von „Epitawr“, den Vorvätern der Raguser, gehört habe. „Es ist ihnen aber unrechtmäßiger Weise von unseren Vorvätern (den illyrischen Königen) genommen worden. Und wir, die wir dieß Unrecht unserer Vorväter wieder gut machen wollen, schenken es ihnen (den Ragusern) daher hiermit wieder zurück.“

beinahe zu den Dörfern aufwärts und bildet dann einen weiten langen See, der vermuthlich den Wein- und Maisanpflanzungen nicht wenig schädlich ist. — Das Thal mündet in der Richtung auf Ragusa Vecchia und auf die Bai von Ragusa (die gewöhnlich die Bucht von Brenno genannt wird) aus. Doch flacht es sich hier nicht ganz zum Niveau des Meeres ab. Vielmehr steht seine Mündungsgegend noch ganz nahe an der Küste ziemlich hoch auf. Es ist hier gleichsam wie durch ein Felsplateau geschlossen. Mir wolte es sogar fast bedünken, als ob der innere Boden des Thales noch etwas tiefer läge als dieses Plateau, das bei Ragusa Vecchia zum Meere abfällt. Canali ist daher eigentlich ein Hochthal zu nennen, oder ein hochliegendes ehemaliges Seebecken, dessen Gewässer durch den Damm der vorliegenden Felswand nach dem Meere hin sich einen Ausweg gebrochen haben. Daraus erklärt sich denn auch das noch jetzt häufig statthabende Aufstauen der Gewässer *).

*) Ein geistreicher, hochgebildeter und in ragusischen Angelegenheiten sehr eingeweihter Freund, der die auf Ragusa bezüglichen Abschnitte dieses Buchs im Manuscript las, machte zu dieser Stelle folgende interessante Bemerkung. „In Canali und Ragusa glaubt man, daß durch diese Ueberschwemmung eben die Fruchtbarkeit des Thales bedingt sei. Der Abfluß der Thalgewässer geht unter Dagnagora links ins Meer durch die sogenannten „Zasovi“ (vom Slavischen „Zas,“ so viel als „Abgrund, Loch“). Doch diese Zasovi sind nicht so gestaltet, daß sie den Abfluß hinreichend schnell und regelmäßig machten. Die Republik hat ihn öfters regulirt. Eine großartige und gründliche Regulirung sollte nach einem Plane, den ein großer ragusischer Mathematiker entworfen hatte, in den letzten Zeiten derselben in Angriff genommen werden. Der Sturz der Republik machte diesem Unternehmen ein Ende.“

Ehemahls machte Canali einen Theil des slavischen Fürstenthums Trebunia, des heutigen Districts Trebinje in der Herzegowina aus. Von einem slavischen Fürsten dieses Landes bekamen es die Ragusaner abgetreten und haben es bis zu dem Untergange ihrer Republik behalten. Die Canalesen, die Bewohner dieses Thales, sind ein slavischredender Stamm, der zuweilen gegen seine republikanischen Herren etwas widerspännstig gewesen ist und mitunter mit Gewalt in der Treue erhalten werden mußte. — Noch kurz vor der Zeit, in welcher die Franzosen der alten Republik ein Ende machten, sandten die Canalesen eine Deputation an den österreichischen General in Cattaro und ließen ihn wissen, daß sie lieber zu Oestreich gehören möchten. Auch jetzt noch sollen diese Canalesen ein ziemlich troziges Völkchen sein. Die meisten ihrer Dörfer liegen an der Seite der türkischen Gränzgebirge hin, in eben der Weise und in eben solchen gesicherten Positionen, wie die Dörfer in der Shuppa an den Bocche di Cattaro. Ich hörte von einem ragusischen Herrn, der sehr große Besitzungen in Canali habe, und dem die meisten jener Dörfer zinspflichtig seien. Schon seit mehreren Jahren aber, so sagte man mir, habe er keine Einkünfte davon bezogen; auch wage er es nicht, sich unter seinen Leuten sehen zu lassen, weil er nicht sicher wäre, statt mit Zinsgroschen mit Flintenkugeln begrüßt zu werden.

Ich werde mir erlauben, zum Frommen des Lesers im Verlaufe des Abschnitts über Ragusa noch einige kritische Bemerkungen meines verehrten Freundes unter dem Texte abdrucken zu lassen. Und damit man sie erkennen kann, werde ich sie mit Gänsefüßchen einklammern und den Buchstaben X darunter setzen.

Unsere Bauern, sagte mir ein Raguser, sollen uns ein Drittel ihrer Einkünfte für den Besitz des Bodens zahlen, thun es aber nicht. Seit fünf Jahren haben sie nichts gezahlt. Will man sie dafür auspfänden lassen, so findet man meistens nichts in ihren Häusern. Für das Haus, das sie bewohnen, und das ebenfalls dem Herrn gehört, sollen sie ihre neunzig Tage arbeiten. Aber der Herr soll ihnen dabei für jeden Arbeitstag eine Vergütung von einem Zwanziger geben. Dafür kann er auch andere Arbeiter haben. Da er ihnen nun noch dazu das Haus repariren und in gutem Stande erhalten muß, so hat er dann von seinem dem Bauer überlassenen Hause und jenen neunzig Tagen, welche dieser ihm dafür arbeitet, gar nichts als Kosten. Gern würden die Herren ihren Bauern die Häuser mit sammt dem dazu gehörigen Grund und Boden verkaufen. Man kann es aber in den meisten Fällen nicht, weil das Gut gewöhnlich ein Fideicommiß ist.

Ganz in der Nachbarschaft der Canalesen in den türkischen Gränzgebirgen, bereits in der Herzegowina, giebt es mehre kleine Striche und Dörfer, wo die Leute katholisch sind. „Und dennoch,“ so sagte mein Begleiter fast erbittert, „sind sie den türkischen Grundherren unterworfen!“ Daß Griechen den Türken unterworfen wären, schien ihm natürlich, daß dieß aber mit Katholiken, „ächt christlichen Katholiken!“ der Fall sei, dieß war ihm, als wenn seine eigenen Landsleute und Brüder unter mohammedanischem Joch schmachteten. — Die Leute aus diesen katholischen Dörfern haben noch weniger Lust, ihren türkischen Grundherren zu zinsen als die Canalesen ihren ragusischen. In den Jahren 1848 und 1849

kamen sie oft nach Canali hinüber und fragten, wann denn endlich die Oestreicher kommen würden, um sie zu ne men und von dem türkischen Joche zu befreien. Die Katholiken in ganz Bosnien und der Herzegowina betrachteten Oestreich als ihren natürlichen Protector, so wie die Griechen Rußland. Es ist nur schade, daß es trotz der seit Jahrhunderten von Italien und Oestreich her aufgewendeten Mühen nie recht hat gelingen wollen, die katholische Partei dort zahlreich und stark zu machen.

Nabe bei jenem Gränzposten wo die Thäler von Canali und Sutorina auf der Höhe verschmelzen, ist nach Norden gegen die Türkei hin ein natürlicher Einschnitt in die Berge, und durch diesen führt die Haupt Handelsstraße aus dem Lande Tribunia und von der ziemlich großen türkischen Stadt Trebinje nach Canali und zur Bocca von Cattaro nach Castelnovo herab. Wir sahen den finstern tief eingeschnittenen Paß in der Ferne. Wenn Markttag in Castelnovo ist, so kommen die Türken hier oft in großen Karavanen durch. Unter den Dingen, die sie herzuführen, ist auch gewöhnlich Taback, und mit dieser in Oestreich sonst so verpönten Waare haben sie nicht selten zwanzig bis dreißig Pferde beladen. Dieser Schmuggelhandel wird hier ganz unverhohlen betrieben. Trotz des Tabacksmonopols raucht fast ganz Dalmatien guten türkischen Taback. Es muß wohl eine baare Unmöglichkeit sein, die über 60 Meilen lange Gebirgsgränze Dalmatiens gegen die Türkei genau zu bewachen. Als wir nach Grudda, dem ersten großen Dorfe in Canali, kamen, fanden wir dort sechs bis acht türkische Tabackshändler, die ihre lockende Waare den Dorfbewohnern feil boten. Sie hatten ihre Pferde an

einen Zaun gebunden und ihre Gewehre — denn bewaffnet sind diese Kaufleute hier natürlich wie Alles im Lande — daneben gestellt. In einem Intervall von Sonnenschein hatten sie ihre Säcke mit dem verführerischen Inhalte des schönen honiggelben duftenden Tabacks halb geöffnet neben der Straße postirt, und die Leute von Grudda kauften sich fleißig ein. Auch wir verlangten etwas „von der besten Sorte.“ Als aber einer der Türken in seinen großen Sack griff und mir davon abwägen wollte, lief schnell mein treuer Italiener, der die Schliche dieser Leute besser als ich kannte, herzu und schob ihn bei Seite, indem er behauptete, das sei nicht der rechte und preiswürdige Taback. Er zwang ihn, ein kleines eleganteres Beutelchen aus dem großen Sacke hervorzuholen, das darin versteckt war und die rechte Waare enthielt. Der Türke, ohne über seine entdeckte Betrügerei zu erröthen, ließ sich das gefallen und wog mir nun mit derselben Ruhe die von ihm verlangte gute Waare zu, mit der er mir vorher die schlechte dargeboten hatte. — Ich fragte meine Soldaten, wie es käme, daß die Türken bei unserem Erscheinen keine Furcht vor der bewaffneten Macht gezeigt und keine Maßregeln zur Bertheidigung oder Flucht genommen hätten. Sie antworteten, die Türken wüßten wohl, daß dieß nicht die Sache der Soldaten sei. Die „Männer von der Finanz“ müßten dafür aufkommen. Auch hätten sie es uns wohl gleich angesehen, daß wir unschuldige fremde Reisende wären, und überdieß würde der Tabackshandel hier so ungenirt betrieben, daß Keiner weitere Notiz davon nähme, als nöthig wäre zu dem Zwecke, sich recht reichlich mit dem willkommenen Producte zu versehen. —

Wie Taback, so wird auch Salz aus der Türkei nach Dalmatien herein- oder vielmehr zurückgeschmuggelt. Denn die Türken bekommen es zuerst von dem österreichischen Gouvernement um billige Preise und können es daher mit Vortheil den österreichischen Unterthanen wieder anbieten, die es zu Hause theurer bezahlen müssen. Dieser Salzschmuggel der Türken nach Oestreich ist an der ganzen langen türkisch-österreichischen Gränze bis nach der Walachei hin im Schwange.

Grudda ist das größte Dorf in Canali und, ich glaube, so eine Art Hauptstadt dieses Thales. Wir machten hier unsere Mittagsstation und waren froh, in der trostlosen Locanda doch ein paar rohe Eier, und ein Stück, wenn nicht beißbaren, doch wenigstens zerschneid-, zerkhack- und folglich auch schluckbaren Schinken zu finden. Ich bewunderte die Genügsamkeit unserer Leute, sowohl der Italiener als der Bocchesen, die sich von freien Stücken gar nichts auf unsere Rechnung geben ließen. Jene machten noch erst viele freundliche Complimente, bevor sie den schwarzen Wein, den wir ihnen darreichen ließen, annahmen, und diese boten selbst ihren Pferden nichts weiter an als eine halbstündige Verschmausung, die sie in dem Vorhofe der Locanda, auf ihren vier Beinen wie eingewurzelt neben einander stehend, genossen. Unsere Bocchesen, die beiden Spiro, aßen und tranken den ganzen Tag nichts, und was wir ihnen gaben, steckten sie in die Tasche. Eben so wenig erquickten und erholten sie sich am Abend, als wir in Ragusa Vecchia ankamen, machten dort nicht etwa Nachtquartier, sondernkehrten auf der Stelle, nachdem sie den bedungenen Lohn empfangen, wieder um und liefen die Nacht durch sporn-

streichs durch Canali und Sutorina nach Castelnovo zurück.

In der Locanda von Grudda fanden wir das Portrait des berühmten ragusischen Dichters Bernhardus Zermagna, der im vorigen Jahrhunderte hier einen Landsitz hatte, und unter dem Bilde ein langes in einen Stein gegrabenes lateinisches Gedicht. Der Dichter beschrieb darin die Reize seiner ruhigen Villa und beklagte dann die Zerstörung derselben durch die raue Hand der Montenegriner, die im Jahre 1806, wie gesagt, raubend, mordend und brennend das ganze Thal von Canali gleich einer Bora durchbrausten, um Ragusa zu erobern oder zu plündern. Das Gedicht schloß mit einer eigenthümlichen und naiven Wendung, ich möchte sagen, mit einer frommen zwischen den Lippen hervorbrechenden Verwünschung der Montenegriner. „Und o! möge dich,“ so endete der Dichter, indem er den Feind, der seine Villa in Asche verwandelte, opostrophirte, „möge dich auch, wenn es überhaupt erlaubt ist, eine Strafe für irgend einen Feind zu erbitten, möge dich eben so die Flamme verderben, dich selbst und dein Haus dazu!“

At te, si poenas fas ulli exposcere ab hoste

Sic utinam perdat flamma tuamque Domum! *)

Man findet es natürlich, daß ein Bocchese einem Montenegriner, der ihm sein Haus über dem Kopfe an-

*) Auch Cicero hat einmal die Dalmatier verwünscht, nämlich in einem Briefe an seinen Freund Valentinus, dem die Dalmaten den Sieg sehr schwer gemacht hatten, und dem noch dazu Cäsar den Triumph für seinen Sieg vorenthielt. „Dalmatis,“ sagt Cicero, „Di male faciant, quod molesti tibi fuere.“

zündete und seine Kinder ermordete, dasselbe wünscht. Aber es hat doch bei aller Theilnahme, die man einem Manne, der im Kriege sein Haus verlor, schenken mag, etwas sehr Komisches, wenn Jemand sich hinsetzt und einen solchen Fluch in eleganten lateinischen Versen herausdrechselft und ihn in einen Stein einschneiden läßt, indem er sich dabei zugleich daran erinnert, daß er ein Christ ist, der selbst seinen Feinden vergeben soll, und indem er nun, um sein Gewissen zu beruhigen, gleichsam in Parenthese zu sich selbst oder zur Gottheit spricht: wohl sollte ich eigentlich Niemandem was Böses wünschen, aber das kochende Blut schäumt doch über. Und wie? „Dich mit sammt deinem Hause möge die Flamme verderben!“ Das ist eigentlich noch etwas Schlimmeres als das, was die Montenegriner ihm anthaten, da sie ihn ja beim Leben ließen. Es liegt viel Humor darin! Man sieht den reinen dalmatinischen Naturmenschen hervorbrechen und die Schranken der christlichen Liebeslehre gleichsam mit einem Saltomortale überspringen. Der ungebildete Bocchese macht einen solchen Satz nicht, wenn er seinem Feinde Rache schwört. Er ist ganz bona fide und glaubt, das beste Recht zur Rache und zum Fluche zu haben. Er hält die Rache sogar für heilige Pflicht. „Wer sich nicht rächt, der heiligt sich nicht,“ ist ein bekanntes morlachisches Sprüchwort, und er ruft seine Rache laut aus, daß man es im Himmel hört. Jener Civilisirte aber glaubt, die Ohren der guten Geister zu beleidigen, und bittet sie gleichsam dafür um Verzeihung, daß er nicht lassen kann, was er doch eigentlich lassen sollte *).

*) „Nichts war gewiß dem milden, geistreichen, eleganten, ich

In Grudda hatte der Regen ein wenig aufgehört. Aber schon wehte der warme Scirocco wieder neue Wolken herbei, die sich wie ein grauer Vorhang über ganz Canali hinlagerten und sogleich wieder sich zu entladen anfangen, als wir unsere Pferde von Neuem bestiegen, um unsere Straße weiter zu ziehen. Ich nannte diese Straße oben eine von den Oestreichern angelegte „Chaussée“. Man muß sich dabei aber nicht zu viel Schönes vorstellen. Der Weg ist allerdings für Reiter zu gebrauchen.

möchte sagen: übercivilisirten Abbate Zermagna, welcher 30 Jahre seines Lebens als Professor eloquentiae in Rom, Florenz und Mailand und nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens in der elegantesten Gesellschaft von Mailand verlebte und dann in Ragusa als Muster classischer Bildung bis 1820 bewundert wurde — nichts war diesem Mann, sage ich, ferner als ein barbarisches Rachegefühl, noch dazu gegen ein Volk, welches man bei uns als ein wildes betrachtet. Man verstand sehr wohl, daß die Montenegriner eigentlich nur ihr Metier verrichteten. Der erste Eindruck des poetischen Ergusses mag auf einen Reisenden der sein, den der Verfasser oben im Text beschreibt. Doch, wenn man weiß, daß bei uns und in ganz Italien bei einer lateinischen Dichtung die Hauptsache und der Hauptzweck dahin geht, so zu sagen, den Wohlgeruch des classisch antiken Geistes zu treffen und die Verhältnisse und die Gesinnungen so darzustellen, wie sie einem Virgil oder Horaz vorgekommen wären, so begreift man leicht die obige Wendung des Gedichts. Nur das Objectiv-Classische oder was noch bei moderner Civilisation von antiker Anschauung bleiben konnte (und dessen ist freilich bei uns und in Italien mehr, als man in Deutschland möglich glaubt) wurde in lateinischer oder griechischer Sprache gedreht. Wenn man eigene, subjective, moderne, christliche Ideen und Gefühle ausdrücken wollte, so profanirte man damit selten die lateinische Sprache und schrieb dann lieber italienisch oder slavisch. Dieß ist die wahre Explication jenes classischen Ergusses.“

Und selbst für diese ist die Reise noch manchmal sehr unbequem. Nur stellenweise ließe sich allenfalls fahren. Doch fanden wir an verschiedenen Punkten des Weges, der, als der einzige die Bocca und Ragusa, zwei so wichtige Punkte, verbindende Landcanal, nicht unwichtig ist, angefangene Straßenbesserungs-Arbeiten. Merkwürdig ist es, daß die so hoch gebildeten Herren von Ragusa gar nichts für die Wege in dem Gebiete ihrer Republik gethan haben, platterdings ganz und gar nichts, obgleich es ihnen, die doch bloß durch den Handel groß und reich wurden, eben so klar wie uns sein mußte, daß gute, feste, flache Wege die Hauptgrundlage aller Handelsbewegung sind. Der ganze Handel von Ragusa, so weit er Export- und Waarenhandel war, bestand ja vornehmlich in dem Verkehr mit Bosnien und der Herzegowina. Sollte man nun nicht glauben, daß diese erleuchteten Handelsherren, die von der Pforte die Erlaubniß bekommen hatten, in Mostar, in Bosna Serai, in Trawnik, in allen Hauptstädten jener Länder Factoreien anzulegen, vor allen Dingen ihren Einfluß und ihr Geld darauf hätten verwenden müssen, daß die Pforte ihnen Wegeausbesserung erlaube. Oder sollte man nicht erwarten, daß sie wenigstens ihr eigenes Gebiet, wo sie ganz die Herren waren, mit, ich will nicht einmal sagen, fahrbaren, doch wenigstens für Reiter und Fußgänger nicht haltsbrecherischen Straßen versehen hätten? Aber weit entfernt davon reisten und transportirten die Raguser auch in ihrem Gebiete nicht anders als die Türken in dem ihrigen auf kleinen Pferden über Stock und Block. Wege waren eben damals noch nicht Mode, wie ein Mal jetzt und wie ein anderes Mal früher zu der

Römer Zeit, und die Mode, nicht vernünftige Uebersetzung, ist es, was am Ende doch fast Alles beherrscht. Weil Wege noch nicht Mode waren, so waren die Raguser auch in dieser Beziehung, wie alle übrige Welt, stockblind, obgleich sie in anderen Beziehungen in Bildung der übrigen Welt so weit voraus waren*).

Unser Weg führte immer längs der Berge zur linken Seite von Canali hin, meistens auf der halben Höhe. Das grüne Thal, das im Winter durch Wasser ganz unwegsam wird, lag unter uns zur Rechten, gegenüber zählten wir die canalesischen Dörfer, die an den türkischen Gränzgebirgen flebten.

Gegen Abend kamen wir auf dem flachen Steinplateau an, das, wie ich sagte, gegen Ragusa hin das Thal abschließt. Die Wasser von Canali brechen hier in einer tief eingeschnittenen Schlucht durch und kommen an der Meeresküste im Süden von Ragusa Vecchia wieder zum Vorschein, wo sie aus großen Höhlen, welche die Raguser „Jasi“ oder „Jasowi“ nennen, sich sofort ins Meer stürzen. Unser Weg zog sich lang über den Rücken des Plateaus hin, über dessen äußersten Rand hinaus wir ein Stück des Meeres aufdämmern sahen. Dieses Plateau bietet einen höchst eigenthümlichen und wüsten Anblick dar. Es sieht aus, als hätten Erdbeben

*) „Nur seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, seit dem Erdbeben vernachlässigte man auf eine sehr deplorable Weise die Straßen. Vor dieser Epoche begegnet man in der Gesefssammlung alle Augenblicke Verordnungen über Straßenbauten, von denen auch die Spuren noch vielfältig zu sehen sind. Namentlich die sogenannte „Karavanenstrafe“ nach der Türkei war für große Karavanen sehr gangbar gemacht.“ X.

Jahrhunderte lang hier Alles zerflüftet, und durch einander geworfen. Ich glaubte auf dem Karstplateau bei Trieste zu sein. Nur waren die einzelnen zerstreuten Pflanzen hier schöner und stärker. Hier und da zeigten sich kleine cultivirte Fleckchen, wie freundliche Augen auf der wilden Stirn der Wüste. Ich bemerkte zu den Seiten unseres Weges an verschiedenen Punkten große hohe Steinhäufen, fast wie Hügel, auf deren Gipfel eine kleine, aus losen Feldsteinen aufgebaute Hütte stand, groß genug, daß ein paar Menschen und ein Hund hineinschlüpfen konnten. Diese Hütten, sagte mir mein Begleiter, bauten sich die Hirten, „quando vengono pascolare“ (wenn sie hieher kommen, ihr Vieh zu weiden), zum Schutz gegen die Winde, die oft sehr kalt über dieses Plateau hinweg zögen. Sie könnten von da aus weit um sich schauen und ihre Heerden überwachen.

Es ist aber undenkbar, daß diese Leute jene großen Steinhügel, auf denen ihre Hütten stehen, auf einmal herbeigeschafft haben, und doch waren sie offenbar von Menschenhand zusammengetragen und einigermaßen geordnet. Ich dachte mir daher, daß diese Hügel allmählig im Laufe der Jahrhunderte dadurch entstanden sein möchten, daß jene Hütten zu Zeiten zusammenstürzten und die Hirten dann neue Steine herbeischleppten, um eine neue Hütte auf den Ruinen der alten zu bauen, die ihnen als hohes Fundament sehr willkommen war. So dachte ich mir, seien diese Hügel allmählig wie die Koralleninseln aus den früheren zerstörten Wohnungen hervorgewachsen, und es möchten dieselben gleichsam historische Monumente des Hirtenlebens der Canalesen sein, die schon seit Jahrtausenden an diesen Hügeln bauten und

und sie mehrten. Die hiesigen Landeseinwohner nennen jene Steinhügel „Gomila“*).

Es begegneten uns hier viele Canalesen zu Pferde, die von Ragusa Vecchia herauf kamen und in ihre Thäler zurückkehrten. Es waren vermischte Gruppen von Männern und Weibern, auch diese in derselben Weise reitend wie jene, Alle in dem Schmucke ihres Nationalcostüms. Sie waren alle sehr wohlgebildete, frische, kräftige Gestalten und recht reinlich und nett, die Weiber, trotz des Regens, mit hübschen Tüchern, blendend weißer Wäsche und Spitzenbesatz geziert. In dem türkischen Sutorina hatten wir nichts entfernt Aehnliches gesehen, und wir bekamen hier die ersten handgreiflichen Spuren von der oft gepriesenen wohlthätigen Einwirkung der alten ragusischen Republik auf ihre Unterthanen, die sich in Folge des sorgfältigen Volksbildungssystems**) sowohl vor den türkischen als auch vor den ehemaligen venetianischen Unterthanen vortheilhaft auszeichnen. — Die Männer trugen nach türkischer Weise einen Turban, den sie aber „Fassa“ oder „Saruk“ nennen.

*) Aehnlich wie die bekannten Hügel in den Steppen Südrusslands, die mit einer Transposition des Consonanten „Mogile“ heißen.

**) Schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erschien in Ragusa ein Senatsconsult, worin verlangt wurde, daß jeder Pfarrer vier Stunden täglich offene Schule (*scola aperta*) für die Landjugend wenigstens bei den Hauptpfarren abhalten solle. — Auch in den ragusischen Patriciersfamilien sah man darauf, daß die Bedienten des Hauses (meistens junge Bauerbursche vom Lande) ordentlich unterrichtet wurden. Zuweilen theilten sie den Privatunterricht mit den Söhnen des Hauses. — Bei fortgeschrittenem Alter suchte man ihnen eine Anstellung als „Scrivanos“ (Schreiber) oder auf Schiffen, von denen der Herr der Principal war, zu verschaffen.

3.

Ragusa Vecchia.

Endlich, als es schon dunkelte, ließ sich die Straße aus Canali herab, und wir bemerkten in der Ferne unter uns zur Linken die Lichter von Ragusa Vecchia auf einer ins Meer sich hinaus erstreckenden Halbinsel. Die Chaussee ward nun sehr gut, und am Ende, nachdem wir noch einige Wälder oder Haine durchkreuzt hatten, sie gestaltete sich zu einem breiten wundervollen Corso längs der Küste der Bucht von Brenno, in der Nähe des Punktes, wo die Höhle sich befindet, in der des Admus Aesculap gehaust haben soll, und die in den ältesten Mythen oder Traditionen der Stadt Ragusa eine Rolle spielt.

Durch die gütige Empfehlung eines österreichischen Herrn, der sich unserer annahm, erlangten wir bald nach einigem Auf- und Niederklettern in den engen Straßen von Ragusa Vecchia ein recht erfreuliches Nachtquartier. Ein ehemaliger genuesischer Schiffscapitän nahm uns gegen Geld und gute Worte bei sich auf und trat uns für die Nacht eine ganze Etage seines hübschen Hauses ab, welches er hier als Retraite für seine alten Tage eingerichtet hatte. Man ist in diesem Lande, wenn man auf solche Weise an Privatleute empfohlen wird, ganz vortrefflich aufgehoben und wird mit mehr Aufmerksamkeit gepflegt als in einem Wirthshause. Unser Hausherr und seine ganze Familie waren bis spät in die Nacht sehr geduldig zu unserem Dienste bereit, und am anderen Morgen zum Frühstück war auch Alles wieder für uns alert und auf sei-

nem Posten. — Man verzichtet herzlich gern auf allen Luxus der großen Hotels und übernimmt willig die kleine Mühe des Wartens und Ausfindigmachens, wenn man die viel gastfreundlichere Aufnahme von solchen Privatleuten genießen kann. Auch sieht man dann doch dabei, wie die Familien des Ortes in dem Innern ihres Hauses leben und wirthschaften.

Am folgenden Morgen gingen wir ein wenig in Ragusa Vecchia herum und traten auf einige Anhöhen der von ihm eingenommenen Halbinsel hinaus, um uns eine Vorstellung von der Lage der Stadt und ihrer Umgebung zu verschaffen. Auch sahen wir über dem Wasser hin aus der Ferne etwas Grauliches schimmern, von dem man uns sagte, das sei — Ragusa!

An dem Flecke des jetzigen Ragusa Vecchia hat ehemals das alte Epidaurus geblüht, nach dessen Zerstörung und Verfall in derselben Erdposition, an derselben kleinen Meeresbucht, die Tochter von Epidaurus, Ragusa, aufblühte und bis auf unsere Zeiten herab sich in Bedeutung erhielt. Dieß Ragusa stand während des Laufes seiner Existenz mehre Male am Rande des Verderbens. Durch die Pest wurde es zuweilen aller seiner Einwohner beraubt, durch Erdbeben wurde es einmal gänzlich von der Erdoberfläche vertilgt, durch mächtige benachbarte Feinde wurde es bedroht und mußte sich bald der byzantinischen, bald der ungarischen, dann der venetianischen und endlich der türkischen Macht anschließen. Aber unter allen diesen wechselnden Schicksalen, von denen es getroffen wurde, hat es sich stets behauptet und ist immer wieder aus der Asche, aus einem Trümmerhaufen, von Neuem erstanden und hat sich vom Pesttode wieder zu

lebenvoller Volksfülle emporgeschwungen. Man kann dieses wiederholte Aufblühen nach so völligem Ruin und Absterben als eben so viele Wiedergeburten betrachten und die Sache so ansehen, als wäre auf derselben Stelle eine Reihe von Ragusas abgestorben und wieder geboren. Der Speculationsgeist und die edle Energie, von welchem einige menschliche Gesellschaften von vornherein beseelt sind, thun zwar Vieles zur Förderung des städtischen Gemeinwesens. Jener Geist muß, um eine städtische Pflanzung gedeihen zu lassen, vorhanden sein, wie der edle Saft in der Rebe vorhanden sein muß, um einen guten Wein zu erzeugen. Aber selbst den edelsten Reben muß doch ein günstiger Boden und eine vor Wind und Kälte geschützte, den Sonnenstrahlen zugängliche Position geboten werden, damit sie ihre schönen Blüthen und Früchte entwickeln und zur Reife bringen können. Es ist möglich, daß der ursprüngliche Same, der mit den Griechen von Epidaurus aus Lacedämon hierher kam, ein schon vorzüglicher war und daß davon auf das dalmatische Epidaurus, und von diesem auf das spätere Ragusa stets etwas vererbt und verimpft wurde, was dann hier Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende lang fortwucherte und eine schöne Stadtgemeinde nach der anderen an diesem Erdflecke erscheinen ließ. Allein ohne Zweifel liegt auch etwas in der Bodengestaltung und in der Configuration der Meeresküste, sowie in der Beschaffenheit der nahen und fernen Umgebung dieses Punktes, was hier so lange ein reges Leben im Schwung erhielt und immer wieder neu anfachte.

Zu zeigen, was große Männer für die Begründung einer Gemeinde und für den Aufbau der Geseze und

Verfassungen gethan haben, wie der Väter Geist auf Kind und Kindeskind forterbte, wie die Geseze und Sitten verfielen oder durch Reformatoren aufrecht erhalten und wieder hergestellt wurden, wie durch eine Reihe edler Patrioten von Hand zu Hand das heilige Feuer überliefert und brennend erhalten ward, dieß zu zeigen ist die Aufgabe eines historischen Forschers. Wesentlich aber ist es das Geschäft des reisenden Geographen, an Ort und Stelle die Natur des Landes zu erkennen und danach gleichsam den Altar oder Heerd, auf welchem jenes Feuer loderte, oder die Beschaffenheit der Localität, in welcher der Weinstock Wurzel schlug, zu zeichnen.

Kurzum ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen, warum Epidaurus, und Alt-Ragusa, und Neu-Ragusa, und das byzantinische*) und ungarische*) und türkische*) Ragusa gerade da lagen, wo sie lagen, und warum die Griechen und die Römer, und so auch die Slaven eben an dieser Stelle einen so bedeutenden Sammelplatz von Menschen, der an Macht, Thätigkeit und Reichthum so weit alle übrigen Orte rings umher übertraf, begründeten. Und hier an Ort und Stelle selbst, die Gegend überschauend, deutete ich mir die Sache nun so:

Es sind hier zwei geräumige Meeresbuchten, von denen die eine die Bucht von Brenno, die andere aber die Bucht von Sta Croce (oder von Gravosa oder die Bai von Ombla) heißt. Beide Buchten sind auf drei Seiten von hohem Festlande umgeben und gegen die Winde geschützt. Gegen die eine Seite, gegen Süden

*) Sit venia verbo.

hin, stehen sie mit dem Meere in Verbindung. Doch sind beide auch gegen diese Seite durch eine Reihe von Inseln und Scoglien gedeckt. Von Südost her streckt sich, die Bucht von Brenno umfassend, eine längliche Halbinsel herum, die einen ziemlich hohen Rücken hat und zur Befestigung passend ist. Es ist die Halbinsel, auf der jetzt Ragusa vecchia liegt, und die ehemals von Epidaurus eingenommen wurde. Zwischen beiden Buchten aber tritt eine andere Halbinsel hervor, die mehrere hohe Spizen, Vorgebirge und Vorinseln hat, welche sich alle zur Befestigung eignen, und auf deren äußerster Spitze das jetzige Ragusa liegt. — Für die beiden nächsten Bedürfnisse einer soliden und Gedeihen versprechenden Seestadtanlage, für Befestigung und Sicherheit der Schiffe, war also gesorgt. Folgt man der dalmatischen Küstenlinie, so findet man im Süden bis zu den Bocche di Cattaro und im Norden bis Spalato keine Position, die beide Vortheile in so hohem Maße mit einander combinirte.

Hinter den Bocche di Cattaro steigen gleich die colossalen Mauern der Berge von Montenegro auf, die von jeher von einem wilden räuberischen Volke bewohnt und daher dem Handelsverkehre der Bocchesen mit dem Innern des Landes wenig günstig waren. Der Waarenhandel an der Bocca ist daher nie sehr groß gewesen, obwohl sie zur Ausbildung eines tüchtigen Fischer- und Schiffervolks ungemein geeignet war. Zu den Baien von Epidaurus und Ragusa mündeten sich dazu zunächst die fruchtbaren Thäler von Ombla, Brenno und Canali aus, und dann waren auch die nach dem Innern zu liegenden Berge bei Weitem nicht so hoch und unzu-

gänglich wie die bei Cattaro. Im Rücken von Ragusa ist zunächst das Thal von Trebinje, das alte Land Trebunien, dessen Gewässer sich in Höhlen unter den Bergen verlieren und bei Ragusa in dem Thale von Ombla ins Meer ausmünden. • Durch den Paß von Bergatto hinter Ragusa führt ein von Natur bequemer Bergeinschnitt den Karawanenweg in dieses Thal und in die anderen Hinterländer hinüber. Auch das weiter einwärts greifende Thal der Narenta mußte bald mit Epidaurus und Ragusa in Beziehung treten. Denn an ihrer Mündung hatte die Narenta, die sich in sumpfige und flache Inseln verliert, keine Gelegenheit zu einem guten Hafen. Große Kauffahrer können hier nicht nahen. Nur Seeräuber konnten sich mit ihren kleinen Schiffen in diesen Sümpfen und untiefen Flußarmen verstecken und haben sich Jahrhunderte lang dort gehalten. Das Narentathal ist in seinem Hauptabschnitt von Norden nach Süden auf Ragusa gerichtet, und dieß in Verbindung mit der Beschaffenheit der Mündung mußte den Verkehr des Thales und seine Straßenzüge und Karavanen nach Ragusa führen. Es gab eine Zeit, wo das gesammte Narenta-Land mit dem erwähnten Trebunien zusammen (der Hauptkörper der jetzigen Herzegowina) von Ragusa aus wenigstens in kirchlicher Hinsicht regiert wurde. Man kann den alten großen Sprengel der kirchlichen Provincia Ragusana des fünfzehnten Jahrhunderts als den zunächst auf Ragusa angewiesenen Handelsdistrict betrachten. Und von diesem Districte aus führen andere Pässe und Karawanenwege weiter zu den Ländern an der Bosna und Drina. Und an allen diesen Flüssen und in allen diesen Ländern begründeten die

Raguser, wie früher vermuthlich auch die Epidauritaner ihre Comptoire und steckten dort ihre Handelswege aus.

So war es von der Landseite. Werfen wir weiter auf das Meer in der Nähe von Ragusa unsere Blicke, so ist vor Allem der Umstand bemerkenswerth, daß mit dem Punkte Ragusa von Norden her der große illyrische Inselarchipelagus endigt. Meleda ist die südlichste und letzte der größeren illyrischen Inseln. Sie wendet sich mit ihrer Ostspitze nach Ragusa herum. Einige ganz kleine Inseln gehen noch weiter bis Ragusa hinab; die äußersten Scoglii der ganzen dalmatischen Inselwelt liegen vor der Bai vor Brenno bei Ragusa Vecchia. Von hier an kommt nicht eine Scoglie mehr vor. Es ist hier daher eine von Natur sehr markirte Stelle des adriatischen Meeres. Es zeigen sich in Folge dessen bei Ragusa mehre Vortheile. Von hier an liegt zum ersten Mal vor der ganzen illyrischen Küste das Meer weit und breit frei und offen da. Schiffe, welche mit heftigem Scirocco aus dem Süden kommen, werden daher den Hafen von Ragusa aufsuchen, um nicht zwischen die Scoglii und Inseln im Norden geworfen zu werden. Von Norden her werden die Festlandkaravanen gern zu diesem freien Punkte herabkommen, wo die große offene Schifffahrt beginnt. — Ferner hat sich natürlich in der illyrischen Inselwelt eine eigene Bauart der Schiffe und eine eigene Schifffahrtsweise ausgebildet, die dem Terrain, ich meine der durch zahllose Scoglii coupirten Meeresfläche, angemessen ist. Diese Schifffahrts- und Handelsweise hört nun bei Ragusa auf. Alle kleinen illyrischen Inselfahrzeuge, die das offene Meer im Süden

von Ragusa nicht halten können, werden daher gern nach Ragusa als dem äußersten Scoglienspunkte kommen. Hier, wo die Scogliensfahrt endet, sind die Waaren der Inseln auf größere Fahrzeuge umzuladen, um weiter in die Welt spedirt zu werden.

Wir müßten noch die herrschenden Windrichtungen in diesen Gegenden studiren und würden auch dabei vielleicht noch einige natürliche Verhältnisse finden, die auf Ragusas Hafen förderlich einwirkten, und wir würden dann alle Ursachen überschauen, die den Punkt historisch so merkwürdig machten und die der Stadt wenigstens zur Erlangung eines hervorragenden Ranges in der Nachbarschaft verhalfen. Und dieß ist auch das Einzige, was in der geographischen Lage eines Ortes begründet ist. Ist er einmal auf dem Schauplatz der Begebenheiten bedeutungsvoll aufgetreten, so wirkt dann freilich der entflammte Speculationsgeist weiter und macht sich, um sich greifend, frei von dem Zwange der Natur. Und daß die Raguser Schifffahrt in den entferntesten Theilen des mittelländischen Meeres betrieben, die Frachtfuhrleute der Spanier, der Türken und anderer Völker wurden, erklärt sich nicht mehr aus den Winden, die bei Ragusa herrschten, aus der Gestaltung der Buchten von Brenno und Ombla, oder aus den Bergpässen zu Vergato und der Richtung der Narenta oder aus dem Verlaufe der illyrischen Inseln oder Scoglien, sondern aus dem durch jene Wurzeln erstarkten Speculationsgeiste, der die Raguser von ihrer Warte aus alle Meere überwachen und ihre Vortheile davon erspähen ließ.

Man sagte mir in Ragusa Vecchia, es seien von dem alten Epidaurus noch heutiges Tages Trümmer

und Mauern unter dem Niveau des Meeres vorhanden, und man könne dieselben zuweilen bei klarer und ruhiger See deutlich erblicken. Auch über der Erde in den Häusermauern des Orts, der jetzt die Position von Epidaurus einnimmt, sieht man noch manche griechische oder doch römische Steine.

So entdeckten wir einen solchen in einem Hause am Hafen vermauert, auf welchem ein hübsches Bruchstück einer antiken, aber sehr rohen Sculptur zu sehen war: Auf einem Triumphwagen stand in aufrechter und gebietender Stellung eine — so viel man erkennen konnte — männliche Figur. Von einer anderen sitzenden oder liegenden, wie es nach den Kleidern schien, weiblichen Figur waren nur noch die Beine bis zu den Schenkeln vorhanden. Ich weiß nicht, was diese Scene vorstellen sollte, aber mir war dabei insbesondere der Wagen auffallend. Denn jetzt giebt es weder in Ragusa Vecchia, noch auch überhaupt in Dalmatien irgend welche Carrossen. Wenn jener Stein auf ein in Epidaurus stattgehabtes Ereigniß anspielen sollte, so könnte man fast daraus schließen, daß die alten Epidauritaner Wagen und fahrbare Wege gehabt haben müssen. Freilich ließe es sich denken, daß ihre Künstler in ihren Mythen und Dichtungen auch die Tradition von einem solchen fremdartigen Vehikel herübertrugen, wie sie ja auch sonst wohl die Figuren von Drachen, Löwen, Elephanten und anderen fremdartigen Geschöpfen in Länder, wo es dergleichen gar nicht giebt, festhielten. Allerdings sah jener Epidauritanische Wagen mythisch genug aus, denn er war von dem alten Künstler mit einer sehr ungeschickten und rohen Zeichnung angedeutet. — Auf einem anderen in

einem Hause vermauerten Steine in Ragusa vecchia sah ich eine Figur eingemeißelt, die in hohem Grade der Erscheinung eines heutigen Canalesen glich. Ihrem Ansehen nach schien auch diese Sculptur sehr alt zu sein, und wenn man die Zeit ihrer Entstehung bestimmen könnte, so möchte man sie für die Geschichte der Nationalcostüme des Landes benutzen können.

4.

Illyrische Flüchtlinge und Iskoken.

Es ist uns aus der Geschichte von Ragusa bekannt, daß einmal nach einer argen Verwüstung des Orts durch eine Feuersbrunst der Senat zusammenkam und darüber beriebt, ob man nicht lieber die ganze Stadt an einen anderen Platz, nämlich an die Bai von Gravosa, verlegen sollte, daß aber der Vorschlag dazu durch die Majorität einer einzigen Stimme verworfen wurde, und Ragusa daher an demselben alten Flecke wieder aufgebaut wurde*). Es ist möglich, — wir wissen es nicht genau, daß auch in dem alten Epidaurus einmal nach einer argen Verwüstung der Stadt durch Feindes Hand der Senat eben so zusammenkam und darüber berieth, ob es nicht besser sei, den Ort an eine andere Stelle und zwar auf das Vorgebirge, auf welchem das heutige Ragusa liegt, wo die Vertheidigung gegen Feinde leichter sei, zu verlegen, und daß man dann, nachdem dieser

*) Es war dies im Jahre 1296, und der abrathende Senator hieß Bukassowitsch.

Vorschlag angenommen war, sich ins Schiff setzte und mit Sack und Pack zu jenem Vorgebirge hinüber segelte. Ich ahmte hierin den alten Epidauritanern nach, setzte mich im Hafen von Ragusa Vecchia in eine Barke, die ich mir schon früh Morgens bestellt hatte, und begab mich mit meiner Reise-Bagage unter Segel nach Ragusa.

Solche Transpositionen der Städte von einer Localität zur anderen haben an der ganzen vielbewegten illyrischen Küste fast bei jedem Orte stattgehabt. So siedelten die flüchtigen Bürger von Scardona nach Sebenico um; so retirirten die Einwohner von Salona in den Palast des Diocletian und bauten darin Spalato; so zogen die alten Pharioten von dem Orte, der jetzt Cittavecchia heißt, an die Bucht, an der das heutige Lesina liegt. Es scheint eine Zeit gegeben zu haben, in welcher die Einwohner fast aller Städte Dalmatiens gleichsam wie schwärmende Bienen auf dem Umzuge begriffen waren, nur mit dem Unterschiede, daß diese, die Bienen, ein freudiger Drang hinaustreibt, während jene Noth und Elend drängte. Es war ungefähr dieselbe Zeit, in welcher auch die Aquilejenser vor Attila und seinen Nachfolgern auf der Flucht waren, um in den Laguneninseln Schutz zu suchen und das Samenkorn zu einem größeren Aquileja zu legen. Aquileja und Venedig, Epidaurus und Ragusa, Salona und Spalato, Scardona und Sebenico, Cittavecchia und Lesina sind lauter Städtepaare, die in ihrer Doppel-Localität und in ihrer Doppelblüthe auf zwei lange Perioden verhältnißmäßigen Glücks und Reichthums und auf eine beide Perioden trennende Zeit der Barbarei und des Verfalls dieser Küstenländer hindeuten. Die Flucht der meisten Bürger der genannten

Städte ging aus dem Inneren des Landes mehr an die Küste, zu einer Insel, zu einem Felsen oder sonst einem festen Punkte, so von Aquileja zu den Lagunen, so von Scardona zu dem viel festeren Sebenico an der Mündung der Kerka, so von Salona zu den starken Mauern des Diocletianischen Palastes, so von Epidaurus zu der Felseninsel von Ragusa. Man kann diese Richtung der Flucht vertriebener Menschen aus dem Inneren nach der Meeresküste hin als ein Phänomen bezeichnen, das sich durch die ganze Geschichte Illyriens hinzieht und sich zu allen Zeiten wiederholt hat. Das bekannteste Beispiel davon sind die sogenannten Uskoken, d. h. Flüchtlinge, nämlich vor den Türken flüchtende Serben, die an der illyrischen Küste erst in Glissa, dann in Sengg eine Art Staat gründeten. Der berühmte Venetianer Paolo Sarpi hat bekanntlich eine Geschichte dieser Uskoken geschrieben, und eben so hat sie der Franzose De la Haussaye gegeben. Allein beide Geschichtschreiber haben dabei übersehen oder wenigstens nicht angedeutet, daß eigentlich die ganze Geschichte Dalmatiens Uskoken-Geschichte ist. Zu allen Zeiten sehen wir flüchtende Könige aus dem Inneren auf den dalmatischen Felseninseln und Vorgebirgen Schutz und Rettung suchen. Bloß die Aufzählung der Fürsten, welchen Ragusa gastfreundlich seine Thore öffnete, würde eine lange Reihe geben. Bischöfe mit ihrer verfolgten Heerde haben sich zu wiederholten Malen gegen das Küstenland gezogen, albanische Katholiken nach Zara, serbische Priester nach Sign und der Morlachei, und viele andere anderswo hin. Der Staat der Montenegriner ist nichts Anderes als eine Uskoken-Colonie, die auf den hohen Küstenbergen Dalmatiens und Alba-

niens Posto faſte, und die noch immer aus neuhinzutretenden Uſfoken Kraft und Macht ſammelt. Ich ſage auch Ragusa und Venedig und noch viele andere politiſche Stiftungen dieſer Gegenden kann man Uſfokenſtaaten, von Flüchtlingen an den Küſtenrändern gemachte Stiftungen nennen. Die Geſchichte der illyriſchen oder adriatiſchen Uſfoken, in dieſem Sinne aufgefaßt und aus der Naturbeſchaffenheit des Landes gedeutet, iſt noch nicht geſchrieben.

Wie ein Uſfoke alſo, ſage ich, flüchtete ich in meiner Barke über die Bucht von Brenno hinüber, und zwar äußerſt ſchnell; denn wenn auch nicht Attila, ſo war doch ein heftiger Scirocco hinter uns her. Unſer kleines Fahrzeug verſank tief in den Wellenthälern des Meeres und wurde wieder hoch auf den Gipfeln des Waſſerſpiegels emporgehoben. Wir kamen dicht bei einer Reihe von Scogli, der Scoglie Mareana, der Scoglie Sta. Barbara und anderen kleineren, vorüber, deren zerflüſtete Felſen wie altes Mauerwerk aus dem Meere hervorragten. Da der Tag zwar ſtürmiſch, aber doch ſonnig war, ſo gewährte die wüthende Brandung, welche an dieſen Scogli zerſchäumte, einen äußerſt glänzenden Anblick. Doch bei Ragusa iſt dieſes Schauſpiel, wie ich gleich zeigen werde, noch viel maleriſcher und erhebender.

Gewöhnlich braucht man zwei, auch wohl drei Stunden, um von Ragusa Vecchia nach Ragusa hinunter zu kommen. Wir hatten ſchon nach einer halben Stunde den Anblick der Stadt ganz nahe und deutlich vor uns. Wir ſegelten im Norden der Inſel Croma (oder Lacroma) hin, die in der Geſchichte von Ragusa ſo oft genannt wird, die einſt unter dem Namen der

„Isola San Marco“ den Venetianern gehörte und von der aus diese den Ragusern so oft lästig fielen, die aber eben jetzt mit Allem, was darauf stand und wurzelte, um den geringen Preis von 8000 Gulden zu kaufen war.

An der äußeren Seite dieser Insel sollen die alten Ragusaner ihren tarpejischen Felsen gehabt und dort ihre schlimmsten Verbrecher, die Hochverräther und die Kirchenräuber oder Religionsverlezer, in's Meer hinabgestürzt haben. Sie nähten dieselben dazu in einen Sack. Dieser Sack wurde je nach der Leibeslänge des Verbrechers zu recht geschnitten und ihm zuvor angemessen. Zuweilen kam es wirklich zum Stürzen, zuweilen aber blieb es bloß beim Anmessen des Sacks, und der Verbrecher wurde dann begnadigt. Die gerichtliche Phrase in den Urtheilen, die bloß auf das Anmessen des Sacks lauteten, war: „Usque ad ostensionem funis“ (bis zum Zeigen des Stricks), das heißt desjenigen Stricks, mit dem der Henker den Sack anmaß. Diese Ostensio funis mochte nicht bloß als eine Strafe, sondern auch als eine Folter, um Geständnisse zu erpressen, benutzt werden. Der Richter, wenn er zum Ertränken oder zur Androhung des Ertränkens vorschreiten lassen wollte, sprach dann die lafonischen Worte: „Omjeritegä!“ d. h. „Nest ihm an!“

Hinter Lacroma, das den Hafen von Ragusa vor dem Scirocco deckt, wurde das Meer ruhiger, und die alten Mauern der Stadt tanzten in dem gewaltigen Meeresbeben nicht mehr so heftig auf und ab.

Es ist wohl kein Zweifel, daß von allen Seestädten an der dalmatischen Küste Ragusa den interessantesten und pittoresksten Anblick gewährt. Der eigentliche alte

Kern der Stadt liegt auf einem Felsen, der ehemals als Scoglie rings vom Meere umgeben war, allmählig aber durch Ausfüllung des trennenden Seearmes mit dem Festlande verbunden wurde. In der Richtung dieses ausgefüllten Seearmes läuft jetzt die Hauptstraße von Ragusa, der sogenannte Stradone. Die alten epidauritanischen Flüchtlinge befestigten sich anfangs bloß auf jenem Inselfelsen. Als ihre kleine Stadt durch Handel einige Bedeutung erhielt, siedelten sich der Insel gegenüber slavische Einwohner aus dem Inneren an und bildeten dort eine besondere Stadt oder Gemeinde, die gleichsam als Vorstadt zu Ragusa anzusehen war. Als die Handelsthätigkeit bei dieser Position zunahm, die Gebäude auf der Scoglie und längs des Seearmes sich mehrten und die Beziehung zum Inneren des Landes inniger wurde, verschwand der Meeresarm am Ende gänzlich. Beide Gemeinden, die epidauritanische oder griechisch-römische auf der Insel und die slavische auf dem Festlande, verschmolzen zu einem einzigen Ganzen, und gemeinsame Stadtmauern umfingen beide.

Die griechisch-römische Colonie auf dem Scoglienfelsen bekam vom Anfang herein einen Namen, der an den Ursprung der Stadt erinnert. Ragusa heißt höchstwahrscheinlich nichts weiter als Felsen, und eben den rettenden Schutz eines Felsens suchten die Flüchtlinge von Epidaurus, und eben auch weiter nichts als einen nackten Felsen stellte die Localität der Stadt ursprünglich dar.

Die slavische Colonie auf der Landseite muß ihre ersten Hütten wohl im Schatten der Bäume eines Waldes*)

*) Es soll ein Pinienwald gewesen sein, und Reste dieses Waldes sollen noch bis auf die Franzosenzeit herab bei Ragusa be-

aufgeschlagen haben, denn sie erhielt von vorn herein den Namen „Dubrownik“, was man ungefähr mit dem deutschen „Waldstätte“ übersetzen kann. Wie nachher die beiden Städte selbst, so verschmolzen auch die beiden Namen. Die Slaven nannten nun das Ganze Dubrownik, sowie die Griechen-Römer (Italiener) das Ganze Ragusa taufte. In der gesammten Slavenwelt, sowie überhaupt im ganzen Osten Europas, auch bei den Türken und Arabern ist die Stadt unter dem Namen Dubrownik, das die Türken in „Baprownik“ corrumpiren, bekannt, in Italien und überhaupt in der ganzen civilisirten Welt unter dem Namen Ragusa. In der Stadt selbst gebrauchte man, je nachdem man italienisch, lateinisch oder slavisch sprach und schrieb, bald den einen, bald den anderen Namen.

Solche Verschmelzung italienischer und slavischer Gemeinden, italienischer Küsten- und slavischer Binnenland-Elemente, oder wenigstens die Anfänge zu solchen Verschmelzungen findet man bei allen dalmatischen Städten.

Ehemals mochte der ganze jetzt verschüttete Seearm den Ragusern als Hafen dienen. Jetzt ist nur noch ein nicht ausgefüllter Einlaß davon übrig geblieben, der nun den Hafen der Stadt ausmacht. Derselbe ist äußerst klein und nur für Trabacoli und Fischerbarcken geeignet. Die Epidaurier, welche für den Augenblick nur Schutz und einen rettenden Felsen suchten,

standen haben. Erst die Franzosen, welche Ragusa's Freiheit umwarfen, sollen auch diese Waldreste, denen die Stadt ihren slavischen Namen verdankt, zerstört haben.

konnten nicht wissen, wie sehr ihre speculativen Kindesfinder eines großen Hafens bedürftig sein würden. Glücklicherweise fanden sie ihn indeß ziemlich in der Nähe, in der oft genannten Bai von Sta. Croce, in welcher von jeher, seitdem Ragusa zur Handelsmacht gelangte, seine Flotten einliefen.

Auch auf der anderen Seite der Stadt läuft der alte Meeresarm noch ein wenig in die Stadt hinein. Doch bildet er hier keinen Hafen, sondern einen tiefen engen Felsencanal, in den die Brandung hineinschlägt. Das alte Hauptstück von Ragusa stellt demnach auf diese Weise einen ausgebauten, an das Land gehefteten Kopf oder Knopf, gleichsam einen dicken horizontal gegen das Land gelegten Säulenknopf dar. Mauern und Bastionen, die vierzig Fuß hoch aus dem Meeresgrunde aufstehen, umzingeln diesen Knopf und schlängeln sich dann zu beiden Seiten zum Festlande hinüber, wo sie, abermals bergan steigend, auch die ehemalige alte Slavenstadt umfassen. Diese Mauern sind natürlich ein Werk der verschiedensten Zeiten, in ihrem jetzigen Zustande aber rühren sie erst aus der Periode nach dem letzten großen Erdbeben von 1667, das ganz Ragusa zerstörte, her. Gegen das Meer hin treten mächtige Bastionen aus dem Mauerringe hervor; gegen das Land zu stehen hohe und bunt geformte Thürme darauf, und zwei große Thore durchbrechen sie hier im Norden und Süden, die Porta Pille und die Porta Bloce. Da dieß die beiden einzigen Thore der Stadt sind, so hört sie der Reisende oft genug nennen und merkt sich ihre Namen von vorn herein. Porta Pille und Porta Bloce sind für die Ra-

gußer wie der Nord- und der Südpol für uns übrige Erdbewohner.

Die gesammten Mauerwerke, welche Ragusa umzingeln, sind aus schönen Quadersteinen gebaut, gemein hoch und stark, und wenn sie auch nicht nach den Regeln der jetzigen Fortificationsmethode angelegt sein mögen, so gewähren sie doch einen höchst imponirenden und malerischen Anblick. Sie kamen mir fast nicht wie Mauern vor, sondern wie eine Reihe von Monumenten. Ein Schriftsteller nennt sie daher auch sehr treffend: „monumentale Mauern.“ Die kleine Stadt steckt mitten in diesem colossalen Steinfranze wie ein Ritter in seiner geschmückten und soliden Eisenrüstung.

Unter den ersten Gegenständen, welche den im Hafen anlangenden Reisenden frappiren, ist eine in der Stadtmauer nahe unter dem Mauerfranze angebrachte Nische und in dieser Nische eine große steinerne Statue. Es ist die Statue des heiligen Blasius (San Biaggio), des Schutzpatrons der Stadt, dessen Bildniß ehemals auch auf allen Flaggen der Schiffe der Republik wehte*).

*) Außer dem Portrait des heiligen Blasius hatten sie auch wohl bloß die Buchstaben S. B. (San Biaggio) auf ihren Flaggen. Die Venetianer, die immer den Ragusern gern eins anhängen, übersetzten jene Buchstaben aber nicht mit San Biaggio, sondern lasen darin „Sette Bandieri“ (sieben Banner), weil sie den schmiegsamen Ragusern schuld gaben, sie hätten immer die sieben Banner der sieben Haupt-Seemächte an Bord, um je nach Umständen bald dieses, bald jenes aufziehen zu können. Sie nannten daher die ragusische Flagge: die Flagge der sieben Flaggen. Und Ragusa selbst hieß auch wohl „Heptapolis“, die „Siebenstadt“, d. h. die Stadt mit sieben Schutzherren.

Er blickt segnend auf den Hafen herab, und die Schiffer, welche hier abfahren, wenden ihm ihre Abschiedsgedanken zu. Schaut man ein Bißchen weiter an der Mauer hin, so erblickt man abermals eine solche Nische und wiederum einen solchen St. Blasius darin, und blickt man ganz bis an die Ecke der Mauer, wo diese sich herumwendet, so gewahrt man noch einmal ein Stückchen einer solchen Nische und noch einmal das Profil des heiligen Blasius, der das Antlitz dem Meere zugehrt. Es giebt, glaube ich, sechs oder acht solcher Blasius-Nischen rings um Ragusa herum. Die fromme Stadt hat sich ganz in diesen Blasiusreiß eingezingelt. Wir erschienen ihre Mauern wie ein Ring mit eingelegten Steinen oder Amuleten. — Kann eine wohlgeordnete und fromme Bürgergemeinde ihre Wohnstätte mit einer schöneren und bedeutungsvolleren Einfassung umgeben? — Auch die Alten widmeten zuweilen ihren geweihten Stadtmauerreiß einer Gottheit.

5.

Der Palazzo des Rectors von Ragusa.

Ragusa rühmt sich in der ganzen civilisirten Welt das erste Findelhaus, die erste Leihbank, die ersten Gesetze zur Unterdrückung des Sklavenhandels besessen und überhaupt noch mehre andere wohlthätige Etablissemens, wie man sie in jeder guten Stadtgemeinde finden müßte, zuerst erdacht und begründet zu haben. Dieß ist schön! Aber es ist sonderbar, daß diese große Handelsstadt, in welcher so viele Fremde stets ein- und ausgehen,

bis auf den heutigen Tag kein Etablissement irgend einer Art besitzt, das man ein Fremden-Hôtel oder Wirthshaus nennen könnte. Die Reisenden müssen entweder am Bord ihrer Schiffe bleiben, oder auf gute Freunde hoffen, oder den Besitzer der Stadt-*Locanda* bitten, ihnen irgendwo ein Privatquartier ausfindig zu machen. Wir unserer Seits hatten das besondere Glück, in dem merkwürdigsten Gebäude von Ragusa selbst, in dem alten Grafen- oder Rethoren-Palaste nämlich, hier bloß „il palazzo“ genannt, unser Quartier aufschlagen zu dürfen. Ein dankenswerther Vortheil und ein wahrer Genuß für Jemanden, der gern in historisch bedeutungsvollen Räumen weilt.

Das Oberhaupt von Ragusa hatte in den ältesten Zeiten den Titel Graf (*Conte*) und später den Namen Rethore*), an dessen Stelle aber zuweilen, wenigstens von einigen Fremden, auch wohl der Titel Doge gesetzt wurde. Diese Rethoren wurden nur für einen Monat gewählt und mußten während dieser Zeit beständig auf ihrem Posten, d. h. innerhalb der Mauern jenes ihnen angewiesenen Palastes sein, den sie für keinen Augenblick verlassen durften, außer wenn irgend eine dringende Staatsangelegenheit sie anderswohin rief.

*) Die slavischen Unterthanen der Republik nannten diesen Rethore gewöhnlich „Knäs“, Fürst, oder „Knäs Obrani“, d. h. „erwählter Fürst“, sowie die slavischen Unterthanen Venedigs den Dogen meistens „Beliki Knäs“ (den großen Fürsten) nannten. Auch in lateinischen Urkunden wird der Rector von Ragusa oft „Dux“, „Princeps“ genannt. — Die Bosnier der Herzegowina nannten ihn „Knäs Dubrowatschi“ (den Fürsten von Dubrowna).

Der ragusische Rettorenpalast ist eines der wenigen alten Gebäude der Stadt, welche das Erdbeben von 1667 glücklich, wenigstens größtentheils überdauert haben. Vermuthlich ist ihm dabei seine solide Bauart sehr zu Statten gekommen und namentlich die mächtigen eisernen Klammern, mit denen inwendig die Mauern in einander geschränkt sind. Starke eiserne Stäbe gehen nicht nur senkrecht an den Mauern herab, sondern auch in den Corridoren hie und da quer von Mauer zu Mauer hinüber und stellen gewissermaßen ein inneres Gitterwerk dar, das insbesondere auf die Erdbeben berechnet war. Aehnliche eiserne Klammernetze finden sich noch in einigen anderen alten Gebäuden von Ragusa. Es ist schade, daß nicht schon zu der Zeit, als Ragusa noch blühte, das Eisen so billig und bei den Architekten so gebräuchlich war wie jetzt, sonst hätten die Raguser sich wohl lauter solche Häuser aus eisernen Stäben gebaut, wie die Engländer und Amerikaner sie jetzt componiren.

Der Rettorenpalast von Ragusa ist zwar natürlich bei Weitem nicht so prachtvoll und groß, wie der Dogenpalast zu Venedig, allein er steht zu seiner kleinen Stadt ungefähr in demselben Verhältnisse, wie jener zu seiner großen. Er hat seinen Mauern und Säulen die ältesten Sculpturen und Bausteine aus Epidaurus einverleibt. Er enthält das Archiv, den alten Rathssaal, die Staatsgefängnisse und einige öffentliche Monumente der Republik und stellt sich überhaupt, Alles zusammengekommen, als das interessanteste Gebäude der Stadt dar.

Gleich der Eingang, der Porticus vor dem Thore und der innere Hof ist höchst merkwürdig. Hier stehen noch die steinernen Bänke herum, auf denen ehemals die Se-

natoren und Patricier der Republik zu politischen Gesprächen sich niederzulassen pflegten. Jetzt treiben sich hier nur arme Leute und Bettler herum. Die Säulen, welche diesen Porticus tragen, oder wenigstens die Capitäl der selben sollen noch aus Epidaurus stammen und griechische oder römische Arbeit sein. Jedes dieser Capitäl hat eine verschiedenartig componirte Sculptur. Einige zeigen Gruppen von Genien oder Gottheiten und mögen in der That alt sein. Daß dieß aber die patriotischen Raguser auch von dem Säulenkopfe glauben, auf dem ein alter Alchymist so leibhaftig, wie er im Mittelalter nur leben konnte, mitten zwischen seinen Retorten und Töpfen dargestellt ist, und daß sie diesen Alchymisten für den alten Gott Aesculapius ausgeben, der in der Drachenhöhle bei Epidaurus wohnte und dort als Schutzpatron eben so verehrt wurde wie St. Blasius später in Ragusa, — kann man ihnen zwar nicht übel nehmen, allein sie müssen einem Fremden, der holländische Gemälde und namentlich die bekannten Rembrandtschen Darstellungen von Alchymisten gesehen hat, erlauben, daran zu zweifeln*). Dem sei indeß, wie ihm wolle, in Ragusa selbst wird diese Figur für Aesculap gehalten, und man beruft sich dabei sogar auf eine alte lateinische Inschrift, die unter dem Porticus in dem Palazzo eingemauert ist, die aber wohl die Wenigsten gelesen haben mögen, weil sie

*) „Daß die Sage von der äsculapischen Sculptur an einem der Capitäl des Palazzo ein plumper Anachronismus ist, springt wohl in die Augen. Mir ist jenes Capital immer als arabischen Ursprungs oder als nach Mustern arabisch mittelalterlicher alchymistischer Laboratorien gearbeitet vorgekommen.“

sonst wissen würden, daß dieselbe gar nichts für den Aesculap, von dem sie gar nicht spricht, beweist.

Diese epidaurischen Säulen ihres Palastes erinnerten die Raguser täglich an ihren epidaurischen Ursprung, aber freilich gedachten sie dessen schon von selbst hinreichend und nannten daher auch am liebsten ihre Stadt Epidaura-Ragusa.

Ragusa war, wie bekannt, eine fromme und sittsame Republik, wie dieß unsere deutschen Hansestädte, z. B. Bremen oder Lübeck, auch waren. Wer aber sehen will, wie verschieden in der Welt doch die Begriffe von Sittsamkeit und Anstand sein müssen, der schaue einmal links in den Winkel des Porticus, unter dem wir jetzt noch weilen. Hier ist Etwas ganz zierlich in Stein ausgemeißelt und für ewige Zeiten in das Hauptgebäude des Staats vermauert, was in Norddeutschland gewiß nicht einmal eines verwilderten Straßenbuben Hand für einen Augenblick mit Kreide an die Wand zu malen sich erfrehen würde. An dem Rathhause zu Bremen ist ein Nest mit Küchlein und eine Henne in Stein angebracht, was bekanntlich für die diese Stadt besuchenden Handwerker das Wahrzeichen ist. Dieß ist ganz schicklich und tadellos. An unseren gothischen Kirchen sind viele Drachenköpfe und sonderbare Fragen angebracht. Dieß ist wunderbar, aber hat doch eine gewisse Bedeutung, besonders wenn die Engel diese Ungethüme mit Füßen treten. Warum aber die Senatoren oder Stadtarchitekten von Ragusa eine solche Scene, die uns kaum zu nennen oder auch nur zu denken einfällt, an ihrem Dogenpalaste zu verewigen und Jahrhunderte lang dort zu dulden für gut fanden, dafür ist kein Grund

abzusehen. Es fällt mir nicht ein, dieser Sache wegen die Raguser für sittenloser zu halten als andere Menschen. Keineswegs! Aber ich sage, man kann daraus, daß sogar im sittsamen Ragusa dergleichen keinen Anstoß erregte, recht deutlich abnehmen, wie verschieden gestittet die Menschen sich zeigen und wie mancfaltig die Dinge sind, an denen man Anstoß nimmt oder nicht nimmt. Noch in der allerletzten Zeit der Republik wurde ein alter Mann deßwegen auf Lebenszeit aus der Stadt verbannt, weil er einmal die Fasten gebrochen hatte, und jener Bildhauer, der mit Stein und Meißel eine Verirrung der menschlichen Natur verewigte, deren Vorhandensein Niemand seinen Bürgern im Bilde zeigen sollte, blieb in der Stadt.

6.

Prazzato und Bona.

In dem kleinen, aber hübschen Hofe des Palazzo ist einem ragusischen wohlverdienten Bürger Namens Michael Prazzato (*bene merito civi*) ein Denkmal gesetzt. Dieser Mann, ein reich gewordener Schiffsrheder, hat der Republik, wie man mir sagte, nicht weniger als 300,000 Zechinen*) geschenkt und dadurch den Finanzen

*) „Prazzato hat erweislich und namentlich 200,000 Genovine (Genueser Dublonen, jede zu 80 Franken) hinterlassen. Ich sage erweislich. Denn das Testament existirt noch, und ich habe es selbst gesehen. Die Stelle lautet so: „Lasso alla Signoria di Raugia Genovine d'oro dugento mila che s'attrovano di mia ragione nel Domo di S. Giorgio di Genova.“ —

des kleinen Staates nicht wenig aufgeholfen. Es wurde dafür sein Bildniß, in Bronze gegossen, im Palasthofe aufgestellt. Es ist eins der wenigen Monumente, welche die Republik für Privatpersonen und für verdiente Männer hat setzen lassen. Jetzt ist es, glaube ich, das einzige, welches noch existirt. In dem großen Erdbeben von 1667 wurde auch der arme oder vielmehr reiche Prazzato von seinem Postamente herabgeworfen, nachher aber wieder hinaufgesetzt. Er erhielt dabei eine große Beule in seinem bronzenen Hirnschädel, der aber später mit einem darauf festgenagelten Bronzelappen wieder geflickt wurde. Die ganze Statue ist überhaupt nicht gegossen. Sie besteht vielmehr aus mehreren auf einem hölzernen Blocke aufgenagelten Metallplatten. Man sieht die Nägel sowohl als auch das Holz, in welchem diese stecken. Bloß das Gesicht, glaube ich, ist in einer Form gegossen.

In dem oberen Corridor des Dogenpalastes von Venedig sind bekanntlich mehre Gedächtnistafeln eingemauert, welche der Senat ausgezeichneten Bürgern zu decretirte. In dem Rettorenpalaste zu Ragusa ist nichts dergleichen. Diese Republik hat eine andere Politik

Auch außerdem hat Prazzato noch eine Menge Stiftungen in Ragusa gemacht, und unter anderen die, daß auf ewige Zeiten jedem patricischen Fräulein bei ihrer Verheirathung ein Angebinde von 2000 Ducati Ragusei (nach jetziger Evaluation 1300 österreichische Gulden) übergeben werde.“ X.

Man hat mir in Ragusa gesagt, daß nach verschiedenen Reductionen noch bedeutende Ueberreste von jenen 200,000 Dublonen des Prazzato in Genua existiren sollen. Doch ist die österreichische Regierung die Erbin dieser Capitalreste geworden. R.

befolgt und die Eitelkeit ihrer Bürger durch solche Monumente nicht genährt. Nur einmal noch hat sie außer dem Falle von Brazzato eine Ausnahme davon gemacht, nämlich zu Gunsten eines ausgezeichneten Senators Namens Bona, der, ein zweiter Regulus, es vorzog, lieber in der Gefangenschaft bei den Türken zu sterben, als einen Vertrag zu unterzeichnen, welcher dem Interesse seines Vaterlandes nachtheilig sein konnte. Der Senat, von der Ausdauer und dem Patriotismus dieses bei den Barbaren fürs Vaterland sein Leben dahingebenden Mannes gerührt, beschloß einstimmig, ihm eine Ehren- und Gedächtnistafel anfertigen und diese in dem Saale des großen Rathes aufstellen zu lassen. Bona ist übrigens nicht das einzige Beispiel dieser Art. Man kann mehr oder weniger fast alle ragusischen Gesandten, sowohl die außerordentlichen, welche der Senat zuweilen oder alle zwei Jahre mit dem Tribute nach Konstantinopel sandte, als auch die bei der Pforte residirenden, als eine Art patriotischer Märtyrer betrachten. Es ist uns noch das sehr interessante Tagebuch zweier mit dem Tribute nach Stambul pilgernden ragusischen Patricier aufbewahrt, und man kann daraus sehen, daß allein schon eine solche Reise, die sie gewöhnlich durch das Innere der ganzen türkischen Halbinsel gemacht zu haben scheinen, einer wahren Buß- und Pilgerfahrt gleich. In Konstantinopel spielten diese Gesandten, wie wir aus alten Reisebeschreibungen von Fremden, welche mit ihnen dort zusammentrafen, wissen, meistens eine sehr bescheidene Rolle, entwickelten keine Pracht und keinen Luxus, wie die der anderen großen Mächte, erhielten von den Türken nur einen sehr geringen diplomatischen Rang zuge-

gestanden und wurden von ihnen noch häufiger als die venetianischen Baileß in den sieben Thürmen oder andern Kerkeru gefangen gesetzt*). Wenn man erwägt, welche denkende Köpfe, welche civilisirte und ausgezeichnete Männer zuweilen unter diesen ragusischen Gesandten waren, so kann man sich oft der Rührung und Bewunderung nicht erwehren bei der Lecture der traurigen Schicksale, welche die Barbaren ihnen dann und wann bereiteten. Die geschickte und vorsichtige Behandlung des türkischen Padißchaß, seiner Großveziere und Paschas, bei denen mit Gold sowohl als mit süßen Worten, mit Drohungen sowohl als mit beredten Bitten zu rechter Zeit gewirkt werden mußte, war eigentlich der vornehmste Theil der ragusischen Diplomatie und Politik. Denn die ganze Existenz von Ragusa war darauf begründet, daß der Türke möglichst nahe (zum Schutze gegen Venedig) und zugleich möglichst fern (um nicht von ihm verschlungen zu werden), erhalten wurde.

Ich sage, wenn man bedenkt, wie viel Bürger der Stadt sich in diesem türkischen Dienste ausgezeichnet haben, und wie viele auch sonst noch als Rectoren, Gesetzgeber oder Flottenführer, so wie auch als Gelehrte die schönsten Bürgertugenden entwickelt und den tadellosesten Charakter offenbart haben, so muß man sich wundern,

*) „Nur in gewissen kritischen Epochen unserer Verhältnisse mit den Türken wurden die Botschafter nach Konstantinopel als Märtyrer oder sich Aufopfernde betrachtet. In ruhigen Zeiten und bei regelmäßigen Verhältnissen waren diese Sendungen von den Armeren (nur aber von den Armeren) sogar ambirt. Denn es war vielleicht die einzige Stellung, wo ein Mobile 3000 bis 4000 Ducati (2000 bis 2500 Gulden Münze) profitiren konnte.“

daß man so wenige Monumente und Denktafeln und schöne Thaten verewigende Inschriften in Ragusa findet. In Venedig sind alle Kirchen, alle Paläste und alle Privatwohnungen davon voll. Und auch in unseren alten deutschen Republiken, z. B. in Nürnberg oder Lübeck, findet man eine Menge Monumente für Individuen und Familien. Und in der That, eine Republik, die keine Orden vertheilt, kann ja ihre Staatsbürger nicht besser und ehrenvoller als durch solche Denkmäler belohnen. Aber, wie gesagt, außer den genannten für Bona und Prizzato findet man in Ragusa nichts der Art. Und was den Denkstein des Ersten betrifft, so findet man ihn in der That heutiges Tages nicht einmal mehr. Denn er ist in dem Saale des Gran Consiglio verschwunden, so wie dieser Saal selber jetzt ganz verwüstet und alles seines Schmuckes beraubt ist. Der französische General Marmont ließ nach der Auflösung der Republik in diesem ehrwürdigen Raume für die Raguser ein Theater einrichten. Jetzt ist derselbe ohne alle Bestimmung und in einem Zustande völliger Verwahrlosung, ein Aufenthalt der Ratten und Fledermäuse, ein unheimlicher Zeuge der gefallenen Größe der Stadt.

7.

Auf Fort S. Lorenzo.

In jenem Palazzo also, sage ich, wurden wir durch eine besondere Begünstigung uns wohlwollender Freunde

einquartirt, und kaum war dieß ausgeführt, so machten wir uns auf, um zunächst das Fort S. Lorenzo, eine der die Stadt dominirenden Höhen, zu besuchen und daselbst einen Ueberblick des Ganzen zu gewinnen. Dieses Fort liegt beim raguſiſchen Nordpol, der Porta Bille, ſowie der Rectorenpalast beim Südpol, der Porta Plocce. Wir wanderten dahin auf dem Stradone, der breiten Straße, die, wie ich ſagte, von einem Thore zum anderen führt und die Hauptpulsader des raguſiſchen Stadtlebens iſt, ſowie dieß ehemals der Meeresarm war, der dieſe Straße jezt ausfüllt. Sie iſt etwa vierhundert Schritt lang, und dieß iſt der volle Hauptdurchmeſſer von Ragusa. Man kann alſo einen Pfeil durch die ganze Stadt ſchießen, in das eine Thor hinein und aus dem anderen wieder hinaus. Beinahe iſt Ragusa klein und manierlich genug, um das Ganze auf die Londoner Induſtrieauſtellung zu ſchicken. Und welches Intereſſe würde dort dieſes maleriſche und remarkable kleine Enſemble von Gebäuden erwecken, wenn es die Menſchen ſo recht mit Muße betrachten könnten! Wenn Voltaire ſeine Nachbarſtadt Genf mit einem Glaſe Waſſer verglich, in welchem die Stürme wütheten, ſo gilt dieß von Ragusa noch viel mehr, biß auf die Stürme und Parteiungen; denn dieſer hat Ragusa im Ganzen auffallend wenige gehabt, noch weniger ſelbſt als Venedig. Nur einmal hat ein Rettore es vergebens verſucht, ſich zum unumſchränkten Herrn und Tyrannos zu machen. Und nur einmal iſt das Volk etwas auffäſig geworden, wurde aber eben ſo bald in die Schranken zurückgewieſen, wie jener Rettore. Es fehlte Ragusa nie an äußeren Demüthigungen, an Peſt,

Erdbeben und den stets drohenden Türken und Venetianern. Diese äußere Noth mochte wie ein wohlthätiger Zaum und Zügel auf die Leidenschaften im Inneren wirken.

Vor der Porta Bille erheben sich wiederum hohe Festungsmauern und dazu eine tiefe Kluft in den Felsen, durch welche das Meer hereinschäumt, mit seinen äußersten Wellenzungen gleichsam bis ins Innere der Stadt lechend. In der Nähe der Städte wird sonst Alles cultivirt, vernünftig und prosaisch gemacht, aber in dieser Schlucht ist vor dem Thore von Bille ein Stück von der wildromantischen Urnatur unverändert zurückgeblieben. Schroffe Felsen sind zu beiden Seiten mit Mauern und Thürmen bedeckt. Das zersplitternde Meer löst sich drinnen in Schaum auf und bildet mit diesem Arme gleichsam selber einen Theil des Stadtgrabens von Ragusa. Auf der Spitze der Felsenmassen im Norden dieser Schlucht liegt das Fort S. Lorenzo, dessen Terrassen und Plattformen wir jetzt erstiegen. Es ist eine mittelalterliche, d. h. also eine äußerst malerische Fortification. Man steigt durch verschiedene Etagen und Höfe und kommt auf eine höhere und endlich auf die allerhöchste Plattform, auf welcher jetzt der österreichische Flaggenstab errichtet ist.

Das ganze kleine Ragusa lag nun vor uns. Das Meer, das sich noch nicht beruhigt hatte, trieb an den schroffen Felswänden der Stadt sowohl als unseres Forts prachtvolle Wellen hoch hinauf. Ihre äußersten Tropfen schäumten bis oben zu den hoch liegenden Mauern und Thürmen der Stadt empor. Die Brandung, so sagte man mir, sei an diesem Punkte zuweilen so gewaltig, daß die salzigen Wassertheilchen sogar bis auf die Dächer

und in die Straßen der oberen Stadt spritzten*). Der Ocean scheint dann gleichsam wie San Biaggio seine Hand auszustrecken, um diese meergeborene Ragusa zu segnen und mit salzigem Weihwasser und frischem Seeanhauche zu taufen.

Es ist unmöglich, daß, wer die Geschichte von Ragusa nur ein wenig kennt, nicht tief bewegt werde von dem Anblicke, den dieses zierliche Bijou von Stadt von jenem Fort Lorenzo aus darbietet. Der ganze kleine noble Erdseck ist nicht viel größer als einer der weiten freien Plätze in der Residenz des russischen Kaisers. Es ist, glaube ich, leicht auf einem Schiffe ein Ankertau zu finden, das lang genug wäre, um damit diese ganze Schaubühne zu umfassen, die sich ein volles Jahrtausend hindurch so ergiebig in Erzeugung ausgezeichneten Männer zeigte. Ich hätte wohl einmal einen der großen Sultane des Ostens, denen die Raguser Gesandten schickten, und mit denen sie beständige Unterhandlungen pflogen, hier auf Fort Lorenzo sitzen sehen und in seinen Meditationen über dieses Häuserhäufchen belauschen mögen. „Also das ist Eure ganze ragusische Herrlichkeit, um die so viel Geschrei in der Welt gemacht wird, derentwillen der Osten und der Westen in Bewegung gesetzt werden, um die man bald mich, bald den Papst, bald den Kaiser von Deutschland, bald die Könige von Neapel und Spanien beschwört und beredet. Stände es nicht in meiner Gewalt, auf dieses ehrgeizige Städtchen, das

*) 1825 war ein Sturm, der die Häuser dieser Straßen so mit Meerwasser tränkte, daß die Fenster ganz mit Salz überzogen wurden.

da strebt und flammt und leuchtet, wie auf eine Nachtlampe einen Dämpfer zu stülpen und allen diesen Umständlichkeiten ein Ende zu machen." — Es hat vielleicht manchen Sultan gegeben, der Aehnliches bei sich gedacht hat, selbst ohne Ragusa gesehen zu haben. — Aber Jahrhunderte lang hat das Häuflein von Menschen, die wie ein Trupp Steinhühner auf diesen umschäumten Felsen fauerten, jene Gedanken vereitelt und sich innerhalb seines kleinen Verstecks, wo es an einem Felsblock nistete, fast eben so lange seine Unabhängigkeit conservirt, wie der Riese des Osmanenreiches, der mit seinen Armen Asien, Afrika und Europa umflammerte.

Man hat in neuer Zeit oft gefragt, wie Montenegro es mache, als ein so kleiner Staat zwischen so großen sich seine Unabhängigkeit zu wahren. Und diese Frage beantwortet sich zum Theil auf dieselbe Weise wie die von der Erhaltung Ragusas. Beide Staaten haben in ihrer Stellung das Aehnliche mit einander, daß sie an der äußersten Gränze und in der Mitte zusammenstoßender mächtiger Staaten lagen, und daß sie sich zum Zweck ihrer Selbsterhaltung bald des einen, bald des anderen bedienen konnten. Der Vladika muß daher noch heutiges Tages eine ähnliche gewandte Politik befolgen, wie ehemals die Rectoren von Ragusa. Montenegro, Ragusa, ganz Dalmatien war von jeher in der Stellung eines Gränzlandes zwischen großen Mächten, und es hat hier daher von jeher Republiken und Staaten gegeben, die sich eine gewisse Unabhängigkeit und Souveränität erhielten. Vermöge seines Zusammenhangs mit dem großen Festlande der griechisch-slavischen Halbinsel gehörte es dem Osten, vermöge seiner Küstenbeschaffenheit und seiner

vielen ins adriatische Meer eintauchenden Inseln dem Westen Europas an. Und diese Mittelstellung bewirkte dann, daß diese illyrische Küste auch zu Zeiten sich selber angehören konnte, daß sich dort eigenthümliche Zustände und unabhängige Staaten auszubilden und zu erhalten vermochten. Ein geistreicher Mann hat die illyrische Küste, ganz Dalmatien bis Montenegro und Albanien hinab sehr treffend eine „maritime Schweiz“ genannt. Die verschiedenen Inseln und Küstenabschnitte, die, wenn sie vom Lande aus mit Unterjochung bedroht wurden, doch wieder von der See her leicht vertheidigt werden konnten, sind die verschiedenen Cantone dieser Schweiz. Und es hat verschiedene Perioden der Geschichte gegeben, in welchen mehre dieser Insel- und Halbinselcantone, wie ich oben zeigte, als unabhängige Republiken dastanden. — Der Hauptunterschied der helvetischen Gebirgs- und illyrischen Inselschweiz bestand aber darin, daß es in dieser illyrischen nie zu einem solchen treuen und festen Eidgenossenbunde kam, wie in jener alpinischen, und daß daher die meisten ihrer Insel- und Halbinsel-Gemeinwesen immer wieder einzelnen der großen Mächte erlagen. Bloß dieß kleine Ragusa, durch seine günstige Lage vor allen bevorzugt und von einem weisen Geiste inspirirt, erhielt sich länger als alle übrigen, bis es denn in neuester Zeit auch wie die übrigen erlag, da denn jetzt nur noch Montenegro als der letzte Rest jener illyrischen Seeküsten- und Inselschweiz ganz allein dasteht.

Will man die ganze illyrische Insel-, Vorgebirgs- und Küstenwelt mit der Schweiz in Parallele stellen, so kann man Montenegro, die kleine Republik Boglizza, die kriegerischen Staaten der räuberischen Usfoken gleichsam

die Hirten-, Ur- und Binnencantone dieser Schweiz nennen. Ragusa aber kann man mit noch viel größerem Rechte als das Genf von Dalmatien und Illyrien bezeichnen. Wie Genf, so war Ragusa von jeher ausgezeichnet durch die wohlthätigen Institutionen, durch welche es für seine Bürger sorgte. Manche Gattungen von städtischen Anstalten, welche jetzt die meisten wohleingerichteten Städte Europas haben, wurden zuerst in Genf oder Ragusa erfunden. Die Gelehrten und Dichter von Ragusa sind so weit berühmt wie die zu Genf, und die Neigung für Poesie und Literatur war bei allen Classen in beiden Republiken gleich groß. Genf ist das Athen der Schweizer, und Ragusa das vielgepriesene Athen der Illyrier. Die Schriftsteller und Gelehrten des kleinen Genf wetteifern fast mit denen von Paris, und die ältesten französischen Druckereien wurden theils in Genf, theils in Paris etablirt. Die Gelehrten von Ragusa haben in ganz Illyrien nicht ihres Gleichen, und die besten slavischen Geistesproducte gingen einst von dieser Stadt aus, so wie hier die ältesten Drucke der ganzen slavischen Literatur zu Stande kamen. — Es gab eine Zeit, in der Ragusa fast der einzige Fleck war, wo der slavischen Muse Altäre errichtet waren, und neben der slavischen auch der italienischen und lateinischen. Denn es giebt eben so viele ragusische Schriftsteller, welche den slavischen Sprachstoff klassisch verarbeiteten, als solche, die in lateinischer und italienischer Sprache ihre Gedanken in Versen ausprägten. — Wie die Genfer, so zeichneten sich von jeher auch die Raguser durch Kenntnisse, durch ein feines kritisches Urtheil und durch gute Erziehung aus, und auch noch heutiges Tages wird man vielfach an

die Weise und das Wesen der Genfer erinnert, wenn man einem Raguser begegnet. — Die Genfer rühmen sich, das Französische mit einer besonderen Reinheit und Classicität zu reden, und werden sogar von den Pariser Kritikern oft ihrer allzugroßen Schulgerechtigkeit wegen als Puristen etwas aufgezo-gen. Eben so rühmen sich und mit Recht die Raguser, daß sie das Italienische mit toscanischer Reinheit reden, und fallen sogar in Rom als Ultrapuristen auf. — So wie die Raguser ihre gesammelten Schätze dieser Welt lieber in den Banken von Wien oder Genua als in der Bank von Venedig niederlegten, so holten sie auch ihre geistigen Schätze lieber von Florenz oder Rom oder Paris als von der venetianischen Universität Padua, in welcher letzteren sie ihre Kinder fast nie erziehen ließen. Auch weisen die Stammbäume der ragusischen Familien, welche italienischen Ursprungs sind, nicht nach Venedig, sondern nach der südlicheren Gegend Italiens hin. Der zwar weiche, aber sehr nachlässige venetianische Dialekt, den die Venetianer überall in ihren Besizungen eingeführt haben, herrscht daher in Ragusa nicht. Man findet ihn zu beiden Seiten von Ragusa, sowohl im Norden der Stadt, in Dalmatien, als auch im Süden, im sogenannten venetianischen, jetzt östreichischen Albanien, an dem Busen von Cattaro. In der Mitte dazwischen aber, in Ragusa, wird das Ohr von der reinen wohl-tönenden Lingua Toscana frappirt. Daß diese Lingua Toscana in der Bocca Ragusana so gut klingt, mag zum Theil freilich auch daher rühren, daß die Raguser der Hauptsache nach Slaven sind, welche das Italienische bloß in der Schule lernten, wie denn bekanntlich auch die Schotten und die gebil-

deten Irländer in der Regel ein reineres Englisch sprechen und wie überhaupt alle erlernten Sprachen da rein gesprochen werden, wo die ungebildeten Classen der Gesellschaft eine andere Sprache reden.

Ragusa steht in vieler Beziehung als ein einziges Beispiel in der Weltgeschichte da. Es war eine kleine Menschengemeinschaft, die hauptsächlich auf Gelderwerb durch Schifffahrt und Waarenhandel bedacht war und durch diesen nervus rerum seine Existenz sicherte. Gewöhnlich sieht man dieses Geschäft als der Förderung so zarter Pflanzen, wie es Poesie und Wissenschaft sind, nicht als sehr dienlich an. Dennoch trieben diese in jener Handels- und Schifferstadt die schönsten Blüthen*).

In unseren hanseatischen Seehandelsstädten der damaligen Zeit haben wir nicht entfernt etwas dem Reichtum wissenschaftlicher Illustrationen in Ragusa Aehnliches an die Seite zu setzen. — Die Blüthe der Künste und Wissenschaften in Florenz, in Mailand und in vielen anderen italienischen Städten begann erst sich zu entfalten, nachdem die Republiken dort umgestürzt waren und fürstliche Erbgeschlechter auf den begründeten Thronen als Mäcenaten der Musenöhne sich niederließen. In Ragusa hat nie ein Hof und Fürst bestanden, was man doch sonst den Musen für so zuträglich hält. Die Stadt

*) „Mirum est, quod homo vendundis et emundis mercimoniis deditus, carmina tam pulchra, tam ornata, tam venusta et omnem invidiam temporum superatura conficiat.“ So schrieb einmal Angelus Polizianus von einem ausgezeichneten ragusischen Dichter, der sich des Handels wegen in Messina aufhielt. — In gewisser Beziehung könnte man dieß „Mirum“ auch von allen Ragusern gelten lassen.

war immer Republik, und doch haben die Raguser nie schroffe republikanische Sitten gehabt, vielmehr sich fast immer das Wesen geschmeidiger Hofleute erhalten. Ihr Rettore, der dieß nicht einmal lebenslänglich war, wie der Doge von Venedig, dessen Regierungszeit vielmehr auf die möglich kürzeste Zeit, nämlich auf vier Wochen, beschränkt und der noch in viel höherem Grade als jener Doge ein bloßer Figurant war, konnte noch weit weniger als dieser gegen Künstler und Gelehrte Liberalität üben. Wie viele venetianische Dogen haben wir nicht, welche wie Fürsten große Kunstwerke bestellten oder sich Schriften dediciren ließen. Bei den ragusischen Rectoren nichts dergleichen. Die Wissenschaften scheinen hier ohne Pflege und Protector aus freien Stücken und aus eigenem Antriebe geblüht und schöne Früchte gezeitigt zu haben. — Die Venetianer, die Florentiner und andere italienische Städte hatten den Vortheil, daß sie von eben so wie sie gebildeten Nachbarn rings umgeben waren, und daß sie im Vereine mit diesen an dem Werke der Cultur arbeiteten. Die Raguser standen dagegen in hohem Grade isolirt da. Sie waren Jahrhunderte lang die einzige unabhängige Republik, der einzige civilisirte Staat auf der ganzen Ostseite des adriatischen Meeres, ja man kann wohl sagen auf dem ganzen großen Körper der slavisch-türkischen Halbinsel. Wie ein schimmerndes Käferchen auf einem dunklen Gemäuer, wie ein Leuchthurm an einer öden Küste, so saß diese kleine Stadt am Rande jenes mächtigen Körpers. Die Slaven, seine nächsten Nachbarn, waren anfangs in eine Menge kleiner Stämme und räuberischer Fürstenthümer aufgelöst. Von ihnen konnten die Raguser wenig Honig

und Milch für die Seele beziehen. Vielmehr stellten sie sich aus eigenem Impulse an die Spitze dieser Slaven und leuchteten ihnen voran, indem sie die slavische Literatur, nicht wie Venedig die italienische empfingen, sondern, so zu sagen, selbst erst erfanden und begründeten. Das Volk, mit dem die Raguser später am meisten zu verkehren hatten, war das literaturloseste, fremdartigste und barbarischste im damaligen Europa, das des Türken. Die Raguser, diese sogenannten „Türkenfreunde“ und Türkenengenossen,“ beschämten demnach gar Viele von denen, welche ihnen diese Namen als Scheltnamen beizulegen pflegten.

Es kommt jetzt ein Werk in Ragusa heraus, in welchem alle Portraits und Lebensbeschreibungen der ausgezeichneten Mathematiker, Astronomen, Historiker, Dichter, Kritiker und Politiker, welche auf diesem ragusischen Felsblocke gelebt haben, gesammelt werden. Das Werk wird mehre Bände enthalten, obgleich nur die ausgezeichnetsten und auch im Auslande verehrten Männer darin aufgenommen werden. Es möchte wohl wenige Städte von der Größe von Ragusa, das selbst in seiner blühendsten Zeit nicht mehr als 30,000 Einwohner hatte, geben, die in ihrer Geschichte den Stoff zu einem solchen Werke finden könnten. — Der ragusische Gelehrte Appendini hat ein Allen, die sich mit Ragusa beschäftigen, wohl bekanntes Werk über seine Vaterstadt*) geschrieben. Dieses Werk behandelt die Geschichte, die Politik und die Alterthümer der Republik in einem Quartbände.

*) Er war freilich nicht in Ragusa geboren, lebte aber dort lange in einem Piaristenkloster.

Die ganze übrige Hälfte des Werks ist aber der Betrachtung der Literatur und Gelehrsamkeit von Ragusa gewidmet. Es ist diese letztere Hälfte ein sehr interessanter Quartband von 400 enggedruckten Seiten. Mit Recht fragt man sich, ob es noch viele andere Republiken gäbe, die, wenn sie die Geschichte ihrer Vorväter zusammenstellten, die res gestae derselben so beschaffen fänden, daß sie die eine ganze Hälfte eines solchen Werks mit Betrachtungen über ihre schönen Geistesproducte anfüllen könnten.

Nur ein schwaches Capitel giebt es allerdings bei Appendini und überhaupt bei den Ragusern. Ich meine das Capitel „dei pittori e scultori Ragusei.“ Die schönen Künste haben in Ragusa nicht sehr geblüht. Die Stadt ist, wie ich schon sagte, nicht nur selbst fast ohne alle Kunstmonumente, sondern sie hat auch neben ihren vielen Rednern, Poeten und Mathematikern nicht einen einzigen namhaften Musiker, Maler oder Bildhauer hervorgebracht. Die Künste bedürfen weit mehr als die Wissenschaften reicher Mäcenaten und Protectoren, deren es in Ragusa nicht gab. Auch blühen sie nur auf einem von Reichthum und Luxus fett gedüngten Boden. Die Raguser aber, wenn sie auch zu Zeiten sehr gut mit Zechinen versehen waren*), befolgten der Türken wegen die Politik, ihre Reichthümer zu verbergen, wie dieß der habgierigen Paschas wegen auch in der Türkei selbst alle Reichen thun. Sie sagten den Türken immer, ihre Stadt wäre ein ganz armer und schmuckloser Ort, den zu plündern oder zu besitzen es sich gar nicht lohne, und

*) Man sagt, sie hätten einmal die ganze Insel Sicilien für baares Geld kaufen wollen.

mit Mühe und Noth und nur mit den äußersten Anstrengungen brächten sie die vier- oder fünftausend Zeichnungen zusammen, die sie ihnen alle zwei Jahre als Tribut sendeten. Sie sorgten daher auch dafür, daß Luxus in ihrer Stadt nicht aufkäme, ergaben sich den billigeren und zugleich nützlicheren Künsten der Mathematik, Poesie u. s. w. und verzichteten auf die kostspieligere Malerei, Architektur u. s. w. Vielleicht lag auch in der natürlichen Disposition der Raguser etwas, was der Pflege der heiteren Künste widersprach. Die Raguser waren in der Hauptsache ausgezeichnete Politiker, Diplomaten, gute Redner, denkende Köpfe, Kritiker, geschmackvolle Kenner alles Schönen. Und vielleicht lag eben in dieser ihrer Haupttendenz auch ein Grund, warum ihre ganze Thätigkeit mehr literarisch war als schöpferisch und productiv in den Künsten. Sogar in der Poesie waren sie oft weniger Selbsterfinder als vielmehr gute Uebersetzer und geschmackvolle Polirer des ihnen von den Slaven und anderen Völkern gebotenen Stoffs. Die Worte Appendini's mögen in dieser Beziehung für seine Mitbürger charakteristisch sein, wenn er sagt: „Wozu hilft die Kenntniß einer bloß gefälligen Kunst, ohne die man recht gut leben kann, und ohne die doch alle Angelegenheiten einen so guten Fortgang haben, mag sie nun gepflegt werden oder nicht? Ich glaube daher, daß wir es den Ragusern, die eine so glückliche Disposition zur Literatur haben, eher zum nicht geringen Lobe anrechnen können, daß so wenige unter ihnen sich der Malerei und den Künsten hingegeben haben*)."

*) „E a che mai vale una mediocre cognizione di una arte piacevole, senza di cui si puo vivere, e tutto procede

Darin war Ragusa ganz anders als Venedig, mit dem es doch im Uebrigen so manche Aehnlichkeit hatte. Zuerst in der Entstehungsweise. Beide Republiken gingen aus alten zerstörten Städten durch Flüchtlinge hervor, die auf Inseln im adriatischen Meere eine Rettungsstätte suchten. Beide wurden durch Seehandel und Schifffahrt groß. Alsdann in der Entwicklung ihrer republikanischen Verfassung. In beiden regierte ganz allein eine entschieden bevorzugte Patrizier- oder Adelsclasse, in beiden hatte das übrige Volk gar keinen politischen Einfluß. In Ragusa wie in Venedig waren alle mündig gewordenen Mitglieder des Adels in einem gesetzgebenden Körper, dem sogenannten großen Rathe (*gran consiglio*), vereinigt, aus dem hier wie dort die regierende oder Exekutivgewalt, „der kleine Rath“, hervorging. An der Spitze des ganzen Staatsgebäudes stand bei beiden ein ziemlich einflußloser Figurant, in Venedig der Doge, in Ragusa der Rettore. Ferner in der ganzen Entfaltung ihrer Geschichte, die sich in Ragusa wie in Venedig unter beständigen Anfechtungen von außen ziemlich ruhig und ohne bedeutende Revolutionen im Inneren verlief. Die Patricierclassen in beiden Republiken bildeten einen so zahlreichen und im Ganzen einigen Körper und führten ihr Regiment so weise und klug, daß es dem Volke und den übrigen Bürgern nie einfiel, irgend welche angeborene Natur- und Gleich-

si bene, o sia o no coltivata una tal' arte? Credendo noi dunque essere un Carattere degl' ingegni Ragusei l'aver quasi tutti una felice disposizione alla poësia, a loro lode non mediocre ascriviamo, se pochissimi abbiano posto il loro studio intorno alla pittura.“

heitsrechte in Anspruch zu nehmen. In den Mauern beider Städte, Ragusa's wie Venedig's, verfloß beinahe ein ganzes Jahrtausend ruhig und ohne alle wesentliche Veränderung der Verfassung dahin. Und dieß war sowohl in Rom und in Griechenland, als auch bei den anderen italienischen Republiken des Mittelalters etwas ganz Unerhörtes.

Die vornehmste Blüthe bei den genannten Republiken, der großen sowohl wie der kleinen, fiel ungefähr in dieselbe Epoche, sowie auch ihr Verfall und ihr Untergang durch dieselben Erschütterungen und sogar durch dasselbe Volk, die Franzosen, herbeigeführt wurde. Und endlich nahm beide Republiken die Monarchie in ihren Schooß auf, nämlich das glückliche Oestreich, an dessen mächtigem Leibe nun die Körper dieser beiden politischen Organismen kleben, wie die Zellengewebe zweier Bienenstöcke, aus denen die Bienen entflohen, wie zwei schöne Leichname ohne Seele, die aber noch in ihrer heutigen Physiognomie alle Züge ihres einstmals belebten Antlitzes bewahrt haben. — Man kann Ragusa und Venedig mit zwei Flüssen vergleichen, einem kleinen Bache und einem mächtigen Strome, die beide ruhig und ganz parallel neben einander hinflossen, die denselben Ursprung und auch dieselbe Mündung hatten.

8.

In den engen Straßen Ragusas.

Nachdem ich mich von der Plattform auf Sost Lorenzo aus an den reizenden Zügen und Beduten des

besagten hübschen Leichnams satt gesehen hatte, ging ich wieder von Porta Bille nach Porta Blocce, und man kann diese kurze, winzig kurze Strecke von einem Thore zum anderen nicht zurücklegen, ohne sich die Frage vorzulegen, wie es möglich war, daß Menschen, die so zu sagen in demselben Neste geboren waren, so lange Zeit so scharf geregelte Geburts- und Standesunterschiede festhalten konnten, wie die Raguser dieß thaten. Der Adel, der zuweilen mit den Bürgern in unseren Städten wohnt, ist meistens auf den großen Räumen seiner ländlichen Besitzungen groß geworden und auch der Hauptsache nach Landadel geblieben. Da begreift man die Sache eher. Obwohl nun Standesunterschiede und Vorurtheile überall ein Wunder sind, so ist es doch erklärlich, daß ein Mensch, dem rings umher eine oder ein paar Quadratmeilen erb- und eigenthümlich angehören und der von Anderen isolirt als angesehener Mann auf seinem Schlosse wohnt, sowohl sich über Andere erhebt, als auch von diesen Anderen als etwas Höheres verehrt wird. Auch wenn eine Race die andere unterjocht und mit Waffengewalt knechtet, so erklärt sich leichter der daraus entstehende Unterschied des Bluts und die Anbetung des einen Theiles der Geschlechter. Aber die in den Städten selbst mitten in dem Schooße der Gemeinde erwachsenen, beanspruchten und geduldeten Standesunterschiede begreifen sich schwerer. Die ragusischen Patricier waren meistens weder vom Lande eingewandert, noch hatten sie als Fremde die Stadt erobert. Sie konnten den Bürgern nicht die Augen blenden mit dem reichen und fürstlichen Besitze von Schlössern und Landgütern vor der Stadt. Diese erwarben sie meistens erst später von der Stadt aus, als diese mehr Gebiet erhielt.

Sie waren vielmehr großen Theils neben den Bürgern aus der Stadt selbst hervorgegangen; sie hatten einst mit ihnen dieselben Geschäfte betrieben, sie mußten sich auch später noch bei den bürgerlichen Unternehmungen und Speculationen betheiligen, um sich bei Kräften (bei Gelde) zu erhalten. Die Häuser der verschiedenen Classen standen so nahe bei einander, daß eine Absonderung wie bei unserem Schloß- und Landadel gar nicht möglich war. Einer konnte dem Anderen beständig in den Hof sehen, die patricischen und nichtpatricischen Säuglinge, wenn sie schrien, hörte man vereint und zugleich an allen vier Enden der Stadt. Für separirte Spielplätze für die Jugend der verschiedenen Stände war gar kein Raum. Hundert Mal mußte man sich bei dem täglichen Treiben in der Stadt begegnen und berühren. Dasselbe Erdbeben, dieselbe Pest, vernichtete promiscue beide Stände mit einander. Ja, dieselben Regentropfen, so zu sagen, und dieselben Sonnenstrahlen trafen die Köpfe beider Classen. Die allergrößte räumliche Distanz, in der sie sich je in Ragusa auseinander halten konnten, betrug ein paar Duzend Ellen, und doch bei alle dem hatten die Leute eine so energische Phantasie, daß sie ganz weite und unübersteigliche Klüfte zwischen sich glaubten und auch festhielten. Auf dem Lande, wie ich sage, wo die Räume so weit sind, wo man sich rings umher isoliren und bloß mit seinem eigenen Blute umgeben kann, begreift sich dieß leichter. Aber die Städte, sollte man denken, mußten die wahren Gleichmacher der Menschen sein, und insbesondere solche winzige Städte, wo man sich gegenseitig stets, so zu sagen, in die Karte blickt, und in denen ein Mensch nicht niesen kann, ohne

daß alle seine Mitbürger es lächelnd erfahren, daß auch der Patricier zuweilen solchen sonderbaren Naturanforderungen unterworfen ist. Allein in Ragusa trifft dieß wenigstens nicht zu. Es gab hier Jahrhunderte lang Patricier, die schon in ihrem achtzehnten Jahre im Rathe der Weisen saßen, in welchem nicht einmal der achtzigjährige Bürger erscheinen durfte, und den Bürgern fiel es achthundert Jahre lang — so lange schiefen sie — nicht ein, daß dieß aller menschlichen Vernunft nach Unsinn wäre. Es gab hier Familien, die sich so edel dünkten, daß bei ihnen nie ein Beispiel von einer Verirrung der Liebe außerhalb der ihr gesetzlich vorgeschriebenen Kreise vorgekommen sein soll. Sogar die Patricier theilten sich wieder in zwei ganz scharf gesonderte Classen, in einen eigentlichen alten Adel und in einen neuen Adel oder in die sogenannten Salamanchesen und die Sorbonnesen, jene von der älteren spanischen, diese von der neueren französischen Akademie so genannt. Obgleich diese Salamanchesen und Sorbonnesen in politischer Hinsicht vollkommen gleiche Rechte hatten, zusammen in derselben Rathversammlung saßen, auch auf ganz gleichem Fuße bei den öffentlichen Aemtern concurrirten, so hielten sie sich in geselliger Beziehung doch wie Wasser und Del aus einander. Die altadeligen Salamanchesen dünkten sich um so Vieles vorzüglicher, daß Jahrhunderte lang (bis zum Jahre 1763) auch nicht ein einziges Mal ein Fall vorgekommen sein soll, daß sich einer von ihnen mit einer Sorbonnesischen Familie ehelich verband.

Auch die nicht adeligen Bürger der Stadt waren wieder in zwei ganz scharf geschiedene Classen gesondert, in die sogenannte „Cittadini“ (gewissermaßen Vollbürger)

und die „Artigiani“ (Künstler, Handwerker). Jene, die Cittadini, die wieder in zwei Classen getheilt waren, in die sogenannten Bruderschaften des heiligen Antonius und des heiligen Lazarus, konnten vom Senate zur Uebernahme gewisser Aemter bezeichnet und zu Secretären der Schatzkammer, zu Steueroffizianten, Kanzelisten 2c. bestimmt werden. Und zuweilen gab man ihnen sehr vortheilhafte und einträgliche Aemter, vielleicht um sie ihre Nichtbetheiligung an der Regierung und Gesetzgebung vergessen zu machen. Diese aber, die Handwerkerclassen, hatten gar keine politischen Rechte irgend einer Art. So viel Sonderung und scharfe Classificirung also, sage ich, bestand in diesem kleinen Ameisenhaufen. Allein die Raguser hielten Jahrhunderte lang unverrückt und unerbittlich daran fest. Es scheint dieß unerhört und auch ungerecht. Aber es ist wohl möglich, daß sie dieser Reinheit ihrer Aristokratie den so lange Zeit glücklichen und ungetrübten Zustand ihrer inneren Angelegenheiten zu verdanken haben. Denn es zeigt sich nur zu oft in der Geschichte der Staaten, daß nicht alle Zeit auch in der Praxis das Beste das ist, was auf den ersten Anblick das Vernünftigste und Natürlichste zu sein scheint. Es ist wohl möglich, daß die Raguser, so wie die Venetianer, schon ein paar Jahrhunderte früher zu Grunde gegangen wären, wenn sie gleich von vornherein dem neumodigen vernunftmäßigen Gleichheitsprincipe gehuldigt und jedem Kannegießer erlaubt hätten, seine Meinung bei der politischen Verwaltung des Staats geltend zu machen. Zwar gingen sie am Ende auch mit ihrer künstlichen aristokratischen Hierarchie, deren Räderwerk zuletzt rostete und stockte, unter. Allein es kommt ja nicht darauf

an, ein Staatsgebäude für alle Ewigkeit zu bauen, sondern eines, das möglichst lange zu dauern geschickt sei, und das wenigstens einige Jahrhunderte lang die in der Stadt geborenen Geschlechter frei und glücklich leben und dabei möglichst viele, d. h. immer nur wenige Einwohner zum Vollgenuß menschlicher und bürgerlicher Rechte gelangen lasse.

9.

Das Archiv von Ragusa.

Wenn die jungen Edelleute im achtzehnten Jahre Eintritt in den großen Rath verlangten, so mußten sie natürlich vor allen Dingen die Echtheit ihrer Geburt beweisen, und damit hierüber kein Zweifel entstehen könne, hatten die Raguser eben so wie die Venetianer ein libro d'oro, in welchem jedes eheliche Kind eines Patriciers verzeichnet wurde. Dieses Buch nannten sie „il Specchio di Maggior Consiglio“ (den Spiegel des großen Rathes). Dasselbe existirt noch heutiges Tages, und ich hatte es in dem Archive der Stadt, das ich besuchen durfte, in Händen. — Von diesem Archive sagt Appenedini, daß es durch Feuersbrünste, Erdbeben und andere Unglücksfälle viele schöne Documente und Monumente verloren habe. Auch die Venetianer, als sie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte eine Zeit lang in Ragusa die Herren spielten, mochten manches Papier bei Seite schaffen. Wie die Franzosen beim Umsturze der Republik dieses Archiv behandelten, weiß ich nicht. Als aber die Oestreicher 1815 Ragusa in Besiz nahmen, wurden

alle für die äußeren Verhältnisse der Stadt und ihres Gebiets wichtigen Acten in das große Staatsarchiv nach Wien geschafft und nur die für die innere Verwaltung nöthigen an Ort und Stelle gelassen. Es ist demnach von Allem, was man in einem vollständigen ragusischen Archive zu finden sich berechtigt glauben könnte, nur wenig hier geblieben. Aber selbst unter diesem Wenigen ist noch vieles sehr Interessante und Kostbare, und es ist wohl kein Zweifel, daß sogar dieses Wenige und Zugängliche noch von keinem Historiker, sogar, seinem eigenen Geständnisse zufolge, von Appendini nicht vollständig ausgelebt und benutzt worden ist, um alle Goldkörner zur Geschichte dieser Lande daraus zu sammeln. Wie in dem Archive von Venedig, das ich früher einmal sah, fand ich hier große Ballen von Correspondenzen der Gesandten und Consuln der Republik aus Konstantinopel, Rom, Petersburg u. s. w. — eben so eine Menge sogenannter „Trattati Turchi,“ Verhandlungen mit den benachbarten türkischen Paschas von Bosnien und der Herzegowina, die gewiß viel wichtigen Aufschluß über die Zustände dieser Länder enthalten, — außerdem viele sehr sorgfältig gehaltene Cassenbücher der alten Republik, die aber jetzt zum Theil nicht leicht zu verstehen sind, weil die alten Cassenmeister sich häufig statt der Buchstaben gewisser Zeichen bedient haben, zu denen man die Schlüssel schwer finden kann, weil sie nicht immer dieselben bleiben. — Ein sehr merkwürdiges Buch, eins der Grundbücher der Republik, ist hier auch das sogenannte „Libro Matizza,“ welches eine ganz detailirte topographische Beschreibung aller Inseln und Festlandbesitzungen aller Aecker, Wiesen, Berge, Felder der

Republik enthält, mit genauen Angaben ihrer Gränzen und Besitzer. Dieses Buch ist sehr schön geschrieben, dabei sehr alt. Man kennt nicht genau das Jahr seiner Entstehung, setzt es aber mindestens ins vierzehnte Jahrhundert zurück, und man muß sich wundern, wie frühzeitig dieser wohl geordnete kleine Staat auch schon auf etwas bedacht war, was einem sehr genauen Grundcassaster des Staatesterritoriums ähnlich sieht, eine Einrichtung, die wir sogar jetzt noch in einigen unserer cultivirten Staaten entbehren. Bei allen Privatprocessen sowohl, als auch bei allen Abgabenvertheilungen gewährte dieses Libro Matizza eine sehr gute und solide Grundlage, und es wird sogar jetzt noch zuweilen zu Rathe gezogen.

In slavischer Sprache geschriebene Documente giebt es hier gar nicht. Alles ist entweder lateinisch oder italienisch, das Meiste in letzterer Sprache. Die officiële Sprache in Ragusa, auch die in seinen Rathssversammlungen, so wie vor Gericht gesprochene, war stets die italienische und ist dieß noch heutiges Tages. Und dieß ist wohl Beweis genug dafür, daß der eigentliche Geist und die Seele dieser Republik als dem Wesen nach italienischer Herkunft betrachtet werden muß, obgleich die Südslaven dieß nicht zugeben wollen, welche „Dubrownik“ immer als eine bewundernswürdige slavische Republik betrachten, und die stets alles Vortreffliche, was in Ragusa geleistet worden ist, als unmittelbar von den slavischen Serben ausgeführt ansehen. — Gewundert hat es mich, daß auch unter den Ragusern, wie es mir schien, jetzt die slavischen Sympathieen sehr vorwalten, daß sie sich im Grunde alle für reine Slaven ausgeben und halten,

und an allen slavischen Angelegenheiten den innigsten Antheil nehmen. Es giebt zwar auch, wenn man sich so ausdrücken darf, eine italienische Partei unter ihnen, aber ich hätte geglaubt, daß alle Raguser sich einem so ausgezeichneten und civilisirten Volke, wie es die Italiener sind, viel lieber und entschiedener und viel allgemeiner anschließen würden, als einem Volke, das bei allen guten Eigenschaften, die es besitzt, in der Cultur zum Theil in Folge seiner unglücklichen Schicksale so sehr zurückgeblieben ist.

Die Frage, ob die Raguser Slaven oder Italiener sind, habe ich mir am Ende so beantwortet: Streng genommen sind die Raguser weder das Eine, noch das Andere. Vielmehr bilden sie ein eigenes besonderes kleines Völkchen für sich, das aus der Mischung slavischer und italienischer Elemente hervorgegangen ist *).

*) „Das politisch-nationale Bewußtsein Ragusas war ursprünglich rein römisch. Man hat Anfangs absichtlich und hartnäckig das Slavische zurückgestoßen, wie aus hundert Gesetzen und Verordnungen zu ersehen ist. Kaum zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts fing das Bewußtsein einer gewissen nationalen Solidarität mit den Slaven an. Von da an wuchs dieses Bewußtsein mit Hilfe des lebhaften politischen und commerciellen Verkehrs mit der griechisch-slavischen Welt, so daß man von 1300 bis 1460 oder 1470 sich wirklich als slavisch betrachtete, jedoch unter der Bedingung, die westliche Civilisation als die allein seligmachende zu betrachten. — In dieser Zeit sind die Anfänge der Bearbeitung slavischer Literatur wahrzunehmen, welche dann jenes Bewußtsein steigerte. — Aber nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, nach der Abnahme des slavischen Landhandels, seit der Wiedergeburt der Wissenschaften in Italien und seit der Einführung italienischer Tuche, Leder- und anderer Fabrikate, so wie bei der Blüthe des Handels mit Neapel, Genua, Florenz, und der Versorgung der Schulen mit griechischen

Wie ihre Stadt selbst nach dem, was ich oben sagte, aus einer griechisch-römischen und italienischen Ansiedelung und einer slavischen Colonie, die in eine Mauer vereinigt wurden, zusammengewachsen ist, so sind auch nicht nur alle edlen Familien ihres Staates, wie sich bei vielen genau nachweisen läßt, entweder italienischer (neapolitanischer, apulischer, florentinischer, selten venetianischer) oder slavischer Herkunft. Die letzteren von slavischer Herkunft sind zum Theil von der Bocca von Cattaro her, zum Theil aus Zachlumien, Trebunien, Bosnien und der Herzegowina eingewanderte Knäsenfamilien und mitunter Sprößlinge alter slavischer Fürsten und Herrscher. — Dieselbe Vermischung slavischer und italienischer Elemente wie in den Familien und den Häusern der Stadt selbst zeigt sich auch in den geselligen Einrichtungen, in den Sitten und Gewohnheiten. Die Geseze und die politische Form, die ganze scharf abgegränzte republikanische Aristokratie sind nach italienischem Muster, die häuslichen Sitten und Gewohnheiten aber mehr slavisch. Daher ist auch die öffentliche und officiële Sprache die italienische. Die Sprache aber für den alltäglichen Umgang und in den

und italienischen Gelehrten, lebte das römische oder italienische Bewußtsein wieder auf und das slavische flechte immer mehr dahin. Nur die Literatur hielt es Anfangs noch etwas aufrecht. Die Jesuiten zerstörten es, so zu sagen, völlig. — Im achtzehnten Jahrhundert befaßte man sich in Ragusa schon wenig mit slavischer Literatur, desto mehr mit italienischer und lateinischer. Das Bewußtsein bildete sich in dieser Epoche zu dem eines eigenen Völkchens, dessen Sprache wohl die slavische, dessen Bildung wohl die italienisch-römische, welches aber weder italienisch (das specifisch italienische Bewußtsein ist wohl nie vorhanden gewesen), noch slavisch ist.“ X.

Familien, die Kinder-, Ammen- und Muttersprache, so wie auch die Sprache des gemeinen Mannes ist die slavische. Ich möchte sagen, das ganze weibliche Element in Ragusa ist slavisch, das männliche italienisch. Uebrigens halten sich die beiden Sprachen, die fast jeder Vornehme und Geringe versteht, nicht immer nach dem Zwecke, für den sie zunächst bestimmt sind, auseinander. Vielmehr vermischen sie sich oft geradezu, und man hört in Ragusa, wie freilich auch überhaupt in ganz Dalmatien, nicht selten Gespräche, die italienisch beginnen und slavisch enden, oder auch wieder ins Italienische umspringen, und so bunt und doppelt wie diese Gespräche mögen hier alle Zustände sein.

In dem Großenrathsspiegel findet man immer italienische und slavische Namen fast zu gleichen Theilen unter einander gemischt. Doch kann man nach dem Namen einer ragusischen Familie nicht auch immer einen Schluß auf ihren italienischen oder slavischen Ursprung machen, weil zuweilen der ursprünglich slavische Namen ins Italienische übertragen wurde oder umgekehrt. So giebt es z. B. eine ragusische Familie Bevilaqua, die slavisch Vodopitsch heißt. Beide Namen bedeuten dasselbe, und man weiß nicht mehr, welches der ursprüngliche ist. Manche slavische Familiennamen sind bloß auf die Weise italienisirt worden, daß nur die Form des Wortes etwas italienischer klingen mochte, z. B. der Name der Bosdari, der italienisirt slavisch ist und im reinen Slavisch eigentlich „Bozidari“ (d. h. dono di Dio) lautet*).

*) „In den slavischen Urkunden und in slavischen Schriften kommt jede, namentlich adelige Familie slavisirt oder wenigstens

Die meisten angesehenen Familien Ragusas hatten außer ihrem eigentlichen Familiennamen einen Beinamen, der anfangs zuweilen entweder der Spott- oder der Ehrenname eines Individuums war und allmählig der volksthümliche Name der Familie wurde. So sind z. B. noch heutiges Tages die berühmten Grafen Pozze beim ragusischen Volk fast nur unter dem Namen „Statitsch“ bekannt.

Und da ich einmal bei den Namen bin, so mag ich denn hier auch noch bemerken, daß die ragusischen Damen die Sitte haben, für gewöhnlich ihrem eigenen Vornamen den ihres Mannes beizusetzen. Geseztenfalls z. B. eine Gräfin Pozze hieße Marie und ihr Mann Theodor, so würde sie sich nach ragusischer Weise Marie Theodor Pozze nennen. Im gemeinen Leben läßt man den Familiennamen ganz weg und sagt bloß „Marie Theodor,“ und jeder mit den Familienverhältnissen der Stadt einigermaßen Vertraute weiß dann schon, wer gemeint ist*).

Das goldene Buch der ragusischen Familien, wie

mit slavischer Endung vor, z. B. Bunich (ital.: Bona), Sorfoce-
vich (Sorgo), Gucetich (Gozze), Gundulich (Gondola), Zrevich
(Cerva), Egiurkovich (Giorgi), Pucich (Pozza).“ X.

*) „Hierbei muß ich berichtigen, daß der Gebrauch des Mannes-
namens nur im Slavischen gebräuchlich ist, wobei dann der Fa-
miliennamen und vorzüglich jeder Titel wegfällt, also z. B. so:
„Mabba Nikowa,“ d. h. Magdalene die Frau des Nikolaus, „Marra
Rasora,“ d. h. Maria des Raphael Frau, „Aniza Sabowa,“ d. h.
Anna des Sabinus Frau. Das obige Beispiel von Marie Theodor
ist übel gewählt, weil der Name Theodor als vorzugsweise grie-
chisch-slavischer Name seit Jahrhunderten unter den Ragusern
gar nicht vorkommt.“ X.

es jetzt im Archive der Stadt liegt, ist vom Jahre 1440. Ich weiß aber nicht, ob man erst damals zuerst angefangen hat, ein solches Buch aufzusetzen. Es ist dieß wohl möglich. Denn auch das Libro d'oro von Venedig stammt ungefähr aus derselben Zeit, so wie ebenso in Deutschland die meisten geschriebenen Adelsmatrikeln, auch die goldene Bulle des deutschen Reichs ungefähr um diese Zeit, ich meine ums fünfzehnte Jahrhundert herum, etwas früher oder später entstanden sind. Auch Appenzini beweist schon bei Gelegenheit des geschriebenen raguſischen Statutenbuchs, daß die innere Geschichte dieses kleinen Staats immer einen gewissen Parallelismus mit der Entwicklung der inneren Geschichte der meisten europäischen Großstaaten einhielt. Das raguſische Statutenbuch entstand ganz in derselben Epoche, in welcher Alfons X. in Castilien, König Erich in Schweden und die Rathsherren und Bürgermeister in den meisten freien Städten in Deutschland ähnliche Statutenbücher für ihre Leute aufsetzen ließen. — Die Geschichte Europas in dem Sinne, daß bloß die unseren ganzen Welttheil gleichzeitig in allen seinen Theilen durchstrahlenden Phänomene und durchzitternden Umwälzungen darin dargestellt und nachgewiesen wären, ist noch von Niemandem geschrieben worden, und es wäre jetzt, wo Europa mehr als je ein einiges, organisch zusammenhängendes Ganze wird, wohl endlich einmal Zeit, daß dieß geschähe.

Sehr merkwürdig und charakteristisch war mir das kurze Gebet, welches ich als Einleitung dem raguſischen Libro d'oro vorgeseht fand, und ich copirte es mir, als einen sehr schlagenden Beweis der ungemeinen Gottesfurcht und Frömmigkeit, welche diese so ächt katholische

und christliche Republik, trotz ihrer Verbindung mit den Türken, beseelte. Es lautete so: „Herr Vater, Allmächtiger, der du diese Republik auserwählt hast, damit sie Dir diene, erwähle auch, wir bitten Dich, unsere Regenten Deinem Willen und unserem Interesse gemäß, auf daß sie Dich fürchten und Deine heiligen Vorschriften bewahren, und uns mit wahrer Milde lieben und lenken. Amen *).“ Das Einzige was man etwa in diesem Gebete als zu viel bezeichnen könnte, wäre etwa die Phrase „unserem Interesse gemäß“ (*secundum necessitatem nostram*). Denn im Grunde genommen ist ja Gottes Wille auch immer unser Interesse. Doch ist dieß eine kleine menschliche Naivetät, wie sie Jeder von uns in seinem Gebete begeht.

10.

Das Reliquiario und die Rolandsäule.

Es gab in dem kleinen Ragusa eine Menge Kirchen und Klöster, sowie viele fromme Stiftungen und wohlthätige Anstalten, und dazu eine zahlreiche Priesterschaft. Fast jede steinige Insel hatte einen Bischof. Auf die Erfüllung aller kirchlichen Ceremonien und religiösen Pflichten wurde mit der größten Pünktlichkeit gehalten. Die Raguser waren nicht bloß eifrige Christen, sondern

*) Domine Pater, Omnipotens, qui eligisti hanc Rempublicam ad serviendum tibi. Elige, quaesumus, Gubernatores nostros secundum Voluntatem Tuam et necessitatem nostram, ut Te timeant et Tua sancta Praecepta custodiant et nos vera caritate diligant et dirigant. Amen!

namentlich ganz besonders eifrige römisch-katholische Christen. Alle ihre slavischen Unterthanen in ihren verschiedenen Thälern und Inseln, die das Gebiet der Republik ausmachten, wurden in kirchlicher Beziehung vollständig romanisirt. Griechischen Christen war eine Ansiedelung in der Stadt oder ihrem Gebiete gar nicht gestattet. Auch den Irrthümern von Luther und Calvin wurde kein Eingang gewährt. — Nichtsdestoweniger aber gestanden sie auch der Geistlichkeit keinen politischen Einfluß zu. Ihren Erzbischof wählten sie meistens unter Nichtragusern, damit die Interessen der Geistlichkeit und der Kirche sich nie mit denen des Adels vermischen und damit die Inhaber solcher wichtigen Stellen nicht im Rathe der Republik sitzen möchten*). Eben so war der Befehlshaber ihrer kleinen Militärmacht meistens ein Fremder, der als gedungener und ohne Familienverbindungen dastehender Söldling um so mehr von der Republik abhing. Auch dem Papst, obwohl sie seinen weltlichen Einfluß oft zu Hilfe riefen, gestatteten sie keinerlei Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Republik, und sie ließen sich von ihm fast eben so oft in den Bann thun, wie die Venetianer, ohne sich mehr daraus zu machen als diese. Besonders fleißig waren die frommen Raguser in Ansammlung von allerlei kirchlichen Reliquien, welche „kostbaren Glaubensunterpfänder“ (*preziosi pegni*), wie Appendini sagt, ihre Kaufleute in allen

*) Von 1310 bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts galt das Gesetz, daß kein Raguser Erzbischof sein solle. Von da an aber waren die Erzbischöfe wohl Raguser, durften aber keiner patricischen Familie angehören.

Theilen von Thracien, Bulgarien, Bosnien, Albanien und Griechenland, wo sie Geschäfte hatten, zusammentrugen, „*seguendo i naturali moti della pietà e religione ora a spese proprie, ed ora della loro Repubblica non senza gravi pericoli, togliendoli alla barbaria ed alla superstizione*“ (indem sie den natürlichen Antrieben der Frömmigkeit und Religion folgten, bald auf eigene Kosten, bald auf Kosten der Republik, nicht ohne große Gefahr, und indem sie dieselben der Barbarei und dem Aberglauben (?) entzogen). — Es ist hieraus ein so reicher Reliquienschatz entstanden, wie er sich in Dalmatien und vielleicht auch auf der ganzen südslavischen Halbinsel nicht wieder findet. Dieses ragusische Reliquiarium befindet sich noch heutiges Tages in einer Abtheilung des Domes der Stadt. Um es zu sehen, hat man dreierlei Schlüssel und dreierlei Assistenten nöthig, die uns durch gütige Fürsprache gewährt wurde. Die Hauptstücke bilden hier die prachtvoll in Gold, Silber und Edelsteine eingefassten Gebeine des Schutzpatrons der Stadt, des S. Biagio (des heiligen Blasius), insbesondere sein Haupt. Bei einem jährlich wiederkehrenden großen Feste, das sich in vielen Büchern beschrieben findet, wurden dieselben unter Zulauf des ganzen ragusischen Volks in Procession in der Stadt umhergetragen. Unter den zahllosen Reliquien machte man uns insbesondere auch auf ein Gewebe aufmerksam, von dem man glaubte, daß es die Windeln des Christkinds gewesen seien. Früher, so erzählte man uns, hatten die schwangeren Frauen in Ragusa häufig kleine Lappen von diesen Windeln erhalten, weil sie dann leichter gebären zu können glaubten. Die Windeln seien aber durch ein Wunder immer

von selbst wieder nachgewachsen. Einmal aber sei ein solches Windelstück an eine Jüdin gekommen. Da habe das Wachsen aufgehört, und um sich die Reliquie zu erhalten, habe man daher hierauf das Austheilen dieser Lappen eingestellt.

Der Dom von Ragusa ist im Uebrigen zwar ein recht geräumiges und hübsches Gebäude, aber im Ganzen weder durch Größe noch durch Baustyl oder Kunstschätze besonders ausgezeichnet. Dasselbe gilt auch von den andern Kirchen von Ragusa, die dem Besucher durch gar nichts zu imponiren wissen. Die alte große früher vielgepriesene Kirche, die der König Richard Löwenherz einem Gelübde zufolge in Ragusa baute, sowie überhaupt der größte Theil der alten architektonischen Pracht der Stadt ging in dem Erdbeben von 1667 zu Grunde. Von den furchtbaren Ereignissen bei diesem entsetzlichen Erdbeben, das von Feuersbrünsten und unbarmherzigen Ueberfällen und Plünderungen der herbeigeeilten Morlachen begleitet war, und dem Hungersnoth, Krankheit und Elend aller Art folgten, kann der wißbegierige Leser eine sehr detaillirte interessante und, ich möchte sagen, herzerschütternde Schilderung in der deutschen Bearbeitung des berühmten Buchs von Lucius über Dalmatien im zweiten Theile Seite 209 flg. lesen. Dieselbe ist von dem Secretär eines holländischen Gesandten abgefaßt, der sich auf seiner Reise nach Konstantinopel damals gerade in Ragusa aufhielt.

Der schon oft erwähnte Palazzo Rettorale, dann das Jesuitencollegium und endlich die im gothisch-arabischen Style gebaute Dogana sind außer den Befestigungswerken jetzt die einzigen Gebäude Ragusas, welche

in architektonischer Beziehung einen hervorragenden Werth haben. Ihre specielle Schilderung übergehe ich hier, so interessant sie auch sonst sein könnte. Nur will ich noch zweierlei vorzubringen mir erlauben, erstlich eine allgemeine Bemerkung und dann eine besondere über ein Kunstwerk in Ragusa.

Ariosto ließ einen lateinischen Vers vor sein Wohnhaus setzen, in dem er dasselbe als, wenn auch nicht prachtvoll, doch nett, als wenn auch nicht groß, doch seinen Bedürfnissen gerade entsprechend und für sein eigenes Geld gekauft, bezeichnete. Und dieser Vers des großen Dichters*) fiel mir überall bei meinen Wanderungen durch die Straßen und Häuser von Ragusa wieder ein. Sie schienen mir alle, so zu sagen, von einem recht bedächtigen und sparjamen Hausherrn angelegt, und es schien mir darin der bekannte Geist des Senats und der Bürgerschaft der Republik sich noch heutiges Tages handgreiflich zu offenbaren. Die schmalen Straßen, die kleinen öffentlichen Plätze, die Kirchen und Staatsgebäude schienen mir alle so recht genau nach dem Winkelmaße und Zollstabe abgemessen, und jedem so viel zugetheilt, als es gerade zu seinem Zwecke etwa nöthig haben mochte. In Ragusa ist nichts Dominirendes und vor dem Uebrigen sich Breitmachendes. Die Kirchen, die zierliche Dogana u. s. w. sind gerade so groß angelegt, wie es einer Stadt von etwa zwanzigtausend Einwohnern angemessen sein möchte. Die Straßen sind so breit, daß zwei oder drei

*) Er heißt:

„Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parva meo sed tamen aere domus.“

Menschen ganz bequem bei einander vorbeikommen können. Die Thürme der Stadt sind nicht übermäßig hoch, die Privathäuser meistens zweistöckig und nirgends so aufgetrepppt und siebenstöckig, wie man dieß bei uns selbst in kleinen Städten sieht. Nichts ist üppig aufgeschossen, zu lang oder zu breit. Der Palazzo des Rettore steht auch mit dem Ganzen in größter Harmonie und ist weder zu klein, noch zu groß für die Figur, die ein ragusischer Rector spielte. Der Dogenpalast in Venedig überragt alle anderen Gebäude der Stadt an Pracht sowohl als an Größe verhältnißmäßig viel mehr. Auch die alten Gebäude der Patricier, deren es jetzt noch sehr viele und sehr interessante in der Stadt giebt, sind an Größe und Pracht den Häusern der übrigen Bürger nicht in dem Maße überlegen, wie z. B. etwa der Palast Pitti in Florenz, oder wie die verschiedenen Prachtgebäude in Verona den Häusern der bürgerlichen Privatleute. Sie stehen auch mit den übrigen Stadthäusern in einer Reihe, da zu Gehöften und sonstigen sondernden Umgebungen ihnen kein Raum gestattet werden konnte. Nichtsdestoweniger aber sind nach den Specimens, die ich davon gesehen habe, diese Gebäude inwendig nichts weniger als unbequem und beengend. Es scheint mit den Räumen recht hübsch gespart zu sein, und sie haben ganz hohe und geräumige Zimmer, die oft mit antiker Pracht möblirt und ausgestattet sind. — Auch findet man durchweg bei Häusern, Menschen und Straßen eine recht wohlthuende Sauberkeit, und man kann ohne Weiteres sagen, daß Ragusa die reinlichste, netteste und wohlgefälligste Stadt in Dalmatien und Illyrien ist, die ganze Türkei mit eingerechnet. Mit einem Worte, man empfängt in

der heute noch sichtbaren Hülle des alten Ragusa den Eindruck, als wenn hier Alles recht wohl abgewogen und ganz proportionirlich sei. Und wer die Geschichte und die politischen Einrichtungen des freien Ragusa einigermaßen kennt, der wird demnach zugeben, daß hierin sich noch jetzt das Gepräge des alten Geistes offenbart. Ich fand in ganz Ragusa nichts außer Proportion als den gewaltigen Panzer der alten Festungsmauern, in denen die Stadt steckt wie ein Fingerhut voll Wein in einem zolldicken Glasbecher. Aber dafür muß man die Türken, die Bosnier, die Seeräuber, die venetianischen Flotten-Admirale und die anderen zahlreichen Feinde Ragusas, vor deren stets zu fürchtenden Anfällen der Rector jeden Abend bei Zeiten die Thore verriegeln und versammeln mußte*), verantwortlich machen. Wenn irgend wer, so mußte es der Senat von Ragusa wissen, wozu Stadtmauern gut sind und wie Steinblöcke gebraucht werden können, um mit ihnen Freiheit und Bürgertugend einzufassen, wie alten Wein in eine Tonne.

Meine zweite nachträgliche Bemerkung knüpft sich an ein steinernes Monument Ragusa's, für das wir Deutsche und namentlich wir Norddeutsche ein besonderes Interesse empfinden müssen. Ich meine nämlich die ragusische Rolandssäule, die auf dem Forum oder Hauptplatz der Stadt seit den ältesten Zeiten her aufgestellt war. Dieselbe glich in der Hauptsache ganz unserer Rolandsäule in Bremen und in anderen norddeutschen

*) Im Winter wurden die Thore der Stadt nur 2 Stunden, im Sommer 3 bis 4 Stunden täglich offen gelassen. Sonst waren sie immer verschlossen.

Städten. Es war eine aus Stein gemeißelte kolossale Figur mit gezogenem Schwerte und vom Kopf bis zum Fuß gewaffnet. In Bremen hat diese Figur bekanntlich das Bildniß eines kleinen Zwerges zu den Füßen, hier in Ragusa aber stand sie auf einem steinernen Buche. Es ist merkwürdig genug, daß die Raguser diese Säule eben so nennen, wie die Bremer die ihrige, nämlich „Rolando“ oder „Orlando“, und daß sowohl das Volk von Ragusa von der Bedeutung derselben, die es für ein Sinnbild der Selbständigkeit und der freien Banngerichtsbarkeit der Stadt hält, erzählt und glaubt, als auch, daß die Gelehrten der Republik eben so wenig über ihre Herkunft und ihren Ursprung zu berichten wissen, wie die deutschen Gelehrten von den deutschen Rolands-säulen. Appendini führt die Meinungen aller ragusischen Gelehrten darüber an, und um zu erfahren, daß man daraus nicht klüger wird, braucht man nur die Meinungen und Streitschriften der deutschen Gelehrten bei uns nachzulesen. — Am liebsten — weil man sich doch wenigstens dabei amüsirt -- liest man noch die Geschichte, wie die alten ragusischen Annalisten sie erzählen, indem sie dabei vermuthlich der Volksfage folgen. Orlando, so sagen sie, der Schwesterjohn von Carl dem Großen, ein tapferer Paladin, habe in der Bretagne, wo er Gouverneur war, gehört, daß ein gewisser saracenischer Seeräuber zum großen Schaden der römischen Städte das adriatische Meer molestire. Er habe sich daher nach Ragusa begeben, eine ragusische Galeere bestiegen und bei der Insel Lacroma die Seeräuber angegriffen und besiegt. Ihre Schiffe habe er in Grund gebohrt und ihren Capitän Namens Epucento mit Hilfe der Raguser gefangen ge-

nommen und ihm in der Stadt den Kopf abgeschlagen. Darauf hätten die Raguser aus Dankbarkeit dem Orlando eine Statue von Marmor errichtet. Er aber selbst habe, um diese Artigkeit zu erwidern und die Tapferkeit, welche die Bürger unter seiner Anführung entwickelt hätten, zu ehren, eine Büste des hingerichteten Spucento auf dem Arsenale aufstellen lassen. Und so sei jene Statue seitdem in Ragusa geblieben.

Wie und bei welcher Gelegenheit die Raguser und die Bremer sich ihre Ideen über Roland ausgetauscht haben mögen, bleibt ganz dunkel; aber eben so bleibt es merkwürdig, daß so etwas wirklich geschehen sein muß. Es ist wieder wie das, was bei dem Libro d'oro und bei dem Statutenbuche von Ragusa geschah, ein Beweis davon, wie weit zu allen Zeiten die historischen Kreise der Sagen und Sitten, der Gesetze und Gewohnheiten hinauspulſirten. Ich glaube übrigens, daß außer dem stets freien republikanischen Ragusa sonst keine dieser südlichen Städte eine Rolandsäule aufzuweisen hat.

11.

Die Randleute von Ragusa.

Nachdem ich mich den ersten Tag in der Stadt selbst einigermaßen orientirt hatte, wünschte ich auch etwas von der gepriesenen Umgegend von Ragusa zu sehen. Es giebt für den Reisenden hier drei Hauptausflüge, erstlich einen längs der Küste nach Süden zum Thale von Brenno, zweitens einen längs der Küste nach Norden

zum Thale von Ombla und zu den vielgepriesenen Platanen von Canosa, und endlich einen dritten in der Mitte zwischen den beiden vorigen Richtungen zur türkischen Gränze nach dem berühmten ragusisch-türkischen Gränz-Handelsorte Vergatto. Wie es denn wohl zu geschehen pflegt, daß der Reisende nicht alle seine Wünsche erfüllt sehen, nicht allen seinen Pflichten genügen kann, so gelang es mir auch leider nur, einen Spaziergang auf dem halben Wege nach Brenno und einen Ausflug ins Omblathal zu Stande zu bringen.

Die Bauern und Bäuerinnen aus Brenno, die Brennesen, sind in Ragusa ihrer schmucken Nationaltracht wegen berühmt, und dieß will in einem Lande, wo alle Nationaltrachten so bunt und meistens gefällig sind, viel sagen. Früh am Morgen, es war Sonntag und dazu ein schöner Sonntag, ging ich auf den Markt von Ragusa hinaus, um mir jene geschmückten Leute anzusehen. Es waren bereits viele von ihnen, aber freilich nicht lauter Brennesen, auch von der Ombla und aus anderen benachbarten Orten, versammelt. Sie boten Trauben, Feigen und andere Früchte, Geflügel und Eier feil, alle ungefähr in der Art und mit einem eben so reichen Costüm, wie die jungen hübschen Choristinnen auf unserem Theater in der bekannten Scene der „Stummen von Portici.“ Die Weiber waren ungemein nett und reinlich gekleidet und glänzten von weißer Wäsche, grünen, rothgesäumten Strümpfen, buntgefärbten Saffianschuhen und allerlei Gold- und Silberschmuck. Wenn ich sage Goldschmuck, so bitte ich dieß buchstäblich zu nehmen. Die Bauermädchen, die zuweilen recht hübsch waren, hatten dichte Reihen von goldenen Perlen, deren jede so groß

wie eine Wallnuß war, um den Hals. Dieselben waren hohl und stellten eine Art ganz hübscher Filigranarbeit dar. Es war bei den meisten das reinste Ducatengold. Daß die Bauermädchen mit solchem Goldschmuck, mit dem bloß bei uns die Bornehmen sich zuweilen in großer Gesellschaft zeigen, in Ragusa auf dem Gemüsemarkte erscheinen, mag in Deutschland vielleicht sonderbar klingen, ist aber nichtsdestoweniger ganz wahr. Wo diese Leute es sich wieder abknappen, um diesen Luxus ausführen zu können, weiß ich nicht. Die goldgeschmückten Mädchen küssen dir aber dennoch die Hand, wenn du ihnen für ein paar Kreuzer Waare abkaufst. Sie machen ordentlich Toilette für den Markt. Ihre Schuhe und einige andere Stücke ihres Costüms nehmen sie im Eierkorbe mit und laufen barfuß bis zur Stadt. Vor der Porta Blocce aber stellen sie sich an die Mauer irgend eines Weingartens, ziehen ihre Schuhe an und putzen sich auch sonst heraus. Auf unserem Spazierwege längs der Küste sahen wir solche Scenen nachher zu wiederholten Malen.

In der Tracht der Männer aus Brenno und überhaupt aus der Umgegend von Ragusa herrscht besonders die rothe Farbe vor, mehr als in der Tracht der übrigen Dalmaten. Ihre Weste, ihre Strucka (Ueberwurf), ihre Wadenbedeckung, Alles ist ponceauroth. Nur ihre weiten Beinkleider bis zum Knie sind blau. Und diese weiten blauen Beinkleider sind überhaupt, dünkt mich, das einzige Kleidungsstück, das bei den Brennesen, Dmbleesen, Canalesen, Montenegrinern, Morlachen und überhaupt bei allen Dalmatiern, ja selbst bei den Albanesen, Bosniern und Türken sowohl in Form als in Farbe sich fast ganz gleich bleibt. In diesem blauen Tuche müßten

sich, dünkt mich, im Oriente die besten Geschäfte machen lassen. Alles Uebrige, Unterweste, Unterkleid, Strukka, Mantel, variirt in Farbe, Schnitt, Knöpfezahl und Knöpfeform auf unglaublich mannigfaltige Weise. Auch die Kopfbekleidung der ragusischen Bauern ist roth. Es ist ein scharlachrothes um das Haupt geschlungenes Tuch, ein Turban, den sie aber, wie erwähnt, nicht Turban, sondern Saruf nennen. Es ist eine sonderbare, mir unerklärliche Erscheinung, daß die Bewohner des Gebiets von Ragusa mehr als alle übrigen Dalmatier in ihrer äußeren Erscheinung und Kleidung den Türken gleichen. Sie bilden darin einen auffallenden Contrast mit ihren Nachbarn, den Bocchesen, bei denen statt der rothen Farbe die schwarze vorherrscht, und die auch statt des türkischen Turbans, wie ich schon sagte, ein kleines knappes schwarz-tuchenes Kappchen tragen. — Mit schönen Waffen paradi- ren die ragusischen Landbewohner eben so wie alle anderen dalmatischen Völker. Nur zeichnen sie sich vor diesen sehr durch Reinlichkeit und Nettigkeit aus, haben bei Weitem nicht das wilde und uncultivirte Ansehen, wie die eigentlichen Morlachen, mit denen sie gar nicht vermischt werden wollen. Auch den langen, dicken, schmutzigen Zopf der Morlachen tragen die Raguser nicht. Vielmehr haben sie das Haar kurz weggeschnitten. Wir sahen eine Menge dieser Leute versammelt, die des Sonntags wegen zur Stadt gekommen waren und vor und nach der Messe auf den öffentlichen Plätzen der Stadt in Gruppen herumstanden. Es waren meistens wohlgebildete Gestalten, und darunter einige wahrhaft schöne und große Männer. Wenn man diese Männer so wie die goldgeschmückten Frauen ansah, so konnte man an

ihnen nur wenig von dem Verfall Ragusas verspüren. Sie sahen gesund, frisch und blühend aus und waren auch in ihrer äußeren Erscheinung nichts weniger als bettelhaft. Den Untergang Ragusas merkt man nur in den Classen der Edelleute, welche nun, um sich eine Existenz zu sichern, gezwungen sind, entweder östreichische Dienste oder Pensionen nachzusuchen, und der Bürger, unter denen es keine Brazzatos mehr giebt, die dem Staate mit einem Geschenke von sechzehn Millionen Franken beispringen könnten. Der Hinblick auf die ragusischen Landleute kann einigermaßen über den Untergang der alten Republik trösten; denn sie haben dabei vielleicht eher gewonnen als verloren, wie denn überhaupt in ganz Europa der Bauernstand derjenige zu sein scheint, der bei allen Umwälzungen der letzten fünfzig Jahre reelle „Errungenschaften“ gemacht hat. Die alte Republik Ragusa beherrschte ihr Landvolk, das bei der Regierung derselben eben so passiv war, wie die kleinen Bürger der Stadt, ähnlich wie die privilegirten Schweizerstädte Bern, Basel u. s. w. Und ich habe auch schon oben gesagt, daß die Canalesen bereits im vorigen Jahrhunderte sich gegen die Republik auf ähnliche Weise, wie Baselland gegen Baselstadt, empörten und lieber zu Oestreich als zu Ragusa gehören wollten. Die Republik verschenkte häufig Ländereien mit sammt den darauf wohnenden Menschen an wohlverdiente Bürger, für die dann die Bauern fast wie Leibeigene arbeiten mußten. Daher haben auch in den letzten schwärmerischen Jahren 1848 und 1849 die von der Stadt ausgehenden Emissäre, welche die Bauern im Sinne der italienischen Propaganda bearbeiten wollten, wenig bei

ihnen ausgerichtet. Sie erzählten ihnen von „Freiheit“ und „Republik.“ Aber die Bauern hatten jetzt unter Oestreich mehr Freiheit als früher, und bei dem Namen Republik fielen ihnen ihre alten republikanischen *Gospodare* (Herren) ein, denen sie so viel hatten zahlen müssen. Die Emissäre, indem sie erkannten, daß der Name der alten ragusischen Republik keinen guten Klang bei den Bauern habe, und indem sie ihren Fehler verbessern wollten, sagten dann, die Republik, die sie ihnen bringen wollten, sollte eine neue und ganz anders beschaffen sein als die alte. Die Nobili sollten dabei nicht mehr an der Spitze stehen, sondern bloß die geschicktesten und klügsten Leute, die von Natur zum Regieren die Tüchtigsten seien. „Solche kluge Leute, wie z. B. wir, und wie es auch unter Euch einige giebt,“ sagten sie. — „Was haben denn diese klugen Leute im Vermögen?“ fragten darauf die Bauern. „Bis jetzt noch nichts, weil sie durch ungerechte Gesetze an allem Einfluß und an allem Vermögenssammeln gehindert wurden.“ — Da wurden die Bauern ganz taub gegen die Einflüsterungen der Emissäre, denn sie dachten, wie Einer von ihnen es auch gelegentlich laut ausgesprochen haben soll: „Mußten wir schon unter den früheren Herren der Republik, die doch reich waren, so viel arbeiten und bezahlen, wie viel werden wir dann erst arbeiten und zahlen müssen bei diesen neuen, die bis jetzt noch nichts haben und dazu noch so klug sein sollen, wie Ihr sagt.“

Ragusa und überhaupt ganz Dalmatien blieb in den Jahren 1848 und 1849 ziemlich ruhig. Es ist eins der wenigen Länder Europas gewesen, das keine Barrikaden und blutigen Scenen erlebt hat. Und daß dieß so kam,

verdankt man bei Ragusa, wie in ganz Dalmatien, hauptsächlich dem soliden, treuen Sinne der Bauern und überhaupt des slavischen Elements der Bevölkerung. Wäre dieses so leicht entzündbar und enthusiastisch für Utopieen eingenommen gewesen, wie ein Theil des italienischen Städte-Elements, so wäre es, wie man mir von vielen Seiten her versichert hat, auch in Dalmatien schlimmer hergegangen. Es ist also hier in Dalmatien dasselbe, wie in Ungarn, wo auch das slavische Element der Regierung die Oberhand verschaffte, und ich brauche nicht weiter auseinanderzusetzen, wie merkwürdig dieß in Bezug auf die Beleuchtung der slavischen Frage überhaupt ist.

Wenn ich es übrigens für sehr glaublich halte, daß die ragusischen Bauern sich die Zustände unter der alten Republik nicht zurückwünschen, so will ich damit doch nicht andeuten, daß diese bäuerlichen Zustände verhältnißmäßig sehr traurig waren, daß die Republik ihre Bauern mehr drückte, als dieß anderswo in Europa geschah. Im Gegentheil giebt es mehr als ein Zeugniß dafür, daß die Land- und Inselbewohner unter Ragusa es besser hatten als die übrigen Dalmatier unter Venedig oder irgend einem anderen benachbarten Staate. Selbst der heutige Anblick der Landbewohner Ragusas, die viel wohlhabiger und cultivirter aussehen und viel freier darein schauen als alle ihre Nachbarn, spricht noch dafür. Es ist bekannt genug, daß die gelehrten Raguser weit mehr für die Belehrung und Bildung ihrer Leute thaten als z. B. die Venetianer, welche die Volksbildung gänzlich und absichtlich vernachlässigten. Auch waren die ragusischen Herren, wenn die Bauern das Gesegliche und Herkömmliche leisteten, sehr mild und nachsichtig

gegen sie und lebten mit ihnen auf einem höchst patriarchalischen Fuße. Namentlich sorgten sie väterlich für die dienenden Classen, die in ihren Häusern in der Stadt lebten, und die meistens aus der umwohnenden Landbevölkerung rekrutirt wurden. Wer begierig ist, hierüber etwas Näheres zu erfahren, muß das siebente Capitel im ersten Bande von Appendini's Werk (*costumi ed usi dei Ragusei*) nachlesen. Er wird darin die rührendsten und nachahmungswürdigsten Züge eines patriarchalischen Umgangs der Herrschaften mit ihren Dienstleuten finden. Noch heutiges Tages ist davon Manches in Ragusa übrig geblieben. So erzählte mir ein Freund, daß noch jetzt ein gewisses Familienfest in den ragusischen Häusern für einen Dienstboten veranstaltet werde, der eine gewisse Anzahl von Jahren bei seiner Herrschaft treu gedient habe. Dieses Fest, das überall in der Welt bekannt zu sein verdient, nennen sie „Sprawa,“ was ungefähr so viel heißt, als „Ausstattung, Ausstaffirung.“ Bei dieser Sprawa erscheint die treue Magd, dann die „Spraweniza“ genannt, als die Gefeierte. Sie erhält von ihrer Herrschaft und deren Verwandten dabei die herzlichsten Gratulationen, ein Festessen und einen Tanzabend nebst allerlei auf die hübscheste Weise überreichten Geschenken, z. B. in Citronen versteckten Ducaten. Nach der Sprawa ist sie ganz frei und verheirathet sich entweder, wobei ihr ihre herrschaftliche Familie noch besonders beispringt, oder tritt bei derselben von Neuem in Dienste, wobei ein neuer und für die Dienende vortheilhafterer Contract abgeschlossen wird.

Auch in Bezug auf die Betreibung des Ackerbaus,

namentlich der Weincultur und der Olivenbaumpflege und Delbereitung sind, wie ich schon andeutete, die ragussischen Bauern allen übrigen Dalmatiern um einige Grade voraus. Bei Ragusa werden mehrere der besten illyrischen Weine erzeugt, und namentlich derjenige, dem ich am liebsten die Palme gebe, der kräftige, haltbare, edle und nicht süßliche *Malvasia di Ragusa*. Ihre Olivenbäume haben sie immer in guter Ordnung, düngen sie am fleißigsten, reinigen sie am besten von dem durren Holze und wissen sie sorgfältiger vor den häßlichen Würmern zu schützen, die sich manchmal in der fetten Olivenfrucht entwickeln. Auch verfahren sie bei der Delbereitung anders als die übrigen Dalmatier. Die Oliven haben nämlich das Eigenthümliche, daß sie ihre Früchte sehr allmählig zur Reife bringen, erst einige, dann wieder einige. Die Ernte dauert daher sehr lange. Die Raguser nehmen nun immer die reifgewordenen Früchte sehr fleißig ab und bringen sie sogleich frisch unter die Delpresse, welche bei ihnen Tag und Nacht im Gange ist, um die Früchte, so wie sie vom Baume kommen, auszupressen. Die übrigen Dalmatier dagegen, denen dieses zu umständlich ist, lassen die Früchte entweder länger, als nöthig ist, auf den Bäumen und ernten dann Alles auf ein Mal, oder sie sammeln die abgepflückten Oliven, warten, bis sie eine große Quantität bei einander haben, und pressen dann Alles zusammen. Da aber unterdessen viele Früchte in Fäulniß übergegangen sind, so wird natürlich ihr Del nicht so rein und schmackhaft, wie das der Raguser. Manche Possidenti pflegen sich daher auch wohl ragussische Delbaumpfleger zu ver-

schreiben. Alljährlich sollen dergleichen von Ragusa nach Zara wandern. Doch sollen sie eben keine großen Reformen zuwege bringen.

Man begreift es diesem Allen nach, daß die Raguser nicht mit den übrigen Dalmatiern, namentlich nicht mit den Morlachen, vermischt werden und lieber ein eigenes Völkchen bilden wollen, und daß sie sich vor allen Dingen gern Raguser oder noch häufiger unter einander „Nostrani“ (die Unsrigen) nennen. Ein Bewohner der Insel Meleda und des Landes Sabioncello ist in Ragusa noch ein Nostrano, nicht so einer von Curzola oder der Rarenta. Das Wort Morlache ist, wie ich schon sagte, überhaupt in Dalmatien nicht gern gehört, aber in Ragusa würde es als eine wahre Beleidigung aufgenommen werden. Es heißt hier ungefähr so viel wie „Gothe,“ „Barbar.“ „Na Wlasku“ (auf morlachisch) sagt man von groben, plumpen Menschen. Als einen Volksnamen gebraucht man in Ragusa die Namen „Morlachi“ gewöhnlich von allen Leuten, die aus dem türkischen Osten an das Kastell von Bergatto kommen. Und specieller heißt hier namentlich die Umgegend und der District der türkischen Stadt Trebinje (das alte Trebunien) „die Morlachei“ (la Morlachia). Uebrigens werden auch innerhalb des Gebietes von Ragusa selbst die mildergesitteten Küsten- und Inselbewohner von den slavischen Stämmen geschieden, die um den Sniegizza und andere zu Ragusa gehörende hohe Berge wohnen. Die ragusischen Bergbewohner sind auch viel ärmer und uncultivirter als die Küsten- und Inselbewohner und verhalten sich zu ihnen wie etwa die Krivoschianer und Shuppaner zu den Dobrotanern und Risanoten an den

Bocche di Cattaro. Doch wendet man auch auf sie gewöhnlich nicht den Namen Morlachen an, nennt sie vielmehr artiger bloß: „Powrschani“ (d. h. Gebirgsbewohner), eben so wie man an der übrigen dalmatischen Küste die Morlachen des Innern meistens nur, gleichsam euphemistisch, „i nostri montanari“ (unsere Gebirgsleute) nennt.

11.

Spaziergang zum Kloster S. Giacomo.

Bei unserem Spaziergange auf dem Wege nach Brenno hinaus kamen wir nicht weiter als bis zum ehemaligen Benedictinerconvente von S. Giacomo, welches jetzt eine Art Hospital für Gebrechliche ist. Der Weg dahin führt durch schöne Weingärten, reiche Anpflanzungen und hat zu beiden Seiten an den Uferfelsen Aloes, Cactus und üppiges fremdartiges Kraut aller Art. Für die Botaniker und für die Maler südlicher Pflanzen ist hier wieder ein reiches Feld.

Auch lebt in diesen schönen sonnigen Weingärten ein besonderes südliches Thier, ein Mittelding zwischen Schlange und Eidechse, das die Gelehrten daher „*lacerta apoda*“ (fußlose Eidechse) genannt haben. Ich war später so glücklich, ein lebendiges Exemplar dieser *Lacerta* in Wien in dem naturhistorischen Cabinet der kaiserlichen Burg zu sehen. Es ist ein harmloses Thierchen, so allerliebste, wie eine Schlange es nur sein kann. Es hat einen vorn etwas spizen und bei den Kinnbacken breiteren Kopf, auch einen dickeren Hals als die Schlange, und dabei die Manieren und das Gemüth einer Taube. Wenn

man es in die Hand nimmt, was es ohne alle Menschenscheu geschehen läßt, so schmiegt es seinen Kopf dicht an und legt ihn auf die Finger, wie eine Turteltaube, weil die Wärme ihm wohl thut. Auch sollen die Landbewohner bei Ragusa, wie Fortis sagt, das Thierchen zähmen und es gewöhnen, die Speise aus ihren Händen zu nehmen. Seine Füße kann es übrigens nicht gebrauchen. Denn diese bestehen nur in einem kaum bemerkbaren kleinen Fleischansatz unter den Schuppen des Panzers. Der russische Akademiker Pallas soll dieses Thier zuerst in Südrussland entdeckt und der gelehrten Welt bekannt gemacht haben. Die Südrussen kannten es lange und sollen dafür einen volksthümlichen Namen, der ungefähr so viel bedeutet als „Goldbauch“, in Gebrauch haben. Bei den Naturforschern wird es sonst auch wohl „*Pseudopus Opellii*“ (Opell's Falschfuß) genannt. — In Dalmatien soll es in mehreren Strichen vorkommen. Insbesondere aber deutet man dabei auf die Weinberge bei Ragusa als seinen Hauptsitz hin, wo die Winzer das unschuldige Thierchen gern dulden.

Bei dem Kloster S. Giacomo stehen wieder ein paar Palmen, und man findet diese Klosterpalmen fast im Vordergrunde jeder von einem Maler aufgenommenen Fernansicht von Ragusa. Leider war auch hier die größte derselben im letzten harten Winter zu Grunde gegangen. Da die illyrischen Palmen, wie ich nun schon mehr Male zu bemerken Gelegenheit hatte, in der Regel bei Klöstern oder Kirchen stehen, so vermuthete ich, daß sie meistens sowohl von frommen Leuten und Mönchen als auch zu frommen Zwecken gepflanzt wurden. Zu der Römerzeit gab es hier vermuthlich keine

Palmen. Das Christenthum verbreitete sie. Die Kreuzfahrer und Palästina-Pilger holten sie aus dem Oriente und pflanzten sie hier an, damit das Volk am Palmsonntage und bei anderen Feierlichkeiten sich mit Palmzweigen schmücken könne, wie die Leute dieß beim Einzuge des Herrn in Jerusalem gethan hatten. Die Palmen haben sich so fast an allen Küsten des mittelländischen Meeres von Aegypten und Palästina her ausgebreitet. In Syrien findet man sie nordwärts bis zur Insel Lesina hinauf. Man trifft sie auch überall an der südfranzösischen und westitalienischen Küste, bei Nizza, Genua, Marseille u. s. w. Weiter nordwärts aber müssen sie sich in die Gewächshäuser verstecken, und dort thun dann die Kunstgärtner und Blumenhändler für die frommen Christen dasselbe, was im Süden die Mönche und Pilger für sie thaten. Sie pflanzen nämlich Palmen, vorzüglich Sagopalmen, um ihre Zweige, die besonders bei christlichen Leichenbegängnissen gesucht werden, zu verkaufen. Ein guter Zweig von der Sagopalme wird z. B. in Dresden zuweilen mit zwei Thalern bezahlt, und ein Gärtner zieht daher gute Zinsen von seinem Capital, selbst wenn er, wie dieß oft geschieht, seine Sagopalme mit 300 oder gar 600 Thalern bezahlt hat.

Aus den Wänden der inneren Räume des Klosters S. Giacomo erschallten uns eigenthümliche Töne entgegen. Es schien in ihnen überall derjenige Wurm zu arbeiten, den man in Deutschland die Todtenuhr nennt. Doch war das Geräusch etwas lauter als das Getöse dieses bekannten kleinen Thieres, fast so, wie das Knattern und Knistern des Feuers. Man sagte mir, daß in den Häu-

fern von Ragusa jedesmal ein solches Knistern statthabe, wenn der Scirocco aufhöre und die Bora im Anzuge sei, und daß dieß das sicherste Anzeichen wäre, daß wir morgen Bora haben würden. Die Bora, obgleich in ihrer schönsten Form, nämlich als ein sanfter fühlrer Schönewetterwind, kam nachher auch wirklich, und wir hatten dann acht Tage lang die herrlichste Bitterung von der Welt. Der Antagonist der Bora, der Scirocco, bringt fast immer Regen und schlechtes Wetter. Freilich aber ist es warm dabei, und da man Regen für das Land und Wärme für sich selber sehr liebt, so nennen die Leute hier dieß nicht schlechtes, sondern gutes Wetter, und der Scirocco, weil er befruchtet und Feuerung spart, heißt deshalb in Ragusa „il padre dei poveri“ (der Vater der Armen). Uebrigens theilte mir bei dieser Gelegenheit ein Herr mit, daß der Scirocco, so gut er für die Sparkasse der Armen sein möge, doch sehr schlecht sei für die Laune aller übrigen Menschen. Er erzeuge in der Regel eine sehr melancholische Gemüthsstimmung. Die Klagen und auch die Streitigkeiten der Leute mehrten sich beim Scirocco auf eine sehr merckliche Weise, und man könnte den Wind in den dann weit mehr beschäftigten Bureaux der österreichischen Behörden eben so gut verspüren, wie draußen im Freien oder auf dem Meere. Im Ganzen ist aber der schlimme Einfluß des Scirocco auf Gesundheit und Gemüthsstimmung in Dalmatien nicht so mercklich wie in Neapel und Sicilien. Die vorliegende italienische Halbinsel mildert diesen Einfluß.

Vor der Porta Bloce besahen wir noch die Schlachtbänke der Stadt und dann das Rastell oder den mit Holzgeländern eingefassten Bazar, der für den Handel

mit den Türken dort besteht. Von österreichischen Beamten und Militär begleitet kommen die türkischen Karavanen von der Gränzstation Bergatto an gewissen bestimmten Markttagen bis hierher, um ihre Waaren auf dieselbe Weise abzusetzen, wie dieß bei allen dalmatischen Städten geschieht. Es erscheinen an solchen Tagen wohl an zweihundert und mehr kleine türkische Pferde, mit allerlei Waaren und Säckelchen bepackt, die einen mit Heu, die anderen mit Wachs, die dritten mit Fellen, wieder andere mit Farbehölzern oder mit Pfeifenröhren. Die letzteren sind ein gar nicht unbedeutender Artikel, und man sieht oft dreißig bis vierzig Pferde auf ein Mal bloß mit Pfeifenröhren aus der Türkei eintreffen. Die armen Thierchen mit ihren Begleitern kommen oft zehn bis fünfzehn Tagereisen weit, und da der Handel Winter und Sommer durchgeht, so haben sie unterwegs oft nicht wenig zu leiden. Sie mögen daher zuweilen herzlich froh sein, wenn sie auf dem Rastell in Ragusa anlangen, ihrer Ladungen entledigt werden und nun einmal frei und ruhig herumstehen können. Das eine nimmt dann diese, das andere jene Attitüde an, je nachdem es jedem bequem ist. Das eine stellt sich auf seine vier steifen Beine wie auf vier Stöcke, läßt den Kopf lang herabhängen und schließt die müden Augen in süßer Ruhe. Das andere legt sein schweres Haupt über seines Nachbarn Hals, der es geduldig erträgt und selbst ganz tief in Betrachtung seines Kammers und seiner Reisenoth versunken ist. Wieder eines hat sich auf den Boden gelegt und läßt sein Junges um sich her grasen. Dieses hat seine Schnauze auf ein Gelände des Rastells gestützt, damit dasselbe trage, was seine eigenen mageren Glied-

maßen nicht mehr tragen zu können scheinen. Jenes ist ganz in die Knie gesunken und steht mit krummen Beinen da, wie ein begossener Budel. Kurzum, man sagte mir, ein deutscher Maler, der neulich hier gewesen und Pferdestudien gemacht habe, sei über die zweihundert verschiedenen Attitüden ganz entzückt gewesen und habe geäußert, seine Phantasie habe nicht hingereicht, sich eine solche Mannfaltigkeit der Positionen zu denken, wie die Wirklichkeit ihm hier geboten, und er habe sich sehr glücklich gepriesen, daß man ihm das Kastell von Ragusa an einem Tage der Anwesenheit der türkischen Karavanen zeigte.

Dieser Karavanenhandel mit den Türken besteht in derselben Weise vermuthlich schon so lange, als es an den Baien von Brenno und Ombla Kaufleute gegeben hat, d. h. seit mehr als zweitausend Jahren; denn die alten Epidauritaner, die Vorgänger der Raguser, hatten hier auch weder Chaussees noch Eisenbahnen, und die Waaren, welche sie ausführten, mußten auf dieselbe Weise auf dem Rücken von Pferden hierher kommen. In neuerer Zeit hat sich mit diesem Binnenhandel eine recht bemerkenswerthe Veränderung zugetragen. Früher nämlich, unter der Republik Ragusa, wo in der Stadt bloß römische Katholiken wohnen durften*), wurde dieser

*) Selbst nicht einmal nach dem großen Erdbeben am Ende des siebzehnten Jahrhunderts wollten die Raguser Leute griechischer Religion als Elemente der neuen sich sammelnden Bevölkerung zu lassen. Sogar Peter der Große unterstützte noch im Jahre 1724 vergebens das Gesuch des serbischen Wojaren Wladislawitsch, der sich in Ragusa angekauft hatte und in seinem Garten eine griechische Capelle zu errichten wünschte. Der Senat schlug dem Kaiser

Handel mit dem Inneren ganz von ragusischen Kaufleuten geleitet. Seitdem aber auch Griechen sich in Ragusa ansiedeln dürfen, haben viele Bosnier und Herzegowiner von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht. Es hat sich in Ragusa eine griechisch-slavische Gemeinde gebildet, die jetzt schon beinahe vierhundert Seelen zählt und noch immer im Wachsen begriffen ist. Es sind darunter sehr reiche und sehr thätige Kaufleute, die den Handel mit dem Inneren, wo sie ihre Handelsfreunde und Commanditen besitzen, fast ganz in Händen haben. Auch in Cattaro, Castelnovo, Budua, sowie in dem dalmatischen Städtchen Obrovazzo an der kroatischen Gränze sind die griechischen Gemeinden, wie mir ein guter Kenner Dalmatiens versicherte, im Wachsen begriffen. Diese Erscheinung ist daher eine allgemeine und durchgreifende und der Beachtung des Historikers werth.

An dem letzten Tage meiner Anwesenheit in Ragusa war ein türkischer Commissar aus Konstantinopel angekommen, um mit dem dortigen österreichischen Kreishauptmanne an gewissen seit alten Zeiten her streitigen Punkten die Gränze zu reguliren. Dieser arme Regierungsabgeordnete war schon seit mehreren Monaten von Stambul her unterwegs, mit einigen anderen ähnlichen Aufträgen von seinem Gouvernement versehen. Man sagte uns, daß er ganz gut Deutsch verstehe und überhaupt sich sehr gefällig benähme, aber schreckliche Dinge von den Abenteuern seiner Reise zu erzählen wisse.

die Bitte ab. Erst im Jahre 1774 in einem Tractate mit Rußland gab der Senat die Erlaubniß zur Einweihung einer Capelle des griechischen Ritus.

Solche türkische Gesandten werden von den österreichischen Oberbeamten zuweilen mit demselben orientalischen Ceremoniel aufgenommen, daß sie bei sich zu Hause gewohnt sind. Auch mag es bei dieser Gelegenheit den deutschen Leser interessiren, zu erfahren, daß die Türken und Slaven ihre eigene Titulatur für unsere dortigen deutschen Beamten haben. So nennen die slavischen Raguser z. B. den Oberbeamten des ganzen Kreises von Ragusa, den „Capitano di Circulo“ (den Kreishauptmann), bloß „il Circulo“ (den Kreis) oder „Gospodar Circulo“ (den Herrn Kreis). Die Türken der Nachbarschaft haben dieß Wort auch aufgenommen und nennen ihn in ihrer Weise „Circulo-Beg“ (den Kreis-Beg).

12.

Das Dmbla-Thal.

Endlich am Nachmittage kamen wir zu dem lieblichsten unserer ragusischen Spaziergänge und Wanderungen, nämlich zur Ausführung einer Fahrt nach dem Dmbla-Thale. Zu diesem Zweck gingen wir zunächst wieder von Porta Blocce nach Porta Bille über den breiten Stradone, der, was ich nebenher erfuhr, erst in österreichischer Zeit vor ganz Kurzem das gute Pflaster erhalten hat, durch das er sich jetzt auszeichnet, und an welchem, was ich hier noch nachholen will, obgleich es die Hauptstraße von Ragusa ist, keineswegs die reichsten und vornehmsten Leute wohnen, sondern meistens Schuster, Schneider, Apotheker und andere Handwerker

und Krämer. Die Häuser der Nobili sind fast alle in den kleinen Nebengassen zur Seite versteckt.

Vor der Porta Vile giebt es eben so viele und noch mehr schöne Weinberge und Villen, wie vor der Porta Bloce. Man sieht auf dieser wie auf der anderen Seite der Stadt freilich auch sehr viele garstige Ruinen, Ueberreste von den prächtigen Villen der alten Raguser, die im Jahre 1806 von den Montenegrinern und Russen geplündert und verbrannt wurden. Da damals in dem Kriege zwischen Russen, Franzosen und Engländern auch der ganze Handel von Ragusa vernichtet und nicht weniger als dreihundert Schiffe der Stadt zerstört und gekapert und ihr somit die Hauptquellen ihrer Wohlhabenheit entzogen wurden, — es war ein Verlust, den Ragusa bis jetzt noch immer nicht verschmerzt hat, — so war man später nicht mehr im Stande, jene schönen Gebäude wieder aufzubauen. Die meisten dieser Landsitze und Villen, sagte man mir, seien Familien-Fideicommissen, und auch dieses habe Vieles zu ihrem Verbleiben in dem traurigen status quo beigetragen, da Mancher, wenn er gleich das Geld dazu gehabt habe, dieses doch nicht gern in ein Fideicommiss habe stecken, sondern lieber anderweitig nützlich anlegen wollen.

Uebrigens sahen wir hier doch neue hübsche Villen genug, die freilich im bescheidenen Style und kleiner gebaut waren und zum Theil den Bürgern der Stadt gehörten. Es ist in neuerer Zeit hier eine recht freundliche Vorstadt entstanden, und ich glaube, es wird auch hier Mode, aus den engen Mauern der alten Stadt sich in's Freie zu flüchten. Und am Ende wird sich vielleicht einmal Ragusa ganz hierher in der Richtung nach Gra-

vosa zu ausschütten, und die künftigen Gelehrten werden die Stadt dann wieder auf einem anderen Flecke sehen und sich darüber streiten, wie dieß zugegangen sei.

Wir nahmen in Gravosa eine vierruderige Barke, durchkreuzten die schöne Bai und fuhren in der Dmbla, welche in diese Bai ausmündet, aufwärts. Die Dmbla ist an ihrer Mündung und fast bis zu ihrer Quelle ein schöner breiter Strom, im Ganzen aber nur etwa eine Stunde lang. Sie ist dem Canale di Lemo in Istrien und dem Timavo bei Triest vergleichbar, obgleich in jeder Beziehung viel schöner und interessanter als dieser. Und wenn Virgil die Dmbla gekannt hätte, so hätte er seine Verse gewiß nicht an den Timavo verschwendet, sondern sie der Dmbla geweiht. Die Alten sollen die Dmbla Arion genannt haben; die jetzigen Anwohner nennen sie meistens bloß „Rjeka“ im Slavischen und „Fiumera“ im Italienischen. Das Wasser des Flusses ist durchweg so klar und rein, wie gewöhnlich bei allen diesen dalmatischen Höhlenflüssen. Die Felsenberge zu beiden Seiten sind hoch, gehen aber mit sehr bequemen und allmählig abgedachten Geländen bis zum Ufer des Flusses herab, der zwischen ihnen eingekastet ist. Ganz oben sind die Berge wie gewöhnlich kahl. Aber ziemlich hoch hinauf sind sie hier ausnahmsweise mit Häusern, Gärten, schönen Villen geziert. Je weiter wir hinaufschifften, desto schöner wurden die Scenen, und zuletzt ließen wir in einen weiten herrlichen Busen ein, in dessen Hintergrunde die Quelle der Dmbla ist. Da liegt links das freundliche Dorf Razato auf einem Hügel, auf dessen Spitze Kirche, Kirchthurm und Kloster sich zeigen, und rechts wieder eine schöne Villa. Hier zur Rechten geht

es im äußersten Hintergrunde bergauf zur türkischen Gränzstation nach Bergatto. Dieß Bergatto liegt gerade oben auf einem Rücken, der gleichsam die Wurzel der bei Ragusa sich abspizenden Halbinsel bildet, und zu dessen beiden Seiten man in die Thäler von Brenno und Ombla zugleich hineinblickt.

Zur Linken geht das letzte merklich geschmälerte Ende der Ombla bis an den Fuß einer steilen Felswand hinab, wo sie entspringt. Wir legten diese letzte Strecke zu Fuß zurück. Frische Wiesen sind zu beiden Seiten. Schützen begegneten uns, die von der Wachteljagd heimkehrten. Auf dem Wasser warfen Fischer ihre Netze aus, und zuletzt schloß sich die ganze Reihe dieser hübschen ländlichen Scenen mit einer Gruppe von einem halben Duzend kleiner Mühlen, wie man dergleichen denn gewöhnlich an den Quellen der dalmatischen Höhlenflüsse findet. Diese Mühlen mit ihren stillfleißigen Bewohnern, eine ganz abgesonderte kleine Kolonie, gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Es sind sechs in Reihe und Glied liegende Häußerchen, jedes mit seinen Nebengebäuden, jedes mit seinem Rade und seinen hinzugeleiteten Canälen.

Wir waren so glücklich, eben den Besitzer dieses interessanten kleinen Etablissements anwesend zu finden. Er gehörte der einigermaßen gebildeten Bürgerclasse an und machte uns einige Mittheilungen über das Wasser, das er, wie er sagte, nun schon seit einer langen Reihe von Jahren beobachtet und benutzt hatte und für das er als ein Kenner gelten konnte. — Die eigentliche Quelle der Ombla liegt unmittelbar hinter den Mühlen, wo das von dem Mühlendamm aufgestaute Wasser ein kleines ruhiges

Bassin bildet, aus dem unmittelbar die steile wilde Felswand senkrecht emporsteigt. Unter dieser Felswand quillt das Wasser reichlich und kräftig hervor auf einer Linie von sechszehn Klaftern Länge. Durch Feigengebüsch und Schilfwaldung und über bewachsene Steinblöcke hinweg konnten wir bis in den innersten Hintergrund vordringen. Mitten zwischen diesen Blöcken und Büschen lagen die Ruinen einer kleinen Capelle, die, nach den eleganten Sculpturen an ihren Fenstergesimsen zu schließen, von ziemlich hohem Alter sein mußte. Auch stand ein dicker Feigenbaum in der Mitte der Capelle, der mit seinen Zweigen sehr malerisch aus den öden Fenstern hervorragte. Es läßt sich denken, daß hier an der graziösen Omblaquelle schon seit den ältesten Zeiten den Göttern geopfert wurde.

Unser Mühlenbesitzer, der unermüdlich uns die Wege zeigte, sagte mir, daß er nicht nur vermuthe, sondern ganz gewiß wisse, daß dieses Wasser „dal fiume di Trebigne“ (vom Fluß von Trebigne) komme. Er selbst sei oft in der Türkei gewesen und habe auch sonst Erkundigungen eingezogen, woraus hervorgehe, daß das Wasser von Trebigne, die sogenannte Trebinschizza, in demselben Verhältniß mit der Ombla steige oder falle. Im Thale von Brenno entspringe eine ziemlich starke Quelle. Auch diese wachse und nehme ab, ganz in demselben Verhältniß wie die Gewässer der Ombla und Trebinschizza. — Nach der Meinung dieses Mannes wären demnach die zu beiden Seiten Ragusa mündenden Gewässer im Ombla- und Brennothale Verzweigungen desselben Flußsystems und Mündungen der Trebinschizza. — Und im Grunde genommen, können sie,

gewiß wenigstens die Ombla, nichts Anderes sein. Das Gebirge fängt unmittelbar vom Spiegel der Omblaquelle aus an, senkrecht emporzugehen. Gleich dahinten auf der Höhe ist die türkische Gränze, und da geht die Erhebung gleich wieder hinab in das Thal der Trebinschizza. Es ist also zur Bildung eines so mächtigen Gewässers, wie es die Ombla von Anfang herein ist, gar kein Raum auf dem kurzen dem Meere zugewendeten Abhange des Gebirges. Und hinter diesem Gränzgebirge im Osten giebt es zunächst kein anderes Thal als das der Trebinschizza, das sich zehn bis zwölf deutsche Meilen parallel mit der ganzen Küstenstrecke von Ragusa hinzieht. Der Wasserfaden der Trebinschizza selbst ist etwa $2\frac{1}{2}$ Meile von der Omblaquelle entfernt. Die Trebinschizza mündet auch sonst nirgends sichtbar weder in's Meer noch in einen anderen Fluß aus. Wo aber eigentlich der Punkt ist, an welchem sie sich in Höhlen unter das Gebirge verliert, kann ich weder nach den mir vorliegenden Charten, noch nach den eingezogenen Nachrichten bestimmen. Vielleicht giebt es noch mehr solche Punkte. Ein Arm scheint sich in der Richtung nach der Narenta hin zu verlieren, und ein anderer kommt, wie gesagt, als Ombla- und Brennofluß bei Ragusa zu Tage. Die Trebinschizza bildet dem Allen nach vermuthlich ein ganz ähnliches Flußsystem, wie die Njeka und der Timavo bei Triest. Dieß sei, sagten unsere Müller, so gewiß wahr, daß sie z. B. schon oft in Fällen, wo sie sehr schnelle Nachrichten von dem Zustande des Wassers bei Trebigne erhalten hätten, diese Nachrichten zu Vorsichtsmaßregeln bei ihren Omblamühlen hätten benutzen können. Wie bei allen diesen illyrischen Küstenflüssen, so sagte man

mir auch hier, daß mit der Bora das Wasser falle, beim Scirocco aber steige, was sich sehr natürlich daraus erklärt, daß die Bora eine Luftströmung ist, die mit diesen Gewässern in derselben Richtung geht, der Scirocco aber ihnen entgegentreicht und sie aufhält. Die Leute behaupteten hier, daß das Wasser oft schon längere Zeit vor dem Windwechsel eine Tendenz zum Steigen oder Fallen zeige, und daß sie von dem Zustande desselben schon im Voraus auf die nahende Bora oder den bald erfolgenden Scirocco schließen könnten. Dieß ließe sich dann freilich weniger leicht expliciren. Das Loch, aus dem die Ombla hervortritt, soll außerordentlich tief sein. Unser Mühlenbesitzer sagte uns, er habe einmal ein „Piombino“ (Senkblei) von dem Gewichte von 25 „lire Venete“ hineingeworfen und erst bei dreihundert „passi“ (Klaftern) Grund gefunden. Uns schien dieß übertrieben, aber der Mann blieb bei seiner Behauptung. Ich erkundigte mich darnach, ob wohl einige Proteus in dem Wasser gesehen worden wären, wie bei der Quelle des Timavo. Davon wußten die Leute nichts; dagegen sagten sie, es kämen oft sehr große und viele Hale mit dem Wasser aus dem Berge zum Vorschein.

Die ganze Umgebung dieser Omblaquelle mit ihrem klaren aus dem Berge hervortretenden Strome, mit den senkrecht aufsteigenden Felsen, hinter deren Wänden gleich die wilde Türkei beginnt, mit der malerischen kleinen Capellenruine, die an alte Zeiten erinnert, mit den fleißig arbeitenden Mühlen, mit allen den anderen landschaftlichen Reizen umher, ist ein so schöner und anziehender Punkt, daß hier gewiß schon mancher ragusische Catull oder Tibull seinen Sitz aufgeschlagen hat.

Von der kleinen mehrerwähnten Capelle erzählen sich die Leute, daß hier Schätze vergraben seien, und mein Freund sagte mir bei dieser Gelegenheit, daß namentlich die Griechen sich hier an der ganzen dalmatischen Küste viel mit Schatzgräberei abgaben. Es gingen unter den Griechen noch immer — vermuthlich seit uralten Zeiten — Sagen von Schätzen umher, die hier oder dort vergraben sein sollten. Und oft schleppten sie sich mit alten Papieren und Pergamenten herum, in denen solche Stellen und Fundorte beschrieben seien, und wenn ihre Geschäfte sie an die Küste von Dalmatien führen, so gehen sie des Nachts aus, um an solchen Stellen nachzugraben. Vielleicht sind dieß noch Traditionen, die sich an Ereignisse aus der Zeit der Völkerwanderung knüpfen und an die alten Zeiten erinnern, in denen die byzantinischen Kaiser das Küstenland von Dalmatien besaßen.

Wir hätten von der Ombla aus eigentlich noch einige Miglien weiter an der Küste vorgehen sollen bis zu den berühmten Platanen von Canosa, die zu den größten und schönsten Bäumen Dalmatiens gehören. Aber leider dunkelte schon der Abend, und wir mußten diese alten Bäume ungesehen lassen, die wie die Cedern des Libanons durch ein Wunder vor der in diesem Lande herrschenden Baumzerstörungswuth bewahrt und erhalten sind, und die da bezeugen, welcher Baumproduction dieses Land fähig wäre, wenn man sich überall die Mühe gäbe, Bäume zu pflanzen und zu pflegen. Eine ähnliche kleine Gruppe uralter berühmter Platanenriesen giebt es bei Konstantinopel und an mehreren Küstenpunkten des Bosporus, so wie es deren auch noch an

mehren anderen Punkten der griechisch-türkischen Halbinsel zwischen Canosa und Stambul giebt. Man kann sagen, daß diese Platanengruppen eben so wie die kleinen hie und da zerstreuten Palmengruppen zu den diesen langen Küsten gemeinsamen Erscheinungen gehören, und es zeigt sich auch darin wieder, daß Dalmatiens Natur schon ganz mit der der übrigen Küstenländer jener Halbinsel verwebt ist.

13.

Rissa und Resina.

Von Ragusa nach Spalato giebt es einen sehr interessanten Landweg längs der Küste, über das wegen seiner Erdbeben in neuerer Zeit so oft besprochene Stagno, durch das Mündungsland der Narenta, über Macarsca und Almissa. Ich zog indeß dieser etwas lange dauernden Landreise die Fahrt mit dem Dampfschiff zur See vor und hatte dadurch den doppelten Vortheil, erstlich die interessante Inselwelt zwischen Ragusa und Spalato noch ein Mal im schönsten Sonnenschein und beim ruhigsten Meere zu sehen, da ich sie früher nur in ziemlich schlechtem Wetter gesehen hatte, und zweitens einige Zeit für einen Ausflug in das Innere der Morlachei zu gewinnen, die mir besonders im Sinne lag.

Abends 10 Uhr lichteten wir beim schönsten Mondescheine in der Bai von Gravosa die Anker und sagten dem interessanten Ragusa Lebewohl. Wir wir uns aus dieser Bai und aus dem sie einschließenden kleinen Inselarchipel

herausgefunden haben, wie wir dann längs der Küste von Meleda und zwischen Sabioncello und Curzola hindurchgekommen sind, das weiß ich nicht zu sagen, denn ich befand mich erst am anderen Morgen wieder auf dem Verdecke, als wir im hellsten Sonnenscheine in das breite Meer zwischen Lissa und Lesina und Curzola hinein-
führten.

Zur Rechten hatten wir die äußerste Spitze von Sabioncello, die Punta S. Giovanni und dann die felsige Küste von Lesina mit ihren hier und da zerstreuten kleinen Weingärten, und zwischen beiden eröffnete sich ein Einblick in den Canal der Narenta und zu den Mündungs-
gegenden dieses größten aller dalmatischen Flüsse hin. Zur Linken lag uns ganz nahe das grünliche Ufer von Curzola und weiter in der Ferne vor uns das gepriesene Lissa, jene durch ihre Position so wichtige illyrische Insel. Zwischen beiden hindurch bot sich ein Ausblick ins freie Meer dar, wo nur noch die Scoglii von Cazza und Cazzioł als kleine Punkte, gleichsam wie auf dem Wasser schwimmende Schiffe angedeutet waren. Auch tauchten sonst noch hie und da die Häupter von vielen anderen kleinen verstreuten Inseln auf, welche jenen genannten größeren gleichsam wie von ihnen abgefallene Brocken oder wie Gondeln den Dreimastern zur Seite lagen.

Jedenfalls ist dieser Abschnitt des illyrischen Meeres zwischen Lissa, Lesina und Curzola einer der interessantesten, denn man hat hier, auf dem schönen Wasserspiegel schwimmend, nach allen Seiten hin bedeutungsvolle Objecte in Sicht.

Daß die ganze Insel Curzola sich ausnahmsweise bei so guter und frischer Vegetation erhalten hat, bleibt

mir ein baares Wunder, daß ich mir nicht erklären kann. Es scheint dieß schon ein uraltes Verhältniß zu sein; denn schon bei den Alten hieß Curzola von seiner dunkelgrünen Farbe, die von den Wäldern herrührte, „Coreyra nigra“ oder „Coreyra melaena“ (das dunkle Coreyra). Auch jetzt hörte ich sie noch oft in Dalmatien als „la boscosa“ bezeichnet. Die Landschaften von Pesina, Sabioncello u. s. w. haben eine vorherrschend matte, hellgrauie Farbe, die man eigentlich als Farblosigkeit bezeichnen muß, und die von ihren auf der Oberfläche etwas verwitterten Felsenflächen herrührt. Außer der verschiedenen Stellung zum Meere hat doch sonst Curzola Alles mit diesen Inseln gemein; Bodenbeschaffenheit, Quellen, Armuth u. s. w. Auch hat es mit ihnen dieselbe Geschichte gehabt, ist keinen besseren Gesetzen und Waldordnungen unterworfen gewesen, hat auch keine die schönen Waldungen sorgfältiger schützende Bevölkerung besessen. Man wagt auch kaum anzunehmen, daß die starke Bewaldung Curzolas bloß von der größeren Nähe gegen die Hauptmasse des adriatischen Meeres und von einer dadurch etwa herbeigeführten stärkeren Befruchtung durch die feuchte Meeresatmosphäre herrühre. Denn der Contrast zwischen Curzola und Meleda auf der einen Seite und Sabioncello und Pesina auf der anderen ist doch gar zu groß. Jene ganz grün bis zu den äußersten Ausläufern und Spizen auswärts und einwärts, diese fast ganz kahl auf der Binnen- und Außenseite. Auch kommt stellenweise das freie Meer bei ihnen eben so gut herzu, wie bei Curzola.

Daß die Bewohner von Curzola auch noch heutiges Tages vor dem Baumwuchs eben so wenig Achtung und

Sorgfalt haben, wie die von Lesina, Sabioncello u. s. w., davon hatten wir einen sehr deutlichen Beweis vor Augen. Wir sahen nämlich eine dicke und breite Rauchsäule aus dem Gebüsch der Insel aufsteigen. Und die Leute sagten uns, daß dieß ein Waldbrand sei. Die Corzolaner steckten, so erzählte man uns, sehr oft ganze Strecken ihrer Gebüsch und Waldungen mit Fleiß in Brand, um dadurch fruchtbares Erdreich zu gewinnen. Diese Waldbrände dehnten sich aber zuweilen wider ihren Willen sehr aus und legten mitunter viele Vegetationsstrecken in Asche. In einem so holzarmen Lande wie Dalmatien, wo man jeden Strauch setzen und pflegen sollte, erscheint einem ein solches Verfahren wahrhaft barbarisch und gottlos, und man begreift nicht, wie es kommt, daß die Leute hier ihre Buschzweige und Baumstämme nicht besser verwerthen können, als ihre etwaigen Maiskolben und Kartoffeln. — Der traurige Anblick der Rauchsäule des Corzolanischen Waldbrandes verfolgte uns noch lange auf unserer Fahrt, die uns indeß doch am Ende zu einem erfreulichen Anblick führte, nämlich zu dem des Hafens und der hübschen Stadt von Lesina, bei der wir vor Anker gingen und ausstiegen.

Ich habe die Bürger der Stadt Lesina in vielen Büchern als sehr gefällige und gastfreundliche Leute schildern hören, und so fanden wir sie auch selbst. Weil wenige Menschen zu ihnen kommen, so freuen sie sich über jeden Besuch, und wir sahen uns bald von dem Pretore der Stadt, einigen anderen Beamten und mehreren Bürgern umgeben, die uns die Herrlichkeiten ihres Orts zeigten und dadurch ein Paar angenehme Stunden bereiteten.

Die Insel Lesina hieß in alten Zeiten Pharia oder Pharos. Jetzt trägt diesen Namen, zu „Faro“ verändert, nur noch ein kleiner Inselfelsen, der gerade vor dem Hafen der Hauptstadt liegt. Die Griechen haben diese Insel schon gekannt und bewohnt, und es hat hier eine eigene kleine griechische Inselrepublik existirt. Wir haben noch jetzt Münzen, die in dem alten griechischen Pharos geprägt wurden. Auch im Mittelalter scheint Lesina, wie auch andere dieser illyrischen Inseln, zuweilen ein eigenes kleines Gemeinwesen, ein Fürstenthum oder eine Grafschaft für sich gebildet zu haben, zu derselben Zeit als auch in dem griechischen Inselarchipel ehemalige Inselrepubliken kleine Herrschaften und Fürstenthümer für sich bildeten. Die Lesinoten betrachten sich in mancher Beziehung noch heutiges Tages als ein besonderes kleines Völkchen, das seine eigenen Gewohnheiten und Gesetze hat.

Die Insel ist etwa neun deutsche Meilen lang, und man kann ihr eine Küstenentwicklung von beinahe 20 Meilen Länge geben. Im Ganzen ist diese Küste sehr einförmig gestaltet, und nur drei Punkte giebt es, bei denen eine Bucht ins Land eindringt und die als Häfen betrachtet werden können, erstlich auf der dem Binnenlande zugekehrten Seite „die Bucht von Gelsa“ und die „Bucht von Cittavecchia,“ und dann auf der Außenseite die schöne weite Bucht der Stadt Lesina. An diesen drei ziemlich nahe bei einander liegenden Buchten hat sich immer das Hauptleben der Insel bewegt. In alten Zeiten lag der Hauptort an der binnenländischen Bucht von Cittavecchia, dem Pharia der Alten. Dieselbe Verückung der Hauptstadt, wie sie bei Salona, bei Ragusa und anderen dalmatischen Festlandplätzen statthatte, ist

auch hier auf dieser Insel eingetreten. Die Einwohner, vermuthlich vom Festlande aus bedroht, haben ihren alten Ort verlassen und weiter nach dem offenen Meere zu an der Stelle des jetzigen Lesina ihre neue Hauptstadt gegründet. Die noch heutiges Tages sichtbaren Ruinen und der kleine Hafenort, die an der alten Stelle zurückblieben, erhielten den Namen Cittavecchia, wie dieß nach dem, was ich oben sagte, auch bei den meisten übrigen verlassenen Städtebauplätzen in Dalmatien eingetreten ist. — Der Name Lesina ist vielleicht ein italianisirter Name slavischen Ursprungs. „Les“ heißt im Illyrischen Holz, und „Lesna“ die Holzige*). Es ist möglich, daß die Insel ehemals holzreicher gewesen ist und diesen Namen besser verdiente als jetzt, wo sich nur noch in ihrer östlichen Hälfte hie und da einige Spuren von Holz und Gebüsch finden.

Der Anblick der Stadt Lesina ist recht interessant und hübsch. Viele ansehnliche Gebäude, darunter in der Mitte eine stattliche Kathedrale, liegen in der Tiefe der Bucht am Ufer, auf den Berggipfeln im Hintergrunde verschiedene Forts: „das Fort Spagnuolo,“ „das Fort S. Nicolo“ oder „Napoleone,“ und an den beiden Eingängen der Bucht zur Linken und Rechten ebenfalls kleine Befestigungen, und außerdem zur Rechten noch ein interessantes Kapucinerkloster. Einige der Forts fielen uns durch den starken Alloeuwuchs auf, der sie umgab. Der ganze Bergabhang, der vom Fort Spagnuolo

*) Doch wird der Name auch aus dem Italienischen abgeleitet von „Lesina,“ d. i. Schusterahl wegen der länglichen Gestalt der Insel.

zur Stadt hinabgeht, ist mit großem Aloegebüsch bewachsen. Eben so findet sich vor dem Fort zur Linken beim Eingange der Bucht ein ganz dichtes Aloegebüsch, das eine sehr regelmäßige Begränzung hat. Man sagte mir, man habe diese Aloes mit Fleiß dort angepflanzt oder gelassen, um einen Angriff auf die Forts zu erschweren. Diese militärische Benützung der Aloes zu Fortificationszwecken war mir etwas Neues. Doch kann ich mir nach der großen und zähen Beschaffenheit der Aloeblätter wohl denken, daß sie im Stande sind, einen Feind beim Vorrücken eben so zu geniren, wie die Fußangeln und spanischen Reiter, mit denen man sonst zuweilen die festen Punkte bei einem feindlichen Angriffe umstreute.

Auch in Lesina stehen wieder einige Palmen, und dieß sind die am weitesten nach Norden vorgeschobenen, die ich in Dalmatien gesehen habe. Gehört habe ich freilich noch weiter nordwärts von einigen im Freien stehenden Palmen, die man mir indeß als sehr klein und unbedeutend beschrieb. Die Lesinoten führten uns zu ihren Palmen und beschenkten uns mit einigen Blättern derselben. Sie hatten schon abgeblüht, und es hingen lange Troddeln von Früchten oder wenigstens von Ansätzen zu Früchten an ihnen herunter. Man sagte mir, daß aber hier wie in ganz Dalmatien die Palmen keine Datteln zur Reife brächten. Einige meinten, weil das Klima noch nicht warm genug wäre. Andere aber gaben mir einen anderen Grund dafür an. Sie sagten nämlich, das Klima würde es schon thun, aber die Sache wäre die, daß alle Palmen in Dalmatien bloß weibliche Bäume wären. Die männliche Palme sei im Oriente so sel-

ten, wie die Schafböcke bei einer Merino-Heerde. Die Orientalen gäben sie nicht her, und von ihnen wäre nie einer nach Dalmatien gekommen. Die weiblichen Palmen würden daher nie befruchtet und könnten also auch keine Frucht ausbilden. Was wir hier sähen, das wäre keine eigentliche Frucht, sondern nur ein vergeblicher Versuch zu einer solchen.

Man ließ uns auch einen Spaziergang durch einige hübsche Gärten der Stadt machen, wo wir viele große Rosmaringebüsche in Blüthe, die indische Feige (Cactus), Johannisbrotbäume, Süßholz und andere südliche Gewächse mannigfacher Art fanden. Lesina und das ihm gegenüberliegende Lissa haben noch jene indische Feige, die aber auf den Inseln nordwärts nicht weiter vorkommt. Man kann daher hier wohl eine Hauptabstufung der dalmatisch-illyrischen Insel flora annehmen, wie man denn auch in mancher anderen Beziehung, nach dem, was ich schon oben andeutete, die südillyrische oder orientalische Inselgruppe im Süden der Punta Bianca und zwischen dieser und Ragusa von der nordillyrischen oder occidentalischen im Norden der Punta Bianca scheiden muß. Große Striche der Insel Lesina sollen ganz mit Rosmarin bedeckt sein. Und aus dieser Pflanze wird hier Liqueur (das in Deutschland zuweilen sogenannte „ungarische Wasser“) gemacht, und außer diesem auch ein Del, das *Oleum Rosmarini aethereum*, das auch die „Quintessenz von Lesina“ genannt wird.

Endlich besuchten wir das Convento dei Cappuccini an der Bai von Lesina, das sich durch seine schöne Lage, seine gepriesene gut eingerichtete Cisterne und

einige eben so gelobte Gemälde in seiner Kirche ausgezeichnet. Wir trafen daselbst einen noch ziemlich jungen Geistlichen, dem wir, als dem Obersten aller Capucinerklöster in ganz Dalmatien, vorgestellt wurden, und der sich auf einer Inspectionsreise gerade hier befand. Er zeichnete sich in seinem Aeußern in nichts vor den übrigen Capucinern aus und trug sein härenes rauhes Gewand wie diese. Nur bezeichnete ihn sein ernsteres, würdevolleres und sorgenvolleres Antlitz als den Oberen und Chef.

Für gute Cisternen, ein so großes Bedürfniß des Landes, ist, wie mir scheint, Dalmatien häufig seinen Mönchen und Klöstern verpflichtet. Denn ich habe die besten in Klosterhöfen gefunden, wo denn auch die Umwohner sich mit dem so nöthigen und hier so kostbaren Wasser versehen dürfen. Vermuthlich ist nicht nur die Sorgfalt der Mönche, sondern auch die Bauart der Klöster Ursache dieser Erscheinung. Die Klostergebäude bilden immer ein einigereres und größeres Ensemble als die Privatwohnungen der Städte. Da mag es leichter sein, den Regenablauf von den Dächern so zu combiniren, daß in dem Mittelpunkte des Gehöftes stets ein reichlicher Zufluß stattfindet, aus dem die Cisterne sich nähren kann. — Dem sei indeß, wie ihm wolle, kurz fast alle Klostercisternen in Dalmatien sind berühmt und als Wohlthat der Mönche gepriesen. — Wer sich einmal in Venedig die Mühe gegeben hat, die Einrichtung der Cisternen dieser Stadt anzusehen, der kennt auch die der dalmatischen, welche lauter Copieen der venetianischen sind. Die Hauptsache dieser Einrichtung besteht in Folgendem: Zuerst wird an einer etwas vertieften

Stelle, wo man vielen Zufluß von Regenwasser erwarten kann, ein großes viereckiges Loch gegraben, das man rings umher, so wie auch auf dem Boden ausmauert. Dieses Loch, das je nach Umständen größer oder kleiner ist, etwa wie unsere Hauskeller, wird alsdann mit Sand ausgefüllt und oben ebenfalls wieder mit Steinen bedeckt, welche aber hie und da durchlöchert sind. Die ganze Umgegend nun ist so organisiert, die Regentraufen werden so angelegt, die Pfügen und Bodenninnen so gerichtet, daß sie eine reichliche Quantität schmutzigen oder reinen Wassers zu dem Sandloche hinführen. Dasselbe tritt in dieß Loch ein erstlich durch die in dem Deckel befindlichen Löcher, dann auch noch durch andere Seitenöffnungen. Durch den Sand sickernd reinigt es sich und setzt allen seinen Schmutz ab. In der Mitte besagten Sandbassins ist nun ein runder wasserdichter Brunnen eingemauert, der so tief abwärts geht, als das Bassin selbst, unten am Boden aber durchlöchert ist. Durch diese unteren Brunnenlöcher tritt alsdann das gereinigte Wasser in die Brunnenröhre ein, welche oben die gewöhnlich hervorstehende steinerne Brunneneinfassung hat, aus der die Leute das Wasser hervorschöpfen. Das schmutzigste Straßenwasser wird auf diese Weise in das kristallhellste Trinkwasser verwandelt. Natürlich muß aber dabei der reinigende Sand von Zeit zu Zeit einmal umgetauscht werden.

Mit der Cisterne im Capucinerkloster von Lesina mag es vortrefflich stehen. Was die Gemälde in der Kirche betrifft, so mögen sie freilich so gut sein, wie Manche sie wohl kaum auf diesen illyrischen Inseln zu finden erwartet haben. Doch kann man im Ganzen von

allen diesen Gemälden in Dalmatien, glaube ich, die Bemerkung gelten lassen, daß den Venetianern hier nichts besonders Ausgezeichnetes entgangen ist, und daß man hier schwerlich noch etwa ganz bedeutende und unerwartete Funde machen wird. Die meisten gelobten Gemälde, die ich in dalmatischen Kirchen und Klöstern sah, waren von Palma Giovane. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß dieser Meister gerade hier in Dalmatien so viel Absatz für seine Producte fand. Vermuthlich hat er überhaupt sehr fleißig gemalt. — Wir sahen in dem Garten dieses Klosters auch noch eine eigenthümlich gewachsene Cypresse, bei welcher nämlich der ganze Wuchs in die Breite gegangen war, statt daß sonst bei diesem Baume Alles — Stamm und Zweige und Blätter — senkrecht in die Höhe geht. Diese Cypresse war ganz niedrig, und die Zweige hatten sich weit herum wie ein Dach ausgebreitet. Dazu waren die dicken und mächtigen Zweige selbst nicht rund, sondern vollkommen flach, fast wie Breter, als hätte man sie künstlich und absichtlich zusammengepreßt. Man versicherte uns aber, diese Gestaltung sei kein Kunstproduct, sondern ein Naturspiel, wie es ausnahmsweise zuweilen bei Cypressen vorkomme. Ich habe später auch an anderen Orten von ähnlichen plattgedrückten Cypressen gehört.

Die Insel Lesina besteht eigentlich aus zwei neben einander herlaufenden Gebirgs- oder Felsbühgelreihen und hat daher in der Mitte eine lange Thalvertiefung. Es ist merkwürdig genug, daß auch die anderen großen illyrischen Inseln fast alle so gebaut sind. Meleda, Curzola, Sabioncello, Brazza, Scholta, Grossa, Pasman, Uglian, — sie bestehen fast alle aus zwei solchen parallel

neben einander hinlaufenden Gebirgsabschnitten. Daher haben sie denn auch in ihrem Innern alle ein großes langes Thal, zuweilen Seen, oder von der Spitze her tief ins Innere eindringende Meeresarme, die der Richtung der Gebirge und des Binnenthales folgen. Es ist dieß ein für Geologen höchst beachtungswerthes und bedeutungsvolles Phänomen, welches man, dünkt mich, nur so erklären kann, daß man sich diese Inseln als durch eine Bodenhebung entstanden denkt, die nachher in der Mitte wieder zusammen sank, und bei der zu beiden Seiten die Ränder stehen blieben. — Eben so bilden auch diese Inseln einen höchst merkwürdigen Parallelismus mit der Küste des Festlandes und mit seinen Gebirgszügen. Von Zara bis zur Punta Bianca läuft die Küste beinahe direct nordsüdlich, nur ein wenig östlich; und eben so laufen dort auch die Inseln Uglian, Pasman, Isola Grossa, Coronata u. s. w. Von der Punta Bianca an bis nach Macarsca geht die Küste etwas mehr östlich. Und eben so sind auch die ihr vorliegenden Inseln Brazza, Lesina, Curzola etwas mehr östlich gerichtet. Von Macarsca an bis Ragusa wendet sich Alles — Festlandküste und Inseln, Sabioncello und Meleda — wieder in die alte mehr direct südliche Richtung herum. Doch zielen dann dort die Festlandgebirge wie auch Sabioncello und Meleda fast concentrisch auf den Punkt Ragusa, welches immer in geologischer wie in historischer Beziehung als ein Hauptnotenpunkt bezeichnet werden muß.

Uebrigens sind die Gebirge im Innern dieser Inseln ganz von derselben Beschaffenheit wie die des Festlandes, eben solches klüftiges, höhlenreiches und quellenarmes Kalk-

gebirge. Auch muß man bei dem Verkehr im Innern eben so mühselig klettern, wie auf dem Festlande, oder vielmehr noch mühseliger, da es noch auf keiner dieser Inseln irgend eine Art von gebahnten Wegen giebt, wie auf jenem. Die Insulaner bedienen sich dazu meistens der Esel und Maulesel. Pferde sind auf den Inseln fast gar nicht vorhanden, ausgenommen einige Stuten, die man zur Mauleselzucht nöthig hat. — Uebrigens verkehren die Leute natürlich von einem Punkte ihrer Insel zum anderen lieber auf dem Meere und sind dazu mit Booten und Barken reichlich versehen. Diese Art des alltäglichen Verkehrs in ihrem Inselarchipel hat sie sehr an die Behandlung des Schiffes und Meeres gewöhnt und sie von jeher als ausgezeichnete Schiffer in der Welt berühmt gemacht.

Von Lesina aus fuhren wir um die kleine Gruppe der sogenannten Isole Spalmadore herum, welches größtentheils unbewohnte Scoglii sind. Ehe wir uns nach Spalato und zum Festland hin herumwendeten, hatten wir schließlich noch einmal die schöne Insel Lissa in Sicht, die uns bisher eine ziemliche Strecke lang in der Entfernung von zwei Meilen zur Seite geblieben war, und auf deren Anblick wir nun für immer verzichten mußten. Da ich leider diese Insel nicht selber betreten habe, so kann ich zwar von ihr nichts Besonderes melden, allein auf einer Reise durch Dalmatien hat man immer so viel von den Reizen von Lissa zu vernehmen und so viele Beschreibungen der für sie schwärmenden Dalmatier anzuhören, daß man fast glaubt, man habe dieses kleine Paradies selber betreten. Es soll in Bezug auf Landschaft und Vegetation die meiste Ähnlichkeit und Ver-

wandschaft mit der Umgegend des ihr gerade gegenüber liegenden Lesina haben. Doch soll hier Alles noch viel schöner und üppiger sein, die Vegetation ergiebiger, das Klima milder, die Bewohner ebenfalls äußerst sanft, gutmüthig und gastfreundlich. Je weiter vom Festlande weg, desto civilisirter und gefälliger scheint es nach allen Berichten werden die Leute.

Viel wichtiger als hierdurch wird aber Lissa durch seine geographische Position, und in dieser Beziehung ist es schon oft als das Malta des adriatischen Meeres bezeichnet worden. Von allen bewohnten und mit schönen geräumigen Häfen versehenen Inseln ist Lissa nämlich diejenige, welche erstlich, am meisten von der Küste entfernt, dem Mittelpunkte der Breite des adriatischen Meeres und eben so auch dem Mittelpunkte der Längenerstreckung desselben am nächsten liegt. Es ist ungefähr fünfzig Meilen von Venedig oder der nördlichsten Spitze des adriatischen Meeres entfernt, und eben so weit ist es ungefähr von seinem südlichsten Ende oder der Straße von Otranto. Von der illyrischen Küste bei Spalato ist es etwa neun Meilen und von der italienischen bei Cap Gargano im Neapolitanischen etwa vierzehn Meilen entfernt. Der eigentliche wahre Mittelpunkt des adriatischen Meeres liegt daher etwa nur vier Meilen von Lissa. Die Insel hat einen ausgezeichneten Hafen, die sogenannte Bai von Lissa, die wie die Bucht von Pola inwendig geräumig, beim Eingange aber enger und geschützt und dabei sehr tief ist. Auch ist die Insel, wenn sie gleich nicht zu den größten Illyriens gehört, doch etwas mehr als eine Quadratmeile groß, fruchtbar, und von den ältesten Zeiten her wohl bevölkert und angebaut

gewesen. Sie ist daher so wie Malta im mittelländischen Meere ganz außerordentlich geeignet zur Ausübung von Herrschaft im adriatischen Meere und als Stützpunkt einer Seemacht in demselben, so wie als Station einer Flotte und als Entrepot für den Handel bedeutend. Es giebt keinen zweiten Hafen im adriatischen Meere, von dem aus man so bequem zu allen Theilen des ganzen Bassins hin gelangen könnte, und namentlich muß man Lissa als Centralstation und Wächter der ganzen dalmatischen Küste betrachten, die diese Insel nach allen Seiten hin in gleichen Distancen im Angesicht hat. Diese geographische Position hat der Insel Lissa von den ältesten Zeiten her unter allen illyrischen Inseln eine überwiegende Bedeutung und einen berühmten Namen gesichert und sie in Bezug auf historischen Rang, wenn ich mich so ausdrücken darf, selbst den viel größeren vorgehen lassen.

Schon die Griechen und vor ihnen die Etrurier und Liburnier hatten Lissa vorzugsweise im Auge. Sie nannten es „Issa,“ und diesem Worte wurde später nur noch ein *s*, vermuthlich ein verstümmelter italienischer Artikel, vorgesetzt, Lissa, d. h. „das Issa.“ Durch diesen Artikel finden wir viele alte Stadt- und Ortsnamen in diesem Lande verändert, z. B. auch den Namen der Bai und der Flußmündung, welche jetzt Lodrin genannt wird, und welche eigentlich bloß Drin oder Drino heißen sollte. „Lo“ ist der Artikel „der.“

Schon zu der Hellenen Zeit war Issa eine blühende und unabhängige kleine griechische Colonie, die vermuthlich nur in Folge ihrer bezeichneten so äußerst vortheilhaften geographischen Lage blühte. Wir haben noch alte

Münzen von Issa, welche auf ihrem Gepräge einen Ziegenbock zeigen, der einen Strauch benagt. Vielleicht hatte Issa damals seine schönsten Tage. Als die Römer ganz Italien erobert hatten und nun anfangen, ihre Augen auf das gegenüberliegende Gestade des adriatischen Meeres zu werfen, ging ihre Berufung zur Einmischung in die illyrischen Angelegenheiten zunächst von Issa aus, so wie auch schon vor den Römern Issa derjenige Punkt gewesen war, dessen der Beherrscher von Sicilien Dionysos sich vor allen Dingen bemächtigte, als er ins adriatische Meer seine Flotten schickte. Die Republikaner von Issa, die vom Festlande aus von den dort herrschenden Königen der Illyrier bedroht wurden, riefen, so heißt es, die Römer zu Hilfe. Diese nahmen Issa in Besitz und leiteten dann von hier aus ihre Eroberungsexpeditionen gegen das Festland. Man kann also sagen, daß die Römer wieder in Folge der besagten geographischen Position der Insel bei diesem äußersten Vorposten und Centralpunkte Dalmatien zuerst angriffen, sich hier vorzugsweise festsetzten und daselbst einen Hauptstützpunkt ihrer Operationen fanden.

Auch in späterer Zeit als die Römer eine große Flotte auf dem adriatischen Meere begründet hatten, war Issa neben Ravenna und Pola immer eine Hauptstation dieser Flotte.

Allen auf der Höhe des adriatischen Meeres bedrängten Schiffen bietet sich die Bai von Issa als nächster und vornehmster Hilfshafen dar, und zwar um so ausschließlicher, da auf der gegenüberliegenden Küste Italiens gar kein solcher Hafen zu finden ist.

Wiederum als die Venetianer die Herrschaft über das

adriatische Meer sich anzueignen anfangen und einfahen, daß sie diese ohne den Besitz von Dalmatien nicht behaupten könnten, war Lissa und mit ihm das benachbarte Lesina, das mit Lissa als in einer ganz ähnlichen Position und als an denselben geographischen Vortheilen participirend betrachtet werden muß, eine ihrer frühesten und vornehmsten Acquisitionen, und sie errichteten hier einen ihrer Hauptkriegshäfen. Wenn man die Richtungen und Routen aller Seeexpeditionen im Mittelalter betrachtet, der venetianischen, der byzantinischen, der türkischen, welche die ganze Länge des adriatischen Meeres verfolgten, so wird man unter den Hauptpunkten, an welchen angelegt oder bei denen ein Angriff gewagt oder eine Schlacht geliefert wurde, außer Ragusa im Süden und Pola im Norden, auch immer Lissa nebst Lesina genannt finden. Ragusa, Lissa-Lesina und Pola das sind die drei historischen Hauptstationen für die große Schifffahrt und Bewegung auf dem ganzen adriatischen Meere*).

Die Wichtigkeit der Position zeigte sich insbesondere wieder in hellem Licht in neuer Zeit, als im Anfange dieses Jahrhunderts die damals größten Mächte Europas, England und Frankreich, in allen Theilen unseres Continents mit einander rangen und sich auch die Herrschaft des adriatischen Meeres streitig machten. Die Franzosen, die, wie es scheint, für die Erkennung günstiger Seepositionen keinen so scharfen Blick wie die Engländer

*) Auch für Fischfang sind Lesina und Lissa Hauptpunkte. Der Sardellenfang ist hier bedeutender als an anderen Stellen der Küste.

haben, hatten zwar fast sämtliche Küsten rings um das adriatische Meer herum besetzt, allein sie hatten es versäumt, den Mittelpunkt dieses Meeres, Lissa in Besitz zu nehmen und zu besetzen. „I Francesi,“ sagt ein dalmatischer Historiker dieser Zeit*), „nel prendere possesso della Dalmazia, avevano ommesso di mettere presidio militare nella Isola di Lissa.“ — Dagegen bildete sich bei der Sperrung des Continents durch Napoleon in Lissa sogleich ein bedeutendes Entrepot von den den Franzosen feindlichen Corsaren und Schmugglern, die in dem schönen Hafen eine herrliche Zuflucht fanden und von da aus alle Küsten des adriatischen Meeres erreichen konnten. Die Engländer nahmen dieses Entrepot sogleich in ihren Schutz und sandten einige Kriegsschiffe dahin. Als die Franzosen zu spät ihren Fehler verbessern wollten und von Ancona aus wiederholte Angriffe auf Lissa machten, kam es im October 1810 zu der bekannten Seeschlacht von Lissa, in welcher die französisch-italienische Flotte des adriatischen Meeres vernichtet wurde und in Folge deren die Engländer die Insel förmlich besetzten, besetzten und bis 1815 behielten, wo sie in Folge der bekannten Tractate von ihnen an die Oestreicher übergeben wurde. Die Bevölkerung der Insel hatte sich in dieser blühenden Periode von 1808 bis 1816 verdreifacht. Auch noch jetzt ist der Hauptort der Insel der volkreichste Platz an den dalmatischen Inseln. Er zählt über 4000 Einwohner. Die Oestreicher verbesserten noch die Befestigungen der Engländer und erhoben den Hafen zu einem Seekriegs-

*) Catalinich in seinen Memorie degli avvenimenti successi in Dalmazia dopola caduta della Republica Veneta Scite 135.

hafen, in welchen sie eine Station der k. k. Flotte, die zur Beschützung der Schifffahrt des adriatischen Meeres bestimmt ist, verlegten. Auch in diesem Augenblicke, wo die österreichischen Flotten in Schifffahrts-Angelegenheiten einen erneuten Aufschwung zu nehmen versprechen, hat Oestreich vor allen dalmatischen Inseln dem kleinen Lissa seine Aufmerksamkeit wieder zugewendet, dessen Befestigungen, wie man hört, noch vermehrt werden sollen. Bisher haben die Engländer noch keinen festen Seepunkt im adriatischen Meere gewonnen; sie stehen nur im Thore dieses Meeres, in Corfu, welches den Eingang bewacht und dessen Besitz sich Oestreich zur Completirung seiner Herrschaft eigentlich eben so wenig hätte entgehen lassen sollen, wie Venedig es sich dereinst entgehen ließ. Sollten die Engländer aber, was ich nicht wünschen will, Meere erobernd, je von dem Thore bei Corfu aus wieder in's adriatische Meer eindringen, so werden wir sie gewiß zuallernächst wieder bei Lissa erscheinen sehen, sowie in alter Zeit zuerst die Etrusker, dann die Griechen, darauf Dionysius und nachher die Römer bei diesem Punkte erschienen, um von da aus in der Adria zu gebieten.

14.

Il Convento dei Paludi.

Wir fahrten nun, sage ich, diesem Lissa den Rücken, segelten quer über den Canal von Lesina, alsdann durch die enge Straße zwischen den Inseln Solta und Brazza durch und hatten nun bald wieder im hellen Tagesglanze das schön gelegene Spalato im Angesichte.

Spalato wie Ragusa und wie die meisten dieser an kleine Halbinseln sich heftenden Städte Dalmatiens und Istriens ist doppelhaftig, und man kann daher je nach der Beschaffenheit des Windes entweder auf der einen oder auf der anderen Seite der Halbinsel landen. Da auf den Bergen hinter Spalato eine sehr finstere und riesige Wolkenschicht lag, die in ihrem weiten Schlauche unserem Capitän mit ungünstigem Nordwinde geladen zu sein schien, so fuhren wir dießmal nicht in den eigentlichen Hafen von Spalato selbst ein, sondern segelten zwischen Bua und der Halbinsel von Spalato durch in das Binnenmeer des alten Salona und landeten hier in dem „Porto dei Paludi“, welcher der Stadt Spalato ungefähr auf ähnliche Weise zur Seite liegt, wie der Hafen von Gravosa der Stadt Ragusa. Wir gewannen dabei den Vortheil, die Stunde Weges von Paludi nach Spalato, die mitten durch die Campagna dieser Stadt führt, zu Fuß zu machen und zuvor noch beim Hafen von Paludi selbst ein berühmtes dort liegendes Kloster zu besichtigen.

Dieses Kloster heißt „il convento dei Paludi“ (das Kloster der Sümpfe). Man hatte mir schon im voraus von dem prachtvollen Psalterium, das man in diesem Kloster sehen könnte, erzählt, und wir baten die Mönche, es uns zu holen. Sie brachten es in den Hof des Klosters heraus und dazu noch einige andere schöne Bücher, die sie als ihre vornehmsten Schätze seit alten Zeiten bewahren. Diese Maritäten wurden alle auf dem steinernen Rande des Bassins der Cisterne ausgeframt und dort von uns unter freiem Himmel durchblättert. Es war eine Weise, Bücher zu besehen, wie sie nur

unter diesem schönen trockenen Himmel vorkommt, und wie sie in unseren nördlichen Klöstern gewiß sehr ungewöhnlich wäre.

Das berühmte Psalterium der Mönche von Paludi war im Jahre 1670 von einem Klosterbruder Namens Rasmilowitsch geschrieben. Welch frommer Fleiß und welche dauernde Andacht verräth sich doch in den schönen und wohlgefälligen Schriftzügen dieser alten Kirchenbücher! Jeder Buchstabe ist, möchte ich sagen, zum Lobe Gottes gestaltet, und steht fest und klar und sicher da. Es muß eine Freude sein, aus solchen Büchern die Hymnen zum Preise des Höchsten zu singen! Ihre Reihen kommen Einem selbst schon wie Musik vor. Die Initialen bestanden aus lauter sehr reichen und geschmackvoll verschlungenen Arabeskengewinden. Obwohl diese sämtlichen Arabesken in der Hauptsache in einem und demselben Style waren, so zeigte doch jeder der vielen hundert Buchstaben eine andere Form und Farbe, und keiner war dem anderen gleich, eben so wie auch in der reichen Natur überall Hauptclassen sind und in diesen Classen wieder ganz verschiedene Nebenclassen und ganz besondere Individuen. Der Fleiß des guten Bruders Rasmilowitsch hatte Jahre, ich glaube Jahrzehnte lang, wie ein ununterbrochenes Gebet angehalten; denn der letzte Buchstabe des Buchs zeigte noch ein eben so sorgfältiges und nach einem eben so durchdachten Plane angelegtes Miniaturbild, wie der erste. Der fromme Maler hatte eine lateinische Vorrede zu dem Ganzen geschrieben, in welcher er sich über seine Arbeit auf eine so eigenthümliche und naivfromme Weise aussprach, daß ich große Lust fühlte, mir diese ganze Vorrede zu copiren,

die zugleich eine Dedication des Buchs an seine Vorgesetzten und sein Kloster enthielt. Die Mönche sagten mir, daß Engländer schon große Summen für dieses Buch geboten hätten; aber obgleich ihr Kloster arm wäre, so gäben sie es doch um Alles in der Welt nicht her. — Es war ein junger sehr liebenswürdiger Franciscaner bei uns, der mit uns auf dem Dampfschiffe gekommen war und uns eben auch auf jenes prachtvolle Psalterium von Paludi aufmerksam gemacht hatte. Als dieser gefällige junge Mann sah, wie sehr ich mich für solche Bücher interessirte, schrieb er mir einen recht hübschen und eleganten Empfehlungsbrief an einige seiner Klosterfreunde in anderen Städten Dalmatiens, worin er sie auf eine äußerst artige und freundschaftliche Weise bat, dem Ueberbringer ihre Bücherchätze zu zeigen. Und da ich nachher von diesem Briefe gern Gebrauch machte, so habe ich noch einige ähnliche schöne Kirchenbücher in Dalmatien zu sehen bekommen. Ich dachte dabei immer an unseren vielfarbigen Druck, dessen Leistungen, so gleißend sie auch sein mögen, doch nie den Effect dieser alten Manuscripte und Handzeichnungen erreichen werden. Der Eindruck auf die Gemüther bei diesen ist ganz parallel dem frommen Sinne, der bei ihrer Hervorbringung das Präsidium führte. Indessen, wenn diese alten Manuscripte, die zu erneuern sich zu unserer Zeit Niemand mehr befließigt, alle aus unseren katholischen Klöstern und Kirchen verschwunden sein werden, so werden doch wohl überall mit der Zeit polychromische Drucke an ihre Stelle treten. Mich wundert, daß die Drucker nicht schon jetzt mehr darauf speculiren.

Wir sahen in dem Convento dei Paludi auch mehre

recht hübsche Gemälde, unter anderen eines von dem Maler Sta Croce, das uns sehr gefiel. Auch an interessanten Familiengrüften ist das Kloster reich. Man zeigte uns hier das Grabmal eines Ritters Cutais und sagte uns, diese Familie Cutais sei eine der ältesten von Spalato, sie wäre schon in Salona gewesen und sei von da aus nach Spalato eingewandert. Auch ist diese Familie noch jetzt nicht ausgestorben. Ein Mann, der sich für den Hafencapitän von Paludi ausgab, sagte, er wäre „ein Cutais.“ Ein Matrose, der unsere Sachen trug, behauptete, er wäre ein „Rasmilowitsch.“ — Auch von einem gewissen Marcus Marulus, einem dalmatischen Historiker und Philosophen, sahen wir hier ein Grabmal, und von ihm erzählte man uns eine schreckliche Geschichte. Dieser Mann war ein Ritter von edlem Sinn und hochstrebendem Geiste, aber von entsetzlich rachsüchtigem und hitzigem Temperamente. Er verliebte sich einst über die Maßen in ein schönes Fräulein, fand hierbei aber in dem Vater der Dame keine Unterstützung, vielmehr in einem anderen Ritter einen Nebenbuhler, den der Vater begünstigte. Marcus Marulus trachtete diesem Ritter nach dem Leben und verfolgte ihn, und als er einmal glaubte den rechten Mann gepackt zu haben, machte er ihn nieder und zerhieb seinen Körper in kleine Stücke. Dies that er bei dunkler Nacht. Bei hellem Tage aber fand sich's, daß er sich in der Person geirrt habe. Statt seines Erzfeindes hatte Marulus seinen eigenen Busenfreund erdolcht und zerhakt. Von entsetzlichem Schmerze, von herzzernagender Reue ergriffen, entsagte er seiner Geliebten, seinem ritterlichen Leben und der ganzen Welt und zog sich auf eine wüste Scoglie des dalmatischen

Archipelagus zurück, und hier verbrachte er sein Leben als Eremit in Gebet und Buße und dichtete und schrieb und wurde einer der bekanntesten Autoren von Dalmatien.

Wir gingen auch in den Garten des Klosters, in dem wir einen bewundernswürdigen Segen von Weintrauben fanden. Die Trauben waren alle von einer Größe, wie ich sie nie gesehen hatte. Manche wurden auf sechs bis acht Pfund Gewicht geschätzt, und ähnliche hingen zu Duzenden herum. Auch zeigten uns die Mönche einen ganz hübschen Fischteich, den sie durch einen Canal mit der See in Verbindung gesetzt hatten, und in welchem sie daher Seefische halten konnten. Aus dem Gemäuer ihrer Klostergebäude hingen bei den Ritzen der Steine überall Kapernsträucher herab, deren Früchte oder Knospen sie, wie sie uns sagten, zum Vortheile des Klosters abläßen.

Ich erwähne dieß Alles nur, damit der Leser wiederholt erfahre, ein wie mancherfaltiges Interesse doch auch Besuche in diesen so wenig bekannten dalmatischen Klöstern zu gewähren im Stande sind.

15.

Parallele zwischen Spalato und Zara.

Es kostete am Abend in Spalato, wie gewöhnlich in den dalmatischen Städten, einige Mühe, einiges Hin- und Wiederlaufen, bis ich untergebracht war. Endlich hatte man eine gute Witwe gefunden, die sich bereit erklärte, mir ein hübsches und reinliches Zimmer mit einem

geräumigen und guten italienischen Bette in dem oberen Stockwerke ihres Hauses für eine Nacht zu vermiethen. Dieses Haus lag an der westlichen Ecke des alten Diocletianischen Palastes, in welchem ich mich nun förmlich einquartirt zu sehen nicht wenig froh war. Die Fenster des Hauses sahen auf der einen Seite nach dem Meere hin, auf die sogenannte „Marina“, wo es von Spaziergängern wimmelte; auf der anderen waren sie der Spalatinischen Vorstadt zugewendet. Mindestens zwei Mauern meines Hauses waren also ächtes altes Diocletianisches Gemäuer, und ich wohnte ungefähr an der Stelle, wo der Kaiser Diocletian, wenn er des Morgens in dem großen bedeckten Säulenporticus vor der Fronte seines Hauses auf- und abspazierte, das westliche Ende seines Präambulum erreicht und dann, sich umwendend, wie man dieß in solchen Fällen zu thun pflegt, wohl zuweilen einen Augenblick stehen blieb und die Hände auf dem Rücken seine Blicke über die schöne Bai von Spalato hinschweifen ließ, um ein hereinsiegelndes Schiff zu beobachten oder um zu sehen, was die Fischer dort machten.

Der ehemals offene Porticus ist, wie ich schon früher bemerkte, jetzt zugemauert und mit Wohnungen gefüllt, und man kann unter ihm nur noch in den engen Räumen der Zimmer auf- und abgehen. Aber auf der Marina wandelten jetzt statt des einen Kaisers Hunderte von heiter gestimmten Bürgern, Soldaten, Offizieren, Kaufleuten, Schiffen, Damen auf und ab. Diocletian glaubte nur für die Bequemlichkeit eines Einzigen zu bauen, aber im Gegentheil, er hat wider seine Absicht für Tausende gesorgt, für sie ein Obdach und auch eine Marine geschaffen. Denn der

breite Quai am Hafen von Spalato hat noch dieselben alten Steine zur Grundlage, die Diocletian hier für den Quai seines Palastes niederlegen und einmauern ließ.

Es war ein schöner Abend, und ich mischte mich mit Vergnügen unter die nach venetianischer Weise in der Abendluft auf- und abspazierende Menge. Denn die schwarze Wolke, die unser Dampfer als so drohend betrachtete, hatte nichts Uebles gebracht, und am Ende kam auch dieser Dampfer selbst wieder von Paludi um die Ecke herum und legte sich in dem Hafen vor dem Palaste vor Anker. — Wir sahen, daß Spalato eine recht respectable Menge von Spaziergängern liefern kann. Die meisten von ihnen, Bürger und Bürgerinnen aus der Stadt selber oder Familien von wohlhabenden Possidenti, trugen das italienische Costüm. „Italienisches Costüm“, so heißen sie hier die Kleider, die wir Europäer jetzt alle tragen und die bei uns ja wohl eine Zeit lang französisch genannt wurden. — Zwischendurch mischten sich aber auch hübsch ausgestaffirte „Borghigianos“ und „Borghigianas“ (Vorstädter und Vorstädterinnen) ein, deren Kleidung schon etwas mehr einem Costüm ähnlich sieht. Diese dalmatischen Vorstädter tragen eine Art Gemisch von italienischer und slavischer Kleidung, wie denn ihr ganzes Wesen ein solches Gemisch von Italienischem und Slavischem vorstellt. Sie haben noch viel Slavisches, namentlich den Knöpfe-, Perlen- und Silberschmuck behalten. Auch ist das Nieder der Mädchen noch ganz slavisch geziert, aber der Schnitt des Rockes und der Schürze ist schon mehr städtisch (italienisch), sowie auch die Kleiderstoffe selbst nicht solche dicke selbst gewebte Zeuche sind, wie man sie bei den Slaven findet, sondern

solche baumwollene und wollene Gewebe mit minder krassen Farben, wie sie aus unseren Fabriken hervorgehen. Auch an die Stelle der eigenthümlichen slavischen Kopfbedeckung tritt dann gewöhnlich ein seidenes Tuch oder auch wohl ein italienischer Strohhut. Ein eben solches Gemisch orientalischer und occidentalischer Costüme bemerkt man bei den Bewohnern der dalmatischen Inseln, bei den „Scoglianos.“

Man lobte mir die Geselligkeit von Spalato, und Viele behaupten, daß man auch in dieser Beziehung hier angenehmer leben könne als in der Hauptstadt der Provinz Zara. Auch bekam ich selbst eine gute Idee davon, als ich am späten Abend das Casino der Stadt besuchte, das sich viel stattlicher und geräumiger darstellt als sonst irgend ein anderes in Dalmatien. Spalato verhält sich ungefähr zu Zara, wenn man Kleines mit Großem vergleichen will, wie Moskau zu Petersburg. Viele Wohlhabende und Adelige haben sich in den Palast des Diocletian nach Spalato, in dessen Umgebung es so lieblich ist, zurückgezogen, wie viele russische Bojaren an den Fuß des alten Moskowitischen Kremls. In Zara leben dagegen, wie in Petersburg, viele Beamte und Militärs. Man hat auch in neuerer Zeit alle diese und andere Umstände ernstlich erwogen, weil die Rede davon war, das politische Centrum von Dalmatien von Zara nach Spalato zu verlegen, wie man denn in neuerer Zeit überall in Europa in so vielen Ländern bequemere und naturgemäßere Positionen für die politischen Centra der Provinzen und Länder gesucht hat. Es wurden darüber zweierlei Meinungen aufgestellt, und zwei Parteien, wenn ich mich so ausdrücken darf, bildeten sich, die eine für Zara, die andere für Spalato. Für Zara wurde geltend

gemacht, erstlich, daß es der Hauptstadt Wien und dem Centralkörper der österreichischen Monarchie näher läge und mit diesem also leichter in inniger Verbindung erhalten werden könne, und zweitens, daß es, wie jetzt, schon seit langen Zeiten, unter den Venetianern sowohl als unter den Oestreichern und unter den Franzosen, Hauptstadt von Dalmatien gewesen, daß dort alles den Centralbehörden Nöthige bereits vorgerichtet, die ganze Einrichtung der Stadt darauf organisirt sei. Man würde dem ganzen Orte durch Verlegung der Behörden seine Hauptsubsistenzmittel entziehen, ihn vernichten und dadurch, sowie durch die Entfernung selbst dem Lande einen großen Schaden und viele Kosten zuziehen. Daß treue Zara habe ein solches Todesurtheil nicht verdient. Für Spalato wurde dagegen seine bequemere und centralere Lage, sowie auch seine noch älteren, ja uralten Ansprüche auf den Rang der dalmatischen Hauptstadt angeführt. Dieß letztere bedarf einer näheren Beleuchtung.

Wie bei der Beurtheilung der geographischen Lage von Vissa setzen wir dabei voraus, daß man unter Dalmatien ganz der Natur, sowie der jetzigen politischen Begränzung gemäß die gesammte illyrische Küstenentwicklung vom Gebirge Velebitsch im Norden bis zum Sinus Rhizonicus (der Bai von Cattaro) im Süden und von der äußersten illyrischen Insel im Westen bis zu der hohen Gebirgsmauer der dinarischen Alpen im Osten verstehe. So aufgefaßt, stellt Dalmatien ungefähr einen Länder- und Inselcomplex von circa 60 Meilen Länge und etwa 15 Meilen Breite dar. Die letztere, die Breite, schmälert sich aber gegen beide Enden, besonders

nach Süden hin bedeutend ab. Die Stadt Spalato ist von der Bai von Cattaro circa 30 Meilen und von dem Fuße des Belebitch, wo dieser bei der Mündung der Zermagna an die Küste des Canale della Morlacca stößt, gegen 20 Meilen entfernt. Dieß fällt nicht weit aus der Mitte der Länge heraus, kommt dem wahren Centralpunkte des Landes aber um so mehr nahe, wenn man bedenkt, daß das nördliche Stück von Dalmatien so breit ist, daß es fast einem dicken Kopfe gleicht, das südliche aber sich in einen dünnen Schweif verliert, und daß eben jener Verbreiterung wegen dann natürlich auch der Mittelpunkt diesem näher hereingerückt werden müßte. Von der äußersten Insel im Westen, Lissa, ist Spalato etwa 9 Meilen weit entfernt, und eben so weit ungefähr von der Binnenlandgränze, dem höchsten Rücken der dinarischen Alpen. Es liegt also ungefähr in der Mitte der Hauptbreitenausdehnung des Landes, etwa in der Nähe jenes centralen Caps der Punta Pianca, das wir oben beschrieben, nur etwas mehr der südlichen Inselgruppe zugewendet. Beide Inselgruppen sind von Spalato aus gleich leicht zu erreichen. Es liegt also wie Lissa an der Central-Breitenlinie Dalmatiens, die man etwa zu Lissa über die Stadt Lesina nach Spalato und von da quer durch das Land über Glissa und Sign zu der türkischen Gränze ziehen kann, eine Linie, in welcher sich stets der von Osten nach Westen gehende Verkehr des Landes vorzugsweise bewegte. Die Mauern des Belebitch im Norden und der dinarischen Alpen im Osten und Süden ziehen sich gleichsam in der Ferne in einem weiten schwachgekrümmten Bogen rings um Spalato herum. Alle Gränzpässe in diesen Gebirgen können von

hier aus also leicht beobachtet und überwacht werden. Die wichtigsten Punkte, denen man in Spalato so nahe, als dieß möglich ist, sich befindet, sind zuerst: Lissa, das, wie ich sagte, der Hauptkriegshafen aller Meeresmächte von Dalmatien werden muß und welches so zu sagen im Angesichte von Spalato liegt, wohingegen Zara nichts im Angesichte hat als die ziemlich sterilen und bedeutungslosen Inseln von Ugljan, Isola Grossa u. s. w., — ferner Ragusa und die Bocca, die nicht viel weiter von Spalato liegen, wie Zara im Norden, das allerdings immer, auch wenn man es seines Primats für das Ganze beraubt, doch eine Hauptstadt des Theiles von Dalmatien bleiben wird, den man ehemals Liburnien nannte. Von Zara aus liegen Ragusa und die Bocca 50 Meilen entfernt. Sein Blick dringt kaum bis dahin. Daher man auch dem sogenannten „österreichischen Albanien“, dem District um die Bocca, schon in mancher Hinsicht eine gewisse provinzielle Selbständigkeit gegeben hat.

Hierzu kommt nun noch die Beschaffenheit der nächsten Localität beider Städte. Zara hat einen verhältnißmäßig nicht sehr ausgezeichneten Hafen, der nur für kleine Schiffe tauglich ist. Spalatos Hafen, in Verbindung mit dem der Paludi, steht höher. Die Umgegend von Zara ist in Bezug auf Fruchtbarkeit und landschaftliche Anmuth bloß eine reizlose flache Steinwüste, während die Umgegend von Spalato das Paradies von Dalmatien genannt wird. Sie ist furchtbar, reich an Producten aller Art und mit einer so anmuthigen landschaftlichen Scenerie umgeben, wie nur eine Hauptstadt sie sich wünschen kann; die Berge und Thäler umher scheinen Spalato gleichsam wie der natürlichen Königin

von Dalmatien eine Krone aufzusetzen. Es ist daher nicht nur angenehmer, sondern auch billiger in Spalato zu leben als in Zara, d. h. man kann dort eine volkreiche Hauptstadt mit weniger Unkosten erhalten, als hier.

Endlich, was den Einwurf betrifft, daß Zara als Provinzhauptstadt die Bequemlichkeit habe, der Hauptstadt des ganzen Kaiserreichs Wien näher zu sein, so ist darüber zu bemerken, daß es nicht darauf ankommt, bloß die Hauptstadt einer Provinz, sondern darauf, die ganze Provinz selber in allen ihren Theilen der Hauptstadt möglichst nahe zu bringen und mit ihr in intimen Rapport zu setzen und daß die ganze Provinz daher immer nur in ihrem eigenen bequemsten und naturgemähesten Centrum, nicht aber in einem zur Hauptstadt creirten entfernten Winkel dem Reichscentrum am nächsten ist. Uebrigens geht jetzt schon ein bequemes Chausseenneß ganz bis Spalato hinab, so wie auch per Dampf Spalato unter allen Umständen beinahe eben so leicht zu erreichen ist, wie Zara.

Diese geographischen Verhältnisse und Umstände haben sich auch zu allen Zeiten mehr oder weniger geltend gemacht und bewirkt, daß in die Gegend von Spalato fast immer die offizielle oder wenigstens doch die factische Hauptstadt von Dalmatien verlegt wurde. Schon die allerältesten Nachrichten über Dalmatien geben uns Kunde von einer in dieser Gegend existirenden Stadt, und man kann sagen, daß Spalato von allen dalmatischen Städten die ältesten Annalen hat. Der Sohn des Hercules Hilius soll hier schon 1230 Jahre vor Christus eine Stadt Namens Menida oder Menagestiftet haben. Später entstanden daselbst Epetium und Salona. Die Römer richteten

hieber von Issa aus, ins Herz des Landes, ihre ersten Eroberungsexpeditionen und organisirten von hier aus ihre illyrischen Provinzen. Fast alle römischen Schriftsteller nennen Salona das Haupt von ganz Dalmatien („totius Dalmatiae caput“), den Hauptkriegshafen der Dalmatier (Navale Dalmatorum). Tiberius berief hier eine Generalversammlung aller dalmatischen Abgeordneten und was Salona unter den Weströmern gewesen war, das blieb es auch, so lange es bestand, unter den Ost-römern, den Byzantinern. Wie bei allen Ländern in ihre Hauptstädte der erste Same des Christenthums ausgestreut wurde, so geschah dieß auch hier in dem dalmatischen Salona, wo schon Titus, der Schüler des Apostels Paulus, predigte, und wo schon in der frühesten christlichen Zeit ein Bischofssitz, der erste in ganz Dalmatien, begründet wurde. Als das alte Spalato, ich meine Salona, zerstört wurde, gingen alle Vortheile und manche natürliche Vorrechte desselben auf das neue Salona, ich meine Spalato über, und durch den auf natürliche Weise hier immer wieder hingeführten Verkehr wurde Spalato, bald sehr volkreich und blühend. Auch der dalmatische Bischofssitz wurde von Salona dahin verlegt, und sehr bald ein Erzbisthum daselbst gestiftet. Wenn wir auch nicht genau nachweisen können, daß die Stadt auch unter den kroatischen und ungarischen Königen in politischer und administrativer Beziehung das Caput Dalmatiae war*), so war es dieß doch jedenfalls in

*) Die dalmatischen Schriftsteller streiten darüber, welche Stadt in den der Zerstörung Salonas zunächst folgenden Perioden die Ehre gehabt habe, die politische Metropolis der römischen Städte Dalmatiens zu sein. Einige geben Ragusa, andere Zara oder Spalato die Ehre, je nachdem sie in Ragusa, Zara oder Spalato geboren sind.

kirchlicher Hinsicht. Die Provincia Spalatina, die Diocese des Erzbischofs von Spalato, umfaßte mit Ausnahme des Erzbisthums Ragusa bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein ganz Dalmatien und dazu einen großen Theil von Kroatien. Und noch zur venetianischen Zeit bis ins achtzehnte Jahrhundert hinab erhielt der Erzbischof von Spalato den Titel eines „Primas von Dalmatien“ und ganz Kroatien („Primas Dalmatiae totiusque Croatiae“). Die Venetianer, welche von Norden kamen und in Dalmatien zuerst bei Zara festen Fuß faßten, haben Dalmatien zum Theil von hieraus erobert und, indem sie Stück für Stück der Grafschaft Zara zufügten, allmählig diesen Ort zur Hauptstadt von Dalmatien herangebildet, und die Destreicher, die den Venetianern folgten, haben dieß bisher noch so gelassen. Aber auch in der venetianischen Zeit war Spalato immer volkreicher, blühender und bedeutender als Zara und ist dieß noch in diesem Augenblicke. Es ist noch jetzt die größte Stadt in ganz Dalmatien und, wie ich sagte, der Hauptsitz des dalmatischen Adels und der angenehmsten Geselligkeit dieses Landes.

Dem Allen nach scheint es uns, daß Spalato die festbegründetsten Ansprüche hat, die politische Hauptstadt des Landes zu sein. Daß aber die Destreicher dem Fingerzeige der Natur nicht gleich gefolgt sind und die Hauptstadt Dalmatiens einstweilen noch in Zara gelassen haben, darüber wird sie Niemand tadeln. Denn selbst wenn es ein Fehler der Venetianer gewesen ist, die Hauptstadt in Zara zu begründen, so können doch selbst solche politische Fehler nur sehr vorsichtig corrigirt werden.

IV.

Die Morlachei und Bara.

1.

Der Aquädukt und die Ruinen von Salona.

Ich wünschte das Innere der Morlachei zu besuchen und die von den Venetianern erst in späteren Zeiten erworbenen Landstriche, das sogenannte Land „del nuovo acquisto,“ zu durchstreifen. Ich miethete mir daher in Spalato mit Hilfe einiger Freunde einen Wagen bis Sign, wohin eine schöne fahrbare Straße führt. Da ich aber auch die Ruinen von Salona und die berühmte Diocletianische Wasserleitung beschauen wollte, die etwas abseits vom Wege liegen, so erschienen am anderen Morgen einige gütige Freunde außerdem noch mit Pferden. Ich schickte meinen Wagen bis zu einer Station bei Salona voraus, und wir ritten beim herrlichsten Wetter in die Campagna von Spalato hinein. Unser erstes Ziel waren die besagten Aquädukt ruinen, die mitten in jener schönen Campagna liegen. Man folgt erst etwa $1\frac{1}{2}$ Miglie weit der großen Hauptstraße, dann geht es auf einem kleinen unebenen Nebenpfade zwischen Weinbergen, Gebüsch und Wiesen rechts zur Seite in einem Thale aufwärts. Doch Thal kann man die Gegend kaum nennen. Es ist vielmehr nur eine weite und nicht sehr tiefe muldenförmige Einsenkung des sonst ebenen Bodens der besagten Campagna. Diocletian baute seinen Palast an

einer Stelle, wo gar kein Fluß oder Bach zu finden ist, und wünschte das schöne Wasser des Flüsßchens Zadero, das bei Salona fließt, und mit ihm, wie man sagt, zugleich auch die herrlichen Forellen, an denen dieses Wasser reich war, und die der Kaiser sehr liebte, unmittelbar in seine Palastküche zu leiten. Jene Thaleinsenkung, die zwischen dieser Küche und der Quelle des Zadero*) in der Mitte lag, mußte daher überbrückt werden, und auf diese Weise entstanden jene herrlichen Aquäductbogen, deren Ueberreste, von dem Volke jetzt „ponte secco“ (trockene Brücke) genannt, wir noch heutiges Tages bewundern, und die von allem Gestrümm, welches uns von Salona übrig geblieben, ohne Zweifel das Anziehendste ist.

Wir entdeckten bald das herrliche Monument, das von der Morgensonne schön beleuchtet war. Es sind etwa zehn von unten bis oben wohl erhaltene colossale Pfeiler und dazu acht gut conservirte Bogen. Zwischen zwei Pfeilern in der Mitte ist der dazu gehörige Bogen eingestürzt. Da die Bogen nur aus einer Reihe zweckmäßig zusammengelegter Steine bestehen, und da oben fast überall die eigentliche Brücke, die sie stützten, zerstört ist, so gewähren sie einen äußerst graziösen Anblick. Die Steine scheinen frei und kühn in der Luft zu schweben. Nur hie und da sitzt noch etwas schweres Mauerwerk von der Einfassung des darüber hin geführten Wassercanals darauf. Im Kriege hat dieses Werk, an dem

*) Der Zadero ist ein ähnlicher Höhlenfluß wie die Ombla und kommt wie diese aus einer Höhle mit starken Adern hervorgeflossen. Der Aquäduct des Diocletian ging bis an diese Höhle.

gar nichts brennen konnte, und das auch keinen feindlichen Soldaten und Einwohnern zum Wohnsitz dienen konnte, ohne Zweifel wenig gelitten. Die Naturereignisse, Erdbeben, Wind und Regen können jenen oberen jetzt fehlenden Steinbogen wenig geschadet haben. Denn wenn einmal die Pfeiler und Bogen fest blieben, so lagen diese vor allen gerade am sichersten. Ein Sturm oder Erdbeben konnte wohl eher das Ganze gefährden, als jene Einfassungen aus ihrer Lage bringen. Es ist daher wahrscheinlich, daß der Aquäduct im Laufe der Zeit und mitten im Frieden durch die Umwohner zerstört worden ist, welche, nach Bausteinen begierig, auf die Aquäductbrücke hinauffletterten und einen Stein nach dem anderen losbrachen und herabschafften. Es ist nur zu bewundern, wie sehr sie dabei auf die Festigkeit der alten römischen Bogen bauten, indem sie alle Bedeckung ganz kühn, so zu sagen, bis auf den Knochen des Bogens selbst losbrachen und wegrasirten, so daß nun nur noch das schöne Gerippe allein dasteht. Doch hat die Natur dieses Gerippe hie und da mit äußerst anmuthigen Gewinden und Kränzen von Büschen und Sträuchern ausgeziert, so wie überhaupt die ganze Ruine so recht mitten im Gebüsch und Gestrüpp liegt, was nicht wenig ihren Reiz erhöht. Unter einem der Bogen führt ein Fußpfad fort; auch sind hier und da kleine freie Wiesenplätze, die den Ziegen und Schafen der Nachbarschaft zur Weide dienen. Die Hirten kommen daher gern hierher, wo sie im Sommer auch Schutz vor Sonne und Wind finden. Sie haben diese Ruinen für sich und ihre Herden zu einer Art Rendezvous gemacht und zünden ihre geselligen Feuer häufig in der Nähe an. — Hirtenvolk,

Ziegen, Schafe und blühendes Unkraut findet man ja wohl überall als gewöhnliche Staffage in der Nähe solcher alten Ruinen, auf denen die müßigen Leute gern herumklettern, und mit denen sich ihre Phantasie und Sage beschäftigt.

Wie überall bei den römischen Bauten, so haben auch hier die Leute vor allen Dingen die eisernen Klammern aus den Steinen herausgebrochen und entwendet. Dieß muß ihnen oft nicht wenig halbsbrecherische Mühe verursacht haben. Denn die Pfeiler sind zum Theil über sechzig Fuß hoch und jene eisernen Klammern waren daher wohl auf keine Weise als an Stricken von obenher zu erreichen. Diese Plünderung der eisernen Klammern ist gewiß schon sehr frühzeitig geschehen, und die Monumente mögen schon ein Jahrtausend ohne Klammern so dagestanden haben. Ein Jahrtausend möchte aber wohl hingereicht haben, das Eisen durch Wetter und Rost von selbst zu zerstören. Es scheint mir daher, daß die römischen Architekten sich jedenfalls die Mühe mit den eisernen Klammern hätten sparen können, und daß sie sich auf zweierlei Weise verrechnet haben. Sie haben die Güte und Festigkeit ihrer eigenen Arbeit unterschätzt und auf die Dauer des Eisens zu viel gerechnet. Ihre Steinzusammenfügungen waren viel besser als ihre Eiseneinfassungen und hielten auch ohne diese fest. Wie kann man auf die Idee kommen, ein festes Bauwerk durch einen zerstörbaren Stoff zu stützen? Man durchsicht doch auch nicht ein solides Gewebe, z. B. einen aus einem Stücke gefertigten Mehlsack noch mit Stroh, um ihm dadurch mehr Festigkeit zu geben, die er durch das Stroh gar nicht gewinnt.

Eine Erscheinung, die mir bei diesen Aquäductbogen von Spalato wieder sehr auffiel, war der Umstand, daß auch hier die Alten sich in so hohem Grade nach der Beschaffenheit des gegebenen Terrains gerichtet hatten. Fast keiner der Pfeiler, so wie auch fast keiner der Bogen ist seinem Nachbar völlig gleich. Vielmehr ist der eine dick, der andere dünn, der eine Bogen mager und spizig, der andere breit und weit. Das Terrain ist gar nicht applanirt, und der eine Pfeiler ist daher lang, wenn er in einer Vertiefung zu stehen kam, der andere kurz, wenn er aus einem Boden- oder Felsenthorren hervorwuchs. Die Alten bauten, wie es mir scheint, fast wie die Bienen, die gleichfalls ihre Zellen so ansetzen, wie es Gunst und Gelegenheit des Ansetzpunktes gestattet. Wir Neueren scharfen die Natur mehr über unseren Kamm, und ein neuer Baumeister hätte gewiß vor allen Dingen gestrebt, das Terrain etwas mehr zu uniformiren, um auch die Bogen gleichmäßiger bauen zu können. Nichtsdestoweniger gefielen mir diese alten, bunten und nicht uniformirten, sondern variformirten Bogen recht sehr. Sie schienen gleichsam aus dem Boden und aus dem Thale hervorgewachsen.

Es ist merkwürdig, daß die Zerstörung dieser alten Monumente selbst wieder einige Umstände herbeiführt, die dem Fortschritte der Zerstörung Hindernisse in den Weg legen. Bei einigen Bogen bemerkten wir nämlich sehr große Sintermassen, gleichsam wie Stalaktiten angesetzt, die offenbar von im Regen aufgelösten Steinen herrührten und, wie ein von der Natur angefügter Cement, die Bogen wieder fester zusammenhielten.

Diese Aquäductbogen sind, wie gesagt, offenbar das

schönste Monument, das uns in dem „Agro Salonitensi“ (in der Campagna di Spalato) von Alterthümern übrig geblieben ist. Den ganzen Rest von Salona hat man erst wieder aus dem Boden herauskragen müssen, und diese sogenannten Ruinen von Salona sehen fast interessanter auf einem Situationsplane aus als in der Wirklichkeit. Wir hatten dahin vom Aquädukt aus noch ein paar Miglien zu reiten, und durchstrichen dann das ganze wüste Feld, auf dem Salona früher stand, und das man in neuester Zeit so fleißig durchpflügt hat, um in den Steintrümmern die Grundrisse zu den Thoren, und den Theatern, den Befestigungen und den Tempeln dieser alten Stadt zu erkennen.

Man hat schon mehrere Jahre hindurch an der Ausgrabung dieser nicht uninteressanten Dinge gearbeitet. In den beiden letzten Jahren 1848 und 1849 aber hat sich ein Einwohner von Spalato, ein Dr. Fr. Garrara, dieser Arbeit besonders gewidmet. Derselbe hat auch ein ziemlich umständliches Buch über seine dort veranstalteten Ausgrabungen herausgegeben. Es hat den Titel: „Topografia e scavi di Salona.“ Und da diesem Werke Zeichnungen und Pläne beigegeben sind, so konnten wir uns mit seiner Hilfe so ziemlich zurecht finden. Freilich hatte ich außerdem auch noch ein paar sehr kundige Freunde bei mir.

Wir ritten längst der neuen Straße, die mitten über das alte Salona weg nach Trau führt, und trafen hier zuerst auf einen Steinhaufen, den man für das Theater der Stadt hält. Es kann nur ein kleines Gebäude gewesen sein. Doch sieht man noch einzelne Partieen der Sitzvorrichtungen für die Zuschauer. —

Weiterhin kamen wir zu einer anderen Partie entblößter Steine, die man für ein Amphitheater hält. Doch ist hier fast noch weniger zu sehen als bei dem Theater. Ein paar morlachische Bauern, die in der Nähe dieses soit disant Amphitheaters ihre Hütten haben, kamen herzugelaufen und boten uns zu exorbitanten Preisen einige antike Münzen und Ringe an, die sie hier ausgegraben haben wollten. Es schien uns aber eben nichts Besonderes darunter zu sein. — Was mich an diesen Leuten aber geradezu recht ägerte, war die Bemerkung, die ich machte, daß sie einige der antiken Steine herausgeschafft und schon nach ihrem Bedürfniß zurecht geschnitten und gehauen hatten, um sie bei ihren elenden Bauten zu verbrauchen. Auch weiterhin bemerkte ich noch an mehreren Stellen ganze Häuflein solcher antiker Steine, welche die Bauern zerstört hatten, um sie zu benutzen. Bei manchen dieser Steine war noch ein Rest von alter Sculpturarbeit zu sehen. Sie waren im Uebrigen ganz frisch behauen, was uns zum Beweise diente, daß sie von den Leuten so eben erst herausgenommen sein mußten. Sie waren am Rande der Excavationen ordentlich übereinander gelegt, und es war sichtbar, daß die Leute ihre Räubereien mit aller Muße betrieben. Diese neuen Excavationen, die uns freilich den Vortheil gewähren, einen Blick in das Innere und Untere des alten Salona zu thun, haben das Ueble, daß sie den Leuten die Steine viel zugänglicher gemacht haben. Früher war Alles mit hohem Schutt und Erdreich bedeckt. Man wußte zum Theil nicht einmal, wo man Steine finden könnte. Jetzt liegt Alles offen am Tage, und die Morlachen der Nachbarschaft betrach-

ten diese Excavationen gewiß als nichts Anderes denn als neue für sie eröffnete und recht bequem gewordene Steinbrüche. Man sollte nicht nur aushöhlen, sondern auch das zu Tage Geschaffte bewachen. Allein freilich mag dieß hier seine Schwierigkeiten haben. Denn ein morlachisches Dorf, das noch heutiges Tages den Namen Salona trägt, hat sich mitten unter den Ruinen eingenistet, und seinen Bewohnern ist es gar zu leicht, die Steine, die vor ihren Thüren liegen, in ihre Gemäuer zu verstecken. Man müßte geradezu eine Schildwache bei Salona postiren, um die alten Trümmer Tag und Nacht zu inspiciren und zu bewandern.

Dem sei, wie ihm wolle, so viel scheint mir gewiß, daß die besagten Aushöhlungen das völlige Verschwinden der alten Ruinen befördern und herbeiführen werden.

Die Mauern der Stadt, von denen man eine große Strecke wieder aufgefunden und entblößt hat, sind offenbar zu sehr verschiedenen Zeiten gebaut, umgebaut und verbaut worden. Meistens bestehen sie aus gewöhnlichen unregelmäßig gestalteten Feldsteinen, die zuweilen mit ganz kleinen Steinen und auch mit Ziegelsteinen vermischt sind. Zuweilen kommt auch ein großer Quaderstein dazwischen. Den Eindruck von etwas Großartigem oder Schönem bekommt man hier nicht. Der kühne Geist der römischen Architekten athmet Einen nirgends an. Hie und da sind an den Ecken der Mauern gewisse dreieckige Gemäuer mit hervorspringenden Winkeln vorgelegt. Wie es scheint, sind sie erst später hinzugefügt worden. „Prismi triangolari“ nennt sie Dr. Carrara, und er glaubt darin Bastionen zu finden, indem er dann weitläufiger ausführt, daß die erste Idee der Bastionen

und die Erfindung dieser Befestigungsweise den Romano-Dalmatern von Salona des fünften Jahrhunderts zuzuschreiben sei. — Derselbe Herr glaubt in einer gewissen anderen Partie der Mauern Salonas „Muri ciclopici“ (cyclopische Mauern) zu finden. Ich muß gestehen, mir schien es gar nicht nöthig, daß Cyclopen zu Hilfe gerufen wurden, um dieses Mauerstück zu Stande zu bringen, das allerdings mit etwas plumperen Steinen gebaut ist als die übrigen. Ueberhaupt dachte ich bei Allem, was ich in Salona sah, eher an Pygmäen als an Cyclopen, denn es ist Alles klein und mesquin. Uebrigens finde ich es natürlich, daß ein eifriger und phantasievoller Gelehrter, der in dem Staube des ehrwürdigen Alterthums wühlt, in den gewöhnlichen Fehler verfällt, in jedem Steine gleich etwas Außerordentliches sehen zu wollen, so wie ich es umgekehrt sehr begreiflich finde, daß die umwohnenden Morlachen, denen man weder von Diocletian, noch von der Genealogie des Hercules und Hyllus, noch von dem Streite der Gelehrten, ob in Salona, oder in Böhmen, oder in Spanien zuerst Bastionen gebaut worden seien, etwas gelehrt hatte, diese Steine zu sonst nichts für gut halten, als um die Löcher ihrer Hütten damit zu verstopfen.

Im Ganzen genommen interessirte mich unter den Ausgrabungen von Salona noch am meisten ein Thor, ich glaube, „Porta Caprea“ nennt es Dr. Carrara auf seinem Plane, und dann eine bloß gelegte Mosaik. Bei dem Thore sieht man noch die tief eingefurchten Wagenspuren der alten Salonitaner. Und diese Wagenspuren finde ich deswegen höchst merkwürdig, weil mir daraus hervorzugehen scheint, daß die alten dalmatischen

Städtebewohner sich viel häufiger der Wagen bedient haben als die jetzigen. In den Thoren der heutigen Städte Dalmatiens können sich solche Wagenspuren nie ausbilden, weil höchst selten ein Wagen durch dieselben hinein- oder herausfährt, und weil es außer der einen in Ragusa, die ich schon erwähnte, und außer einem halben Duzend anderer in Spalato und Zara gar keine Carossen in Dalmatien giebt, wie ich schon mehrfach anzumerken Gelegenheit gehabt habe. — Dasselbe Thor war mir auch noch dadurch interessant, daß sich eine ungeheuere Masse von Kalksinter daran angesetzt hatte, welcher mehrere Scherben von alten Töpfen sich beigemischt hatten, die so gleichsam darin versteinert waren.

Die Mosaik, welche, wie ich sagte, hier aufgedigrahen worden ist, stammt vermuthlich aus den christlichen Zeiten Salonas. Es ist nämlich auf ihr ein Hirsch dargestellt, der aus einem Wasserbecken säuft, und daneben steht die Stelle aus der Bibel: „Wie der Hirsch nach Wasser dürstet, so dürstet meine Seele nach dir.“ Offenbar ein interessantes Monument, für das wir, so wie für manches Andere, dem unermüdlichen Ausgrabungsseifer des obengenannten Spalatiners uns verpflichtet fühlten.

2.

Cliffa und Poglizza.

In dem Dorfe, das noch heutiges Tages den berühmten Namen Salona trägt, nahm ich von meinen freundlichen Begleitern Abschied, die nach Spalato zurückeilten, während ich die Bergstraße hinauffuhr, um durch

den Paß von Cliffa in das Innere der Morlachei hinaufzureisen.

Die Berge, welche die Bucht zwischen Trau, Salona und Spalato und die ganze vielgepriesene Landschaft dieser Städte in einem weiten Halbkreis umgeben, sind der Monte Mossor im Osten und der Monte Karban im Westen, zwei wilde, kahle, von zahllosen Felsenzacken starrende Gebirgsrücken, die in dem Innersten des Halbkreises nahe zusammenstoßen. Doch bleibt hier in der Mitte eine Kluft oder ein Einschnitt, zu dem die Wege aus dem Spalatinischen Paradiese hinaufführen, um von dem Küstenlande zu den Thalschaften des Innern hier durchzupassiren. Eben so kommen aus der Morlachei und weiter aus Bosnien Hauptwege hierher, die gleichfalls diesem Einschnitt des Bergrückens zustreben, um durch seine bequeme Vermittelung das Küstenland zu gewinnen. Es war hier von jeher eins der Hauptverkehrsthore zwischen dem adriatischen Meere und Bosnien.

So wie die Natur der friedlichen Bewegung des Handelsverkehrs durch die Austiefung des Passes sich diensam erwies, so scheint sie auch zugleich dem Mars haben Vorschub leisten zu wollen, indem sie mitten in die tiefste Stelle der Passage einen hohen und schroffen Felsen hinstellte, der von Haus aus zur Bewachung und Behauptung dieses wichtigen Punktes wie geschaffen ist. Dieser Felsen stellt sich wie eine schmale und lange Steinscholle dar, die mit ihren fast senkrechten Schichten hoch aufgebäumt ist und wie ein alter ruinirter Zahn in den Kinnladen des Gebirges stecken blieb. — Ohne Zweifel ist er von den ältesten Zeiten her bebaut und

befestigt gewesen und hat den Römern, den Türken, den Venetianern, wie jetzt wieder den Oestreichern, als fester Punkt zur Behauptung des Durchgangs und zur Vertheidigung des Landes gedient.

Im sechzehnten Jahrhundert hatte eine Rotte von Ustkofen lange Zeit Besiz von ihm genommen und fiel durch ihre räuberischen Streifereien von diesem Bergneste aus den Venetianern eben so lästig wie den Türken. Später nahmen es die Türken ein, und langwierige Kämpfe zwischen ihnen und den Spalatinern und Venetianern drehten sich um diesen merkwürdigen Felsblock. Seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts behaupteten ihn die Venetianer, die von hier aus in das Thal der Cetinna eindrangen und dasselbe unter dem Namen „Paese del nuovo acquisto“ eroberten.

Schon die Römer hatten von Salona aus einen künstlich gebahnten Weg, die sogenannte „Via Gabiniana“, zu jenem Pässe und Felsen hinauf, den sie „Andetrium*)“ nannten. Jetzt heißt er, wie gesagt, Clissa oder Klis, ein Name, der zuerst vermuthlich nicht sowohl den Felsen und seine Burg, die jetzt vorzugsweise so genannt werden, als vielmehr den Gebirgssattel oder Spalt bezeichnen sollte. Der römische Weg ist längst verschwunden; aber neuerdings haben die Oestreicher eine vortreffliche Straße hinaufgeführt, die sich dann jenseits bis an die türkische Gränze und durch die ganze Morlachei fortsetzt.

*) So schreibt Ptolomäus den Namen. Dion Cassius nennt ihn Anderium, Strabo: Andetrinum, Plinius: Mandratium. Berühmt war schon im Alterthum der Ort durch eine Belagerung unter Augustus.

Es mußte jetzt wohl gerade ein Markttag in Spalato sein; denn die ganze Straße war mit kleinen Karavanen und Reitertrupps von Morlachen und Türken bedeckt. Die ersten führten meistens nur Heu und Stroh heran, von welcher voluminösen Waare jedes ihrer Pferdchen zwei colossale Ballen trug. Mancher Trupp bestand aus zwölf bis zwanzig solcher Pferdchen, die wie trabende Heuhaufen aussahen, da nichts als die Enden ihrer Ohren und Füße aus der Ladung hervorblickten.

Die Türken führten werthvollere Lasten: Wolle, Mais, Wachs, Holz, auch „pece“ (Pech) und „catrami“ (Theer) herbei. Ehemals hatten Dalmatien und Liburnien selbst die beiden letzten zum Schiffbau so nöthigen Substanzen hinreichend. Jetzt wandern die Morlachen über die türkische Gränze hinüber und bezahlen den türkischen Waldbesitzern nicht Unbedeutendes für die Erlaubniß, in ihren Holzungen, Theer, Pech und Colofonium gewinnen zu dürfen. Es geschieht hier also etwas Aehnliches wie in dem südlichen Tyrol, wo die lombardischen und venetianischen Terpen tinbereiter auch in die Wälder der Deutschen kommen und ihnen für die Erlaubniß, den Bäumen das Harz abzapfen zu dürfen, zahlen. Alle, die wir anredeten, sagten, sie kämen aus der Gegend von Livno. Dieß ist eine türkische Stadt, die jenseits der dalmatischen Gränz gebirge liegt, und über die alle Waaren spedirt werden, welche aus der Herzegowina und Bosnien nach Spalato bestimmt sind. Es ist unglaublich, mit welcher Verschwendung von Thier- und Menschenkraft die Waaren hier befördert werden. Was bei uns ein Fuhrmann auf einem vierspännigen Frachtwagen fortführt, dazu braucht

man hier eine ganze Karavane von zwanzig Pferden, und bei einer solchen sind dann ungefähr eben so viele Menschen, die sie entweder reitend oder, ihre Pfeife im Munde, nebenher gehend escortiren. Zum Theil mag die Unsicherheit der Gegenden so viele Menschen für jeden Wollfack nöthig machen, aber zum Theil ist auch wohl die Gewohnheit und Trägheit der Leute die Ursache davon. Einer mag nicht so viel Geschäfte auf sich nehmen. Zu Hause haben sie doch nicht viel zu thun, und Handeln, Reisen, Reiten und Fuhrwerkern, das ist ihre Lust.

Indeß kann man immer die Physiognomie und das Wesen dieser Leute mit einigem Interesse anschauen. Hat man einige Tausende von ihnen gesehen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Einer darunter war, der in dem an convulsivischen Revolutionen so reichen Lande, welches dahinter liegt, einmal eine Rolle zu spielen berufen ist. Unter anderen waren auch die Fürsten Milosch und der berühmte Kara Georg von Serbien solche Pferde- und Karavanenknechte, aus deren Biographie man ersehen kann, daß sie eben diesen Weg nach Dalmatien und in specie nach Spalato häufig betraten.

An dem Festungsfelsen von Cliffa herum liegen die Häuser eines kleinen Ortes gleiches Namens zerstreut, und auf der Höhe des Passes eine Locanda, in der ein Maler die schönsten Studien zu einer Räuberhöhle machen könnte. Ich bestellte mir hier zum Mittagbrote ein paar Eier und eine Hammelkeule und bestieg unterdessen in Begleitung eines halbnackten kleinen Morlachenbubens den nahen Festungsfelsen, um von da aus die schönen Rückblicke auf die Gegend von Spalato und Salona noch einmal zu genießen.

An den Thoren, wo ich Einlaß begehrte, fand ich ein paar magyrische Soldaten, die mich an den „Feuerwerker“ verwiesen, welcher der Commandant der Festung sei. Wir gingen zwischen verschiedenen Thoren, Mauerwerken und Treppen, mit denen der ganze lange Rücken des Felsens bedeckt war, hinauf, bis uns endlich der Hund des Feuerwerkers anbellte. Mit diesem fing mein kleiner Morlache, der mit mir bisher nur durch Zeichen und einige mir unverständliche Phrasen verkehrt hatte, auf einmal an Deutsch zu reden. „No, no!“ rief er dem Hunde zu, „komme Sie her! Komme Sie her! No, no, Spiz!“

Meinen Feuerwerker, der diesen Punkt mit dreißig Mann Magyaren besetzt hält, fand ich in einer allerliebsten Wohnung. In der reinlichen und netten Küche bereitete ihm eben seine Hausfrau ein appetitliches Mittagsmahl, zu dem ich mich im Rückblicke auf das von mir bestellte gern zu Gaste eingeladen haben würde, wenn ich nicht befürchtet hätte, den guten Leuten lästig zu fallen. — Wir gingen auf die höchste Plattform der Festung hinaus, wo wir alle Baulichkeiten nicht nur, sondern auch die ganze Ortslage und Landschaft übersehen konnten.

Die Festungsgebäude, die zum Theil von den Türken, zum Theil von den Ungarn, Venetianern und Oestreichern herrühren, machen, wie der lange Felsen selbst, auf dem sie stehen, eine Figur von 300 bis 400 Schritt Länge und 30 bis 40 Schritt Breite. Gegen die türkische Seite sind die Mauern und Felsen am schroffsten, und dahinaus blicken auch die meisten Schießlöcher, den rückwärts liegenden Paß zu bestreichen. Unter den Kanonen,

die hie und da in diesen Schießlöchern steckten, waren noch einige alte venetianische. Unter den Steinen, mit denen der Boden der obersten Plattform gepflastert war, fand ich einen mit dem Bruchstücke einer alten römischen Inschrift, auf der ich die Worte „Filius“, „Cohort.“, „Quinta“ und dergleichen entzifferte. Es mögen sich hier noch viele solche alte römische Mauersteine, von den Morlachen, Magyaren, Uskoken, Türken, Venetianern bald so, bald so vermauert, bald zu der Verstopfung dieses, bald jenes Lochs benutzt, zweitausend Jahre lang herumgetrieben haben.

Die Aussicht, die sich von hier aus darbietet, ist eine der schönsten von Dalmatien. Man überblickt die ganze Umgegend von Spalato, Salona und Trau, das Paradies des Königreichs, das von hier oben herab einem Meere von Wein- und Olivengärten gleicht. Nach allen Seiten hinaus branden die grünen Laubwogen dieses Meeres an den Klippen der fahlen Felsgebirge, welche sie umzirkeln, mehr oder weniger hoch empor. In der Ferne an der Küste der Adria auf einer Halbinsel erscheint Spalato, näher an der innersten Spitze des Golfs Salona. Zur Rechten erstreckt sich die unabsehbare Reihe der Gärten und der Castelle bis Trau. Zur Linken treten die wildzerklüfteten Wüsteneien des Monte Mossor ganz nahe herzu. Dieser Mossor ist einer der berühmtesten und merkwürdigsten Berge in ganz Dalmatien, sowohl seiner Höhe, als auch seiner Producte und Bewohner wegen. Er soll früher viel Gold hergegeben und daher auch seinen Namen — Mons auri*), Monsor, Mossor — er-

*) Oder Mons aureus. Manche glauben, er habe wie der Rosenberg (Monte Rosa) in Savoyen seinen Namen daher, weil

halten haben. Römische Schriftsteller reden mehrere Male von dem Golde, das man damals aus der Umgegend Spalatos zu Tage förderte, und geben nicht geringe Quantitäten an. Obwohl jetzt die österreichischen Montanistiker keine Spuren und Kennzeichen von Gold mehr finden wollen, so erhält sich doch die Sage vom Goldreichtum dieses Gebirges noch unter dem Volke. Ein österreichischer Beamter erzählte mir, daß die Morlachen der Umgegend noch häufig bei den Behörden erscheinen und ihnen vertrauen, daß sie in irgend einer Falte des Monte Mossor große Schätze entdeckt hätten und dieselben gegen eine Belohnung von hundert Ducaten oder dem Aehnlichen verathen wollten. In der Regel sind es aber nur goldgelbe Schwefelkiese, die ihnen die Augen verblendeten und an denen allerdings der Monte Mossor noch jetzt sehr reich ist.

Merkwürdiger als durch sein ächtes oder falsches Gold ist der Mossor durch seine Bewohner, die bis auf die neueren Zeiten herab gewissermaßen eine kleine halbsouveraine Republik für sich bildeten. Es sind die sogenannten Poglizzaner, die von Glissa südostwärts in den Thälern des Monte Mossor bis gegen die Mündung der Cetinna hin wohnen. Unter den Venetianern hatten sie, ähnlich wie die Sette Comuni an der Gränze Tyrols, eine eigene Verfassung, einen besonderen „Knäs“ oder „Conte“, den sie sich selber wählten, einen Senat, der diesem Conte zur Seite stand, und eine Volksgemeinde (wie in den meisten slavischen Ländern „Sbor“ genannt),

sein Gipfel noch von dem Schimmer der Abendsonne geröthet sei, wenn alle anderen Landschaften umher schon im Dunklen liegen.

die sich zu Zeiten in der Nähe von Gradaz an der Cetinna versammelte. Die Boglizza — so heißt noch heutiges Tages das Gebirgsland zwischen Glissa, Spalato und Almissa — war etwas Aehnliches wie das heutige Montenegro, oder wie die oben von uns genannten Land- und Gemeindeschaften der Schuppa, des Pastrovichio, der Krivoschie u. s. w.*). Wie bei diesen war auch bei der Boglizza aus einer Verbrüderung mehrerer slavischen und magyrischen Familien eine Art patriarchalischen Staates hervorgegangen, der sich eine gewisse Halb-Souverainetät mehr oder weniger lange zu bewahren wußte. — Die Republik von Venedig ließ hier viele solcher Halb-Souverainetäten bestehen, und noch heutiges Tages erkennt man in der Verfassung der meisten morlachischen, kroatishen und serbischen Dorfgemeinden, die fast alle eine patriarchalische Verfassung mit dem Vorwalten einer oder einiger angesehenen Familien und eines Stammes-Oberhauptes haben, den nationalen Urtypus des geselligen Zustandes, aus dem jene kleinen Gesellschafts-Conglomerate hervorgingen. Noch jetzt sollen die Boglizzaner Manches von ihren alten Sitten und Gebräuchen übrig haben. Vielleicht könnte man auch noch ein interessantes Archiv bei ihnen entdecken. Bei einem dalmatischen Künstler sah ich ein Bildniß der Person und des Costüms der ehemaligen Contes und der Senatoren der Boglizza, das noch bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts hier zu Lande sehr wohl bekannt war.

*) Auch in den hohen akroteraunischen Gebirgen an dem südlichsten Ende und Thore des adriatischen Meeres existirt ein Stamm freier Albanesen, mit einer patriarchalisch-demokratischen Verfassung. „Les Cantons libres de l'Akroeraunie“ nennt sie Pouqueville.

Dieß Alles, sage ich, hatten wir auf der obersten Terrasse von Cliffa vor uns. Rückwärts blickten wir in den Paß hinein, durch den sich der Weg in das Thal der Cetinna hinabschlängelt. Im Hintergrunde zeigten sich die Gipfel des Monte Prolog, des Gränzgebirges gegen die Türkei. Sie waren bereits mit Schnee bedeckt. Und dieß war für das Wetter ein gutes Zeichen, denn auch hier in Dalmatien gilt, wie in der Schweiz, die Wetterregel, daß, wenn es nach einer Regenzeit auf den Bergspitzen „Schnee macht“, auf schönes Wetter zu hoffen ist. Von diesen Bergen her und durch den Paß pfeift im Winter eine heftige Bora herab, die nicht selten zerstörend auch in die Wein- und Olivengärten des Spalatinischen Paradieses hinabfällt, wie denn überall in Dalmatien aus den Engpässen der Gränzgebirge die zerstörenden Elemente in's milde und cultivirte Küstengebiet hervorbrausten, die Bora, die Ischeten und die verwüstenden Züge der Türken, Slaven und der älteren Barbaren.

Für gewöhnlich spürt man die kalte Bora nur bis an den Felsenkopf von Cliffa, wo ein scharfer Abschnitt der klimatischen Verhältnisse eintritt. Der Wind häuft den Schnee an den Felsen der Festung von der Nordostseite her oft hoch an, während nach Südwesten, nach der Sonnen- und Küstenseite hin der mildeste Frühling in der Ebene strahlt. Wie die Bora von der einen Seite, so dringt von der anderen der Scirocco zuweilen mit ungewöhnlicher Heftigkeit herzu. Die unter einem Winkel zusammengestellten Gebirgsrücken des Moßor und Karbau fangen ihn wie Flügel auf und concentriren ihn in dem Engpasse, wie in einem Trichter. „Der Scirocco

wüthet hier Tage lang so stark, daß Einem Hören und Sehen vergeht." Es giebt in den dalmatischen Gebirgen eine Menge solcher Zuglöcher, in denen wechselsweise Bora und Scirocco ihren Ein- und Auszug halten.

Mein Feuerwerker erzählte mir, es sei hier kürzlich ein französischer Graf D'Osmond gewesen, der sich hier lange divertirt habe, weil er entdeckt, daß Glissa eine eben solche Situation darbiete und eine eben solche Figur mache, wie Constantine in Afrika, daß er mit erobern geholfen habe.

3.

Felsenennen.

Es wurde auch mir schwer, mich von diesem Punkte zu trennen, wo die Sonne eben Alles ringsumher mit dem schönsten Strahlen- und Farbenglanze verherrlichte. Als wir weiter fuhren, traten bald die Felsen hinter uns und verschlossen in unserem Rücken die Pforten des oft besagten Paradieses. Bald aber gab es wieder Gelegenheit zu anderen interessanten Erfahrungen, so z. B. gleich, als ich den steinernen Trog mir näher ansah, aus dem mein Kutscher noch innerhalb der engen Passage seine Pferde, die vermuthlich in der Locanda kein frisches Wasser gefunden hatten, saufen ließ. Es war ein großer marmorner Block, der vermuthlich erst später zu einem Troge ausgehöhlt worden war. Die vordere Seite war ganz mit einer lateinischen Inschrift bedeckt. Sie war zwar ziemlich unleserlich, doch zeigten die Formen der Buchstaben und einzelne Worte, die ich herausbrachte, so viel, daß sie ohne

Zweifel römischen Ursprungs war. Ich habe diesen Trog noch in keiner Reisebeschreibung erwähnt gefunden, und vielleicht hat sich noch Niemand die Mühe gegeben, ihn zu studiren. Ich mache daher auf ihn aufmerksam, denn wer weiß, was für ein Goldkorn für die Geschichte Clissa's und seiner Umgegend darin steckt.

Wir hatten uns von Spalato her bis zum Engpasse von Clissa ziemlich hoch erhoben und blieben nun noch in den nächstfolgenden Bergkesseln eine große Strecke lang beinahe auf derselben Höhe. Erst später ging es zum Thal der Cetinna wieder etwas bergab, aber bei Weitem nicht so bedeutend, wie nach Spalato hinunter. Es wurde mir recht klar, daß ganz Dalmatien aus einer Reihe von parallelen Gebirgszügen besteht, die eben solche parallele lange Thäler zwischen sich haben. Nach dem Meere zu sind die Gebirgszüge, die nur zum Theil in den langgestreckten illyrischen Inseln über dem Wasser hervorragen, niedriger, sowie auch die zwischenliegenden Thäler nicht hoch emporgetrieben sind. Das Meerwasser ist in diese Thäler eingetreten und bildet die sogenannten Canäle von Curzola, Lessina und die anderen Meerengen. An der Küste ist zuweilen die Hälfte dieser Thäler über dem Niveau des Meeres geblieben, und das sind das Küstenparadies von Spalato, die sogenannte Primorie und andere Uferstriche. — Weiter im Inneren fließen in den erhabenen Thälern die Gebirgsquellen zu Flüssen zusammen oder erfüllen diese Thäler in Seen oder Sümpfen. Die Bergwände der Thäler werden von diesen Gewässern zuweilen in unterirdischen Höhlen, zuweilen in offenen Durchbrüchen und eingesägten Querthälern, wo sie in Wasserfällen herabbrausen, durchbrochen.

Bis zum eigentlichen Cetinna-Thale hat man von Clissa aus noch zehn Miglien. Diese Strecke wird durch einige sehr merkwürdige Gebirgskessel ausgefüllt. Es waren weite ganz flache Thäler, von öden Bergen umgeben. Von einem zum anderen passirten wir durch kleine Gebirgseinschnitte oder Engpässe, welche aber bei Weitem nicht so tief eingeschnitten waren, wie der von Clissa. Obgleich sie sehr markirt sind, so habe ich doch diese Kessel auf keiner Charte deutlich verzeichnet gefunden. Auch fand ich nirgends ihre Namen angemerkt. Die Morlachen, die sie bewohnen, haben gewöhnlich für das darin liegende Dorf, für das Volk und für das Thal denselben Namen. So nannten sie uns das eine „Drazanizza“, das andere „Dismo“ u. s. w., was zugleich Namen für Dorfschaften und kleine Stämme sind. Alle die verschiedenen Kessel, welche wir quer durchsetzten, waren in Parallelismus mit der ganzen Ausdehnung des Landes, von Nordwesten nach Südosten länger, und schmaler in der Richtung, in welcher wir fuhren. Sie schienen mir aber nach allen Seiten hin von Felsengebirgen eingeschlossen. Sie waren, wie gesagt, im Inneren ganz flach, und ich hoffte daher jedesmal, wenn wir in einen solchen Kessel einfuhren, ein recht grasiges und fruchtbares Hochthal zu entdecken, etwa wie wir sie zwischen den Gebirgszügen des schweizerischen Jura finden. Wie erschraf ich aber, als ich sah, daß selbst dieser flache Boden aus lauter entsetzlich zerklüfteten Gesteinen bestand. Ueberall ragte das nackte Knochenwerk der Erde in tausend und aber tausend Zähnen hervor. Man begreift es kaum, wie solche große Felsenflächen entstanden sind. Es sieht so aus, als wäre die flüssige Steinmaterie in dem Kessel

wie ein See zusammengelaufen und nachher erstarrt und vielfach zerborsten. Selbst in diesen knorrigen Ebenen einen Weg herzustellen, hat entsetzliche Mühe und Arbeit gekostet. So wie man zwei Schritte zur Seite des Weges tritt, geht es in tausend Risse und Spalten und in einen Irrgarten von Zackwerk hinein. Es kommt Einem ganz unerklärlich vor. Nur stellenweise an den Rändern der Kessel ist fruchtbares Erdreich — liebes, gutes Erdreich! — angelegt, und da, wo es sich findet, muß es gleich sehr fett und schwer sein, denn da sahen wir die Morlachen mit vier Paar Ochsen pflügen.

4.

Dismo und die Mojanka.

Der zweite dieser halbwüsten Kessel hieß, wie ich sagte, Dismo, und er, sowie das Dorf gleiches Namens sind der Schauplatz gewesen, zu dem eine Schriftstellerin des vorigen Jahrhunderts, die Gräfin Uršini-Rosenberg*), einen recht merkwürdigen Roman verlegt hat. Veranlassung zu diesem Romane gab ein blutiges Ereigniß in Venedig, das damals viel Aufsehen gemacht haben muß. Ein angesehenener und wohlhabender Morlache, der in Venedig in Begleitung seiner jungen Frau zur Besichtigung der Kirchen der Stadt verweilte, wurde von einem Landsmanne, einem ehemaligen Anbeter seiner Frau, auf offener Straße mit dem Säbel angegriffen und auf der

*) Ich weiß nicht, ob dieser Name ein angenommener ist.

Stelle zu einem Zweikampfe herausgefordert. Beide Nebenbuhler fochten auf dem Quai des venetianischen Lido mit verzweifelter Erbitterung, bis endlich der unschuldige Ehemann unterlag und sein triumphirender Feind in einer Barke und auf einem Schiffe entkam. Der Muth und die Leidenschaft dieser Leute, die heftige Betrübniß dieser Wittve und deren Benchmen bei der Leiche ihres Mannes schienen der besagten Schriftstellerin so außerordentlich und interessant, daß sie nicht nur der Lebensgeschichte und den Schicksalen der bei jenem Drama mitspielenden Individuen nachforschte, sondern auch die Sitten der ganzen Nation studirte und nun unter dem Titel „die Morlachen“ einen Roman entwarf, in welchem an den etwas dünnen Faden jener tragischen Geschichte ein ganzes sehr umständliches Gemälde der Sitten und Gewohnheiten der Morlachen geknüpft wurde. Das Buch wurde zuerst in französischer Sprache geschrieben, dann aber auch in's Deutsche und Italienische übersetzt und ist noch jetzt in ganz Dalmatien ziemlich bekannt.

Es ist dasselbe auch deswegen merkwürdig genug, weil es, glaube ich, das einzige seiner Art ist. Denn die Morlachen haben ein solches Angebinde eines zweibändigen Romans nie wieder bekommen. Allerdings sind die morlachischen Dorfältesten darin als ehrwürdige Patriarchen, die räuberischen morlachischen Haiducken als lauter Heroen geschildert, die alten abergläubischen Weiber und Wahrsagerinnen der Morlachen werden gleich der delphischen Pythia mit einem ehrwürdigen Nebel umräuchert, den jungen morlachischen Mädchen ist das reizendste Schäferinnencostüm angelegt, und sogar auf das Blut, welches deren Liebhaber vergießen, fällt ein zauber-

rischer rosenrother Schimmer von Poesie. Allein es liegt doch allen den darin vorgebrachten Schilderungen, Reden, Ereignissen irgend ein Stückchen Wahrheit zum Grunde, wie ein Stückchen Seife in dem Wasser liegt, aus dem ein Kind Seifenblasen hervorzaubert, und die Verächter des morlachischen Volks, die immer Alles gesagt zu haben meinen, wenn sie die Leute recht barbarisch und roh, recht wild und räuberisch schelten, könnten daraus lernen, daß sehr viel der Vereblung und Verherrlichung fähiges Element in diesem Volke steckt, und daß man sich auch hier hüten muß, das Kind mit dem Bade zu verschütten. Und da die Morlachen vermuthlich noch immer besser sind als ihr Ruf und der theilnehmenden Freunde in der Welt weniger haben als der Feinde, so ist es immerhin nicht übel, daß man an solche alte Bücher, wie das besagte, wieder erinnert.

Wem übrigens die Gräfin Ursini die Phantasie so weit entzündet haben sollte, daß er, von Sehnsucht nach dem patriarchalischen Dismo, dem Wohnsitz des guten alten „Estrachina der Marzewizker“ und der schönen „Zella“ getrieben, dahin zu pilgern sich entschloffe, der mache sich zunächst auf ein gut Theil von Enttäuschung, auf viel Schmutz, Rauch und Felsenwildniß gefaßt. Und besonders, wenn er in Gesellschaft eines italienisirten Spalatiners Kutschers reist, wie ich, wird er wenig Erhebendes und Herrliches von den Einwohnern von Dismo in Erfahrung bringen. „Tutti ladri! famosi assassini!“ (es sind lauter Räuber und famose Mörder), gab mir der meinige zur Antwort, als ich ihn über sie befragte.

Hinter Dismo kamen wir wieder in eine andere Abtheilung des Gebirges, welche beim Volke den Namen

„La Mojanka“ trägt. Man findet diesen Namen auch auf den chartographischen Darstellungen von Dalmatien verzeichnet. Ueber die Entstehung dieses Namens erzählt das Volk folgende Geschichte: Es habe hier in alten Zeiten ein hübsches junges Mädchen Namens „Anka“ in demselben Hause mit ihrem alten guten Mütterchen gewohnt, sei aber von ihrem Liebhaber, dessen Eifersucht sie erregt habe, in der Blüthe ihrer Jahre erdolcht worden. Das Mütterchen nun, das ihr Kind vermißt und Böses geahnt habe, sei wehklagend und stets „O moja Anka! moja Anka!“ rufend ins Freie hinausgegangen, um ihr Kind zu suchen. Hinter jedem Felsen und Gebüsch habe sie nach ihrem Kinde geschrien, die ganze Gegend mit ihrem Wehklagerufe „Moja Anka!“ erfüllend, und sei endlich, als sie den erdolchten Leichnam ihrer Tochter gefunden, vor Schmerz neben ihr auch vergangen und gestorben, und ihr letzter Seufzer sei „moja Anka!“ gewesen. Und so habe denn seitdem beim Volke, auf das der Weheruf und der Schmerz einer Mutter einen tiefen und bleibenden Eindruck gemacht habe, das ganze Ländchen den Namen „La Mojanka“ behalten.

Die Geschichte, die mir so mitgetheilt wurde, muß wohl einigermaßen eine bleibende und ziemlich allgemeine Verbreitung haben, denn ich habe sie seitdem auch schon in zwei verschiedenen alten Büchern, wenn gleich etwas anders erzählt, wiedergefunden, und man kann sie daher als eine Volksfage bezeichnen. Es möchte nicht viele Länder geben, in denen provinzielle Namen von so eigenthümlichen Veranlassungen hergenommen sind. In dessen behauptete mein Spalatiner auch hier wieder von den Bewohnern der Mojanka, sie seien „tutti ladri!“

und als wir einen Haufen von sechs bis acht großen, hochgewachsenen Mojanfanern begegneten, die vom Markte von Sign in ihre Berge zurückkehrten, sagte er, es wäre viel besser, solchen Leuten bei hellem Tage zu begegnen, und wiederholte mir, es wären lauter „assassini,“ obwohl er sie freundlich begrüßt hatte, denn, sagte er, seine Familie und er selbst wären hier überall sehr gut bekannt, weil er und sein Vater viel Verkehr hierher hätten, und die Leute auch weit und breit zu ihnen nach Spalato kämen, wo sie manche Gefälligkeit von ihnen genossen. Er selbst für seine Person fürchte sie daher auch weniger.

Bei uns in Berlin und Hamburg schwärmt man für Felsen, Grotten, Höhlen und wilde Steingeflüste. Hier in Dalmatien dagegen sind die felslosen Landstriche vorzugsweise bewundert. Von der Gegend von Sign hatte man mir schon in der Ferne wie von einem Wunderlande gesprochen und mir hundertmal erzählt, daß dort stundenweit nicht ein einziger Stein sei, und daß die Leute daselbst Ochsen vor ihren Pflug spannten. — Diese Gegend lag jetzt, als wir aus der Mojanfa hervortraten, offen vor uns. Es ist das vielgepriesene Thal der Cetinna, eines der vornehmsten Gewässer des Morlachenlandes. Die Cetinna ist vielleicht der Fluß, von dem das ganze Illyrien seinen Namen bekam; denn er hieß bei den Römern Illyrus. Die Gewässer und Ufer der Cetinna kommen hundertmal in den Volksliedern der Morlachen vor. Sie entspringt aus einer Höhle am Fuße des Berges Dinara und fließt zuerst fünfunddreißig Miglien weit in dem langen Thale von Sign parallel mit der Hauptrichtung aller dalmatischen Thäler, Ge-

birge und Inseln nach Südosten fort. Dann aber wendet sie sich bei Duare, einem ähnlichen Felsen-Passe mit Festung wie Glissa, plötzlich nach Westen, und in einem engen Canale, mehrere berühmte Wasserfälle bildend und von Stufe zu Stufe herabschäumend, durchbricht sie die Gebirge in die Duere und ergießt sich bei Almissa südöstlich von Spalato ins Meer, wo die Mündung ihres Querthales noch wundervolle und wildromantische Schluchten und Einschnitte bildet.

Der Abschnitt dieses Flußthales, der uns jetzt vor Augen lag, war zahmer Natur, eine breite lange und ziemlich ebene Sandsteinmulde*), in welcher die Cetinna vor ihrem unteren Eintritt in die Gebirge sehr langsam und immer langsamer fließt, je näher sie dem Gebirge kommt. Vermuthlich ist das ganze Thal früher ein großer See gewesen, der erst ablief, als der untere Abzugscanal sich mehr austiefte. Noch jetzt ist der Theil desselben, der dicht vor dem Eintritt in die Gebirge liegt, ein großer Sumpf, dessen Weiden nur zur trockensten Zeit des Sommers zu benutzen sind. Dieses sumpfige Terrain erstreckt sich von Sign bis Trigl, einem kleinen Orte, der gleichsam als Pfortner am Eingange des Flusses in die Gebirge und am Punkte seines Ausganges aus dem Thale liegt. — Jetzt war schon diese ganze untere Thalgegend ein blinkender Wasserspiegel, den die letzten heftigen Regen gebildet hatten. — Durch künstliche Austiefung des unteren Laufs der Cetinna könnte man hier

*) Alle mit Sandstein ausgefüllten Thalmulden Dalmatiens sind wasserreich, fruchtbar und anmuthig.

eine ganze Quadratmeile schönen Bodens für eine bessere Benutzungsweise gewinnen.

Weiter aufwärts über Sign hinaus war das Thal trocken und grünlich. Uns gegenüber lagen die hohen Gränzgebirge gegen die Türkei, ein Hauptast der dinarischen Alpen mit den beschneiten Spitzen oder vielmehr Rücken des Monte Prolog und des Monte Miticich. Die Gränze läuft hier zwölf Meilen weit auf der höchsten Kante dieser Gebirge hin, und es ist merkwürdig genug, daß Venedig mit seinen dalmatischen Eroberungen nicht eher geruht hat, als bis es diese Naturscheide erreichte. Dieser dinarische Alpenzweig ist zugleich die Wasserscheide und Flußgebietmauer der dalmatischen Küstenflüsse Cetinna und Kerka. Diese Flüsse und ihre Thäler mußten alles Land bis zur Küste vielfach wie mit Fäden zu einem Ganzen zusammenschnüren, und wer die Mündungen besaß, mußte sich aufgelegt fühlen, bis zu den Quellen und bis zu jener Gränzmauer hinaufzudringen. Fast man also Dalmatien als das nordöstliche Küstenland des adriatischen Meeres auf, so ist dieser dinarische Alpenzweig, auf dessen Höhen die Republik noch hundert Jahre vor ihrem Untergange ihre Fahne aufsteckte, die naturgemäße Gränzmauer zwischen jener Küstenlandschaft und dem Binnenlande. Es ist angenehm für Oesterreich, daß sein Vorgänger Venedig die Gränze hier so regulirt hat. Es wird dadurch vielen Collisionen mit den Türken vorgebeugt.

Im Uebrigen sind die Formen dieser Gebirge so unregelmäßig und einförmig wie die Linien der meisten anderen langgestreckten dalmatischen Gebirgsrücken. Auch sind sie, wenigstens auf dem dalmatischen oder südwest-

lichen Abhänge, eben so kahl, baumlos und öde. Gleich auf der türkischen Seite aber soll dieß ganz anders sein. Da sollen überall die Bergabhänge mit schönen Wäldern, Gebüsch und Wiesen ergrünen. Dieß haben mir viele Leute, welche an verschiedenen Bergpässen über die türkische Gränze gekommen sind, versichert. Es soll hier ein eben so frappanter Unterschied sein, wie der, den man, vom Triestiner Karst in Krain eintretend, beobachtet. Daß es auch schon im vorigen Jahrhunderte so gewesen, geht aus einem Reiseberichte hervor, den einige der mit dem zweijährigen Tribute nach Konstantinopel reisende Gesandte von Ragusa uns hinterlassen haben, und in denen diese wiederholt ihre Bewunderung über die schönen Waldgegenden auf der türkischen Seite aussprechen.

Die Kahlheit und Baumlosigkeit der Höhen geht also so weit wie das Gebiet der alten venetianischen Republik, und man könnte daher denken, daß dieser holzverzehrende Freistaat die Berge alle so weit kahl gefressen habe, wie er mit seinen Polypenarmen reichen konnte.

Auch der berühmte dalmatische Berg Biacovo erschien an unserem Horizonte, als wir an den Rand des Thales der Cetinna hinaustraten. Dieß ist der einzige Berg hier, der solche kühne und malerische Formen — „Massen auf Massen gehäuft“ — darbietet, wie wir sie an unseren Jungfrauen, Finsteraarhörnern, Wetterhörnern u. s. w. gewohnt sind. Dieser Berg liegt zwar bei Macarsca, acht Meilen von Sign, aber sein hohes Haupt, das Vorland überragend, winkte uns überall aus der Ferne zu und erweckte in uns eine ungestillte Sehnsucht nach seinen uns unerreichbar gebliebenen Höhen.

Als wir — immer auf einer recht leidlichen Chaussee — nach Sign hinabfuhren, kamen uns überall eine Menge Menschen entgegen, die von dem dortigen Markte zurückkehrten. Ich bemerkte, daß die Männer unter ihnen uns mitunter einen Gruß boten, die Weiber aber stets still an uns vorübergingen. Vielleicht spiegelte sich auch hierin die Abhängigkeit und drückende Lage ab, in der die Frauen bei den Morlachen gehalten werden. Die Jungfrauen erkannten wir an ihrem hübschen rothen Mützchen, das die Mädchen überall bei den Morlachen, Montenegrinern und überhaupt bei den Serben tragen, und das sie so nett kleidet. Es ist ein rundes, knappest, flachdeckelliges Käppchen von rothem Tuche, welches so hell und grell schimmert, daß man eine morlachische Jungfrau schon von Weitem herauskennt, wie eine rothe Blume in der grünen Wiese. Es liegt etwas Zauberisches in der Jungfräulichkeit, und es ist hübsch von den Morlachen, daß sie die Mädchen so vor allen markirt haben. Welche Ideen-Combinationen ließen sich nicht an diese rothe Mütze knüpfen. Die Morladyinnen halten auch so viel darauf, daß sie sie fast nie ablegen. Sie ist wie ihr Ordens- und Ehrenzeichen, und wenn Jemand Hand an ihre Mütze legte, so würde dieß von ihnen so übel aufgenommen werden, wie von den Männern, wenn man sie am Barte zupfen wollte*). Den gefallenen Jungfrauen aber wird diese rothe Mütze mit Gewalt

*) Der dalmatische Dichter Tomaseo hat dieses rothe Mützchen der morlachischen Jungfrauen zum Gegenstande eines seiner Gedichte gemacht, welches er „la Morlacca o il baretto rosso“ (die Morlachin oder das rothe Barett) betitelt hat.

abgenommen, und sie dürfen sie nicht mehr tragen. Ich habe sehr viel von diesem Mühenabreißen in der Morlachei gehört, und ich muß daher glauben, daß die Sitte noch heutiges Tages streng aufrecht erhalten wird. Gewöhnlich thun es die empörten Freundinnen und andere Jungfrauen, zuweilen auch sollen die Priester das rothe Barett abnehmen. Ein Freund von mir, ein ausgezeichnet geistreicher dalmatischer Künstler in Zara, hat davon ein sehr hübsches und lehrreiches Bild gemacht, welches zeigt, wie es dabei zugeht. Auf diesem Bilde ist eine Kirche dargestellt, aus deren Pforten die Frommen hervorströmen. Im Vordergrund gruppirt sich eine Anzahl von Jungfrauen um ein Mädchen, das bei ihnen in üblen Ruf gekommen ist, und das sie, wie die Verschworenen den Cäsar, mit Spottreden umgeben. Einige stehen, bloß ihren Abscheu in ihren Mienen fundgebend, etwas zurück, die Rechte und Erbitterteste aber ist hervorgetreten und streckt schon die Hand nach der rothen Kappe des armen Opfers aus, welche dieses nun nicht mehr tragen soll. Seitwärts zur Linken steht ein Haufen junger Männer, die sich über den Vorfall besprechen, und unter ihnen etwas im Schatten Einer, der nicht hinzublicken wagt, vermuthlich der Verführer der armen Dirne. Zur Rechten schleicht sich eine alte Frau mit ihrem Gesangsbuche unter dem Arme nach Hause. Es ist wohl die Mutter der Gefallenen. Sie hat ein blühendes Kind an der Hand, wahrscheinlich ihr Enkelchen von einer ehrbar verheiratheten Tochter, das ihr in der Schande, die ihre Familie getroffen, einigen Trost gewährt, und dem sie warnende Lehren giebt. — Bei manchen serbischen Stämmen, z. B. bei denen an der Bai von Cattaro,

verfuhr man noch ganz anders mit den gefallenen Jungfrauen. Man führte sie auf einen öffentlichen Platz hinaus und steinigte sie. Ein solcher Fall ist noch am Anfange dieses Jahrhunderts an der Bai von Cattaro vorgekommen, und man kann ihn in vielen Büchern, die damals über diese Bai herauskamen, lesen.

Wie die Jungfrauen ihre rothe Mütze, so trugen unter den uns beegnenden Männern alle ohne Ausnahme einen langen Haarzopf. Bei den Serben in Montenegro und an der Bai von Cattaro habe ich diesen Zopf nicht bemerkt, eben so wenig auch bei denen in dem Gebiete der ehemaligen Republik Ragusa. Er muß daher wohl eine ächte Erfindung der Morlachen und ihrer Nachbarn, der Kroaten, sein, bei denen ich sogar viele kleine Knaben fand, die ihr schwarzes Haar in einer langen dicken Flechte hinten auf dem Rücken herunterhängen hatten. Am äußersten Zipfel geht ihr Zopf in langen Troddeln aus, welche aus mehreren Schnüren von Perlen, meistens schwarzen, bestehen. Für so kriegerische Männer schien uns eine so weibische Sitte, wie dieses Ausschmücken der Haare mit Perlen, besonders unpassend. Ich kann nicht sagen, daß ich diese Coiffure sehr kleidsam fand. Aber die Maler, welche morlachische Scharmügel und Kämpfe zeichneten, haben von den Zöpfen, welche bei solchen Gelegenheiten wild wie Drachenschwänze fliegen und sich in der Luft krümmen und bäumen, einen recht effectvollen Gebrauch gemacht. Mich dünkt, auch in den chinesischen Kriegsbildern figuriren zuweilen die Zöpfe als ein Theil des Schreckapparats der kaiserlichen Soldaten.

In dem oben angeführten Romane der Gräfin Ur-

fini-Rosenberg kommt auch sehr viel von diesen morlachischen Zöpfen vor, und zuweilen klagen die Weiber beim Abschiede von ihren Männern auch unter Anderem sehr rührend: „Ach, wer wird Dir in Zukunft Deine Haare ordnen, Deinen Zopf flechten?“ — Bekanntlich spielt dieß Ordnen der Haare auch in den alten spanischen Romanzen eine sehr große Rolle, in welchen so viele hübsche Mädchen in der malerischen Attitude des Haarkämmens auftreten, indem sie ihre „goldenen Kämme“ oder ihre „zierlichen Finger“ durch die schwarzen Locken gleiten lassen. Bei dem morlachischen Männerzopfe, der meistens sehr schmutzig, rauh und mit Fett geschmiert ist, ist aber dieser Actus nicht eben sehr ansprechend.

5.

Sign und seine Madonna.

Endlich erreichten wir den Hauptort unseres Zopflandes, die Stadt Sign, wo ich so glücklich war, in einer Locanda ein leidliches Zimmer und Bett zu gewinnen.

Bei Sign (Sing, Singa oder Scin) tritt ein ziemlich steiler Berg schroff in's Thal der Cetinna hervor, der schon von den ältesten Zeiten, als zur Befestigung geeignet, den Bewohnern des Landes als fester Platz gedient haben mag. Auf der einen Seite im Westen geht der Paß von Glissa durch die Küstengebirge zum Meere, auf der anderen Seite im Osten führt der Paß von Billibrig mitten zwischen den Bergen Prolog und

Miticich hindurch in's Innere zur Herzegowina und nach Bosnien. Der Punkt ist daher eine feste Position an der großen Handelsstraße, die von Spalato durch die besagten Pässe nach Livno hindurchgeht und dann auf die großen bosnischen Städte Trawnik und Serajewo auszweigt. -- Es war hier daher immer eine nicht unwichtige Mittelstation, der bedeutendste Ort im Thale der Cetinna.

Die Venetianer machten sich verschiedene Male daran, diesen Punkt zu gewinnen. Sie zogen mit Mannschaft davor, sie eroberten ihn, sie verloren ihn, sie rissen ihn den Türken wieder aus dem Rachen, und behaupteten ihn endlich seit 1686, obgleich diese noch mehrere Male die Klauen darnach ausstreckten. Man muß diese hundertjährigen Kämpfe der Türken und Venetianer um Sign und um die anderen Orte dieser Gegend in dem alten dickbändigen Buche über Dalmatien nachlesen, das im Jahre 1723 in Nürnberg bei Peter Conrad Monath „zu finden“ war. Da sind diese Kämpfe in einer Sprache erzählt, wie sie für den Gegenstand passend ist, und wie sie ein Geschichtschreiber unserer Zeit nicht mehr anwenden würde. — Da sieht man recht deutlich, wie diese Kriege geführt wurden, eben so wie man aus Homers Darstellung recht deutlich die Führungsweise der griechisch-trojanischen Kriege erkennt.

Sign, Verlicca, Vernis und überhaupt alle diese dalmatischen Gränzorte sehen auch noch heutiges Tages recht so aus, wie arme geraubte Mäuse, welche zwei Ragen lange Zeit untereinander herüber- und hinüberzerrten. Sie sind noch immer voll Ruinen, Trümmer, Schmutz und Elend, oder erscheinen einem Reisenden bei

dem ersten Anblick wenigstens so. — In einigen dieser Orte findet man auch noch zuweilen ein verfallenes türkisches Minaret, oder ein zu einer Kapelle umgewandeltes Metschet, oder ein nach türkischer Weise gebautes Wohnhaus. Die meisten sogenannten Wohnhäuser dieser Orte sind aufgeschüttete Steinhäusen, in denen man zuweilen nur mit Mühe einen Plan und eine Regel, Fenster, Thür und dergleichen entdeckt. Es ist unglaublich, welche Passion die Morlachen für Felsen und Steine haben. Ihre Wohnungen sind immer mit einer Menge von herumliegenden Blöcken umgeben, als sollten ihre Zugänge recht schwierig gemacht werden. Auch dieß ist wohl eine Sitte aus türkischer Zeit, wo man hier so zu sagen unter Barrikaden zu wohnen lernte. Daß die Montenegriner ebenfalls meistens in solchen Felsblockbarrikaden wohnen, bemerkte ich schon.

Bei so schönem Wetter, wie wir es jetzt hatten, findet man gewöhnlich die ganze Hausgenossenschaft um das Haus herum auf diesen Steinblöcken versammelt. Auf dem einen Block sitzt die Hausfrau, die Wollenspindel drehend, auf dem anderen die Tochter, an einem hübschen Gewande stickend, neben ihr auf einem dritten Blocke ihre Nachbarin, in eifrigem Gespräche mit ihr vertieft. Und zwischen den übrigen Blöcken friechen die Kinder herum. Vor der Hausthür, auch auf einem Felsblocke, liegt rauchend der Hausherr mit herunterhängenden Beinen. Dieß kann zuweilen sehr malerisch sein, ist aber sehr unordentlich. — Uebrigens giebt es in Sign, einem, wie gesagt, nicht unwichtigen Handelsplatze, zwischendurch auch ganz stattliche Gebäude, nach unserer (oder italienischer) Art gebaut und eingerichtet, in denen

reiche Kaufleute wohnen, und auch ganze Straßen ordentlicher und zum Theil zweistöckiger Häuser.

Der Pretor des Orts, dessen Güte ich empfohlen war, führte mich zunächst in die Kirche des dortigen Franciscanerflosters, die ein recht stattliches Gebäude ist und ein wunderthätiges Madonnenbild enthält. Diese Madonna di Sign stammt aus der Türkei und ist von dort im Jahre 1716 von dem bosnischen Convento di Cressowo hierher geflüchtet worden. Die Türken waren damals mit den Venetianern im Krieg und müssen bei der Gelegenheit wohl die armen Katholiken und Franciscaner in Bosnien etwas gedrückt und verfolgt haben, die sich dann als Uskokn (Flüchtlinge), wie so viele Bosnier, nach Dalmatien durchschlugen und in Sign festsetzten. Sie stellten hier ihr schönes Madonnenbild auf, und dieses that dann auch Wunder in Bertheidigung ihres Asyls, als die Türken es angriffen. Mit 30,000 Mann waren die Türken vor Sign gezogen und bedrängten heftig die Festung, die der Venetianer Cornaro mit seiner erschöpften kleinen Mannschaft nur noch schwach vertheidigte.

Da eines Tages erschien vor Aller Augen sichtbar eine schöne Frauengestalt auf den Zinnen der Burg und umkreiste dieselbe, durch die Luft schwebend, ringsum. Es war die Madonna von Sign, die die Venetianer mit Muth und neuer Zuversicht erfüllte, die Muselmänner aber mit Schrecken schlug. Unter diesen brach sofort eine furchtbare Pest aus, und da jene noch dazu einen heldenmüthigen Ausfall thaten, in welchem sie viele Türken erlegten, so hoben die Paschas die Belagerung auf und zogen in eilfertiger Flucht über ihre Berge zurück. Und

seit dieser Zeit sind sie auch nicht wieder mit so großen Massen vor Sign gekommen, und die Morlachen haben seitdem einhundert und vierzig Jahre lang zum Andenken an dieses Ereigniß und zu Ehren ihrer Madonna ein jährlich wiederkehrendes Denkfest gefeiert, das noch heutiges Tages in ganz Dalmatien berühmt ist. Bei diesem Feste giebt es natürlich eine Proceßion, einen Gottesdienst und dann eine „Giostra“ oder ein Turnier, bei welchem die Einwohner und Nachbarn von Sign in großen Haufen zusammenströmen, mit schönen Costümen, Pferden u. s. w. paradiren und in einem Ringstechen mit einander wetteifern. Seit dem Besuche des Kaisers Franz in Sign hat man diese Giostra auf den Geburtstag des Kaisers verlegt, und wie es dabei zugeht, kann man in der Schilderung der Reise des Königs von Sachsen, dem zu Ehren auch eine Giostra in Sign veranstaltet wurde, nachlesen. Ich bekam nichts davon zu sehen, als die bildlichen Darstellungen der dabei dienenden Costüme der Reiter, die auf dem Gemeindehause aufbewahrt werden.

Die Madonna di Sign ist nicht nur bei den Morlachen, sondern auch bei den bosnischen und herzegowinischen Christen weit und breit verehrt. Sie glauben in ihrem frommen Sinne allerlei günstige oder ungünstige Zeichen bei dem Bilde wahrzunehmen, wenn sie ihm inbrünstige Bitten vortragen. Die Madonna weint, sie lächelt, sie erblaßt, sie erröthet, und Letzteres sehen sie als ein besonders günstiges Zeichen an, wenn Kranke zu ihr geführt werden. Diese haben dann Aussicht auf ein frisches gesundes Leben. Sogar auch die Türken, die hier durchziehen, opfern der Madonna, wie selbst die

Feinde oft einem heroischen Gegner huldigen. Mein Franciscaner sagte mir, er habe oft gesehen, daß ein Türke einen Zwanziger auf dem Altar der Madonna di Sign niedergelegt. Die Türken senden übrigens auch zu den morlachischen alten Frauen hinüber, die in dem Rufe von Zauberkräften stehen, und lassen sich von ihnen „Zapişi“ (Zauberformeln) schreiben. Ich war begierig, das Angesicht dieser berühmten Madonna näher zu betrachten, und ließ mir eine Leiter zu ihr hinauf stellen, um zu sehen, ob auch die Kunst des Malers einiges Verdienst an dieser großen Verehrung habe. Es war offenbar ein Gemälde byzantinischen Ursprungs, aber ein Kopf von der schönsten Arbeit und von dem sanftesten und lieblichsten Ausdrucke, und ich würde mich nicht wundern, wenn man dieses Bild, wie man es sonst mit so vielen schlechteren thut, dem Pinsel des heiligen Lucas selber zuschriebe. Hier hatte ich also ein von griechischen Katholiken gemaltes, von römischen Katholiken gerettetes und von Christen und Muselmännern verehrtes Bild, vor dem sich gewissermaßen alle die drei sonst so feindlichen Secten brüderlich die Hand zu reichen schienen.

6.

Morlachische Hauseinrichtung.

Ich wünschte das Innere der Wohnung eines morlachischen Bauern zu sehen, und man führte mich zu einem einzelnstehenden Bauerhose hinaus, der mitten in

der „Campagna di Sign“ lag. So nennen die Italiener die ganze weite Thalebene längs der Cetinna, die ich oben schilderte. Im Morlachischen heißt sie „Signsko Polje,“ was dasselbe bedeutet, wie der italienische Name. Die Italiener nennen hier in Dalmatien eben so wie in Italien, immer gewisse angebaute Landabschnitte „Campagnas,“ mit dem Beisatze des vornehmsten Ortes, dem sie angehören, z. B. Campagna di Roma, Campagna di Knin u. s. w. Wir Deutschen benutzen für gewisse Oberflächenformen das gleichbedeutende Wort „Feld,“ z. B. „Graserfeld,“ „Marburgerfeld“ u. s. w. Und die Morlachen in Dalmatien gebrauchen eben so ihr „Polje,“ z. B. außer dem genannten „Petrovopolje,“ „Pašcopolje,“ „Rošcopolje,“ welches lauter große Land- und Thalstriche in Dalmatien sind.

Wir folgten eine Strecke weit der Straße, die zu dem türkischen Gränzpasse Billibrig hinaufführt, wo wir den Weg in die Bergwildnisse sich verlieren sahen, und bogen dann rechts in die Campagna zu besagtem einsamen Bauerhose hin, in welchem uns die Bewohner alle Geheimnisse, die ihre primitive Wirthschaft barg, offenbarten. Wir trafen die Hausfrau beim Feuerherde mit Brotbacken beschäftigt. Und gleich diese Verrichtung ist in der Morlachei ganz eigenthümlicher Art.

Sie legen den Brotteig, eine Art dicken rund geformten Mehlsbreis, auf den flachen Stein, der ihren Herd bildet, und stülpen einen eisernen Deckel oder eine niedrige Glocke darüber. Diese eiserne Glocke, die sie „Pekka“ (von „petschi“ = backen, „Pekka“ also = Backofen) nennen, bedecken sie über und über mit Kohlen und bringen so das Brot darunter gar, das ungefähr so schmeckt, wie das

Gerstenbrot, das die Irländer und schottischen Hochländer auf ähnliche Art bereiten.

Dies Brot ist ihre tägliche Kost, und nebenbei, wenigstens im Winter, wie bei den meisten slavischen Nationen Sauerkohl. Das bereits gefüllte Kohlfäß stand hier eben so in einer Ecke des Hauses, wie man dies z. B. bei den polnischen Bauern sieht. — Uebrigens essen sie, wie alle serbische Slaven sehr viel Hammel- und Ziegenfleisch. Daher es auch selbst in diesen Bauerhütten nicht an einem „Rasagn“ (Bratspieße) fehlt, wenn dieser auch weiter nichts ist als ein tüchtiger angespizter Stock.

Ihre Speisetafel, „Sinja“ genannt, ist nach türkischer Art gestaltet, ein runder niedriger Tisch mit kurzen Pfählen als Füße. Und so wie ihrem Mobiliar so ist auch ihrem ganzen Sinn und Wesen Polnisches und Türkisches beigemischt. Man muß eine solche morlachische Wirthschaft genau besehen, um zu erfahren, daß selbst noch in unserer Zeit und so ziemlich in unserer Nähe Völker leben, deren häusliche Einrichtungen und Erfindungen ungefähr auf demjenigen Punkte der Entwicklung stehen geblieben sind, bis zu welchem etwa die Söhne und Enkel Adams sie gebracht haben mochten. Die Spinnmaschinen, die Pflüge, die Webestühle, dieß Alles ist so einfach und primitiv wie nur möglich, und eine Vergleichung der bei ihnen in Bewegung gesetzten Triebkräfte mit denen, welche unsere Instrumente und Rädercompositionen treiben, wäre für einen Ethnographen und Philosophen höchst lehrreich, obgleich sie hier, wo wir auf bildliche Darstellungen verzichten müssen, sich nicht ausführen läßt.

Aber ein wahres Wunder ist der colossale morlachische Acker- und Bauernwagen. Man holt die Elephanten und Rhinoceros aus Afrika, um sie bei uns zu zeigen, aber ich möchte einmal einem Raritätenfrämer als gute Speculation die Acquisition eines morlachischen Bauernwagens proponiren. Die Bürger unserer Städte würden gern für die Anschauung einer solchen Curiosität einige Groschen opfern. Ich will nur einmal die Räder beschreiben: Ein durchbohrter und mit dem Beil zugehauener Holzbloß bildet die Nabe, die aber mehr vieredig als rund ist. Auf jeder der vier Seiten dieser Nabe ist als Speiche ein Knüppel aufgenagelt. Jede dieser vier Speichen, die nicht strahlenartig von dem Centrum der Nabe ausgehen, deren Linien vielmehr dem Gesagten nach sich durchkreuzen, geht von einem Punkte der Felge zum gegenüberstehenden. Die Felge selbst besteht aus vier massiven Holzklößen, die ebenfalls mit dem Beile behauen und an den Enden vierkantig zusammengefügt sind. So lange der Wagen noch neu und jung ist, dreht sich daher diese Quadratur des Kreises — man kann sich's vorstellen! — ziemlich ungern. Während zuweilen ein Rad sich eben hoch auf die Ecke setzt, fällt das andere vielleicht gerade auf eine seiner vier Seiten, und der Wagen und seine Ladung werden auf diese Weise toller hin- und hergeschüttelt als eine Barke auf den Meereswellen. Vielleicht getrösten sich aber die Morlachen damit, daß dieser Fehler mit der Zeit vermindert wird, indem die Ecken sich nach und nach etwas runden und abstumpfen. Einen eisernen Räderbeschlag giebt es natürlich hier nicht, wie denn überhaupt an den gesammten morlachischen Ackergeräthen außer dem Messer

der Pflugschaar kein Stückchen Eisen findet. Gäbe es Seelöwen und Wallrosse an der morlachischen Küste, so würden die Morlachen gewiß auch dieses Stückchen Eisen sparen und die Pflugschaar lieber fix und fertig jenen Thieren aus dem Rachen nehmen.

Die österreichische Regierung hat, wie man mir sagte, schon zu wiederholten Malen deutsche Ackerwagen nach Dalmatien geschickt, damit sie als Modelle zur Nachahmung dienen möchten. Aber dieß hat bisher noch nichts gefruchtet. Man hat diese Wagen angeschaut, sie eine Zeit lang gebraucht, und dann sind sie wieder verschwunden und untergegangen, ohne die Stammväter einer blühenden Nachkommenschaft zu werden. Die Morlachen sagen: „Unsere Väter haben ja auch keine solchen deutschen Ackerwagen gehabt und doch in diesem Lande gelebt.“ Sollte man denken, daß man dieses allbeliebte Argument auch sogar für vierkantige Räder anzuführen wagt! Hätte ich es nicht mit Augen gesehen, so würde ich nicht glauben, daß es ein Land giebt, in welchem nicht nur die Erfindung freisrunder Räder noch nicht gemacht ist, sondern in welchem man sich auch gegen das Einführen einer so vernünftigen Erfindung, als eine Verletzung der heiligen Vätersitte, mit Händen und Füßen sträubt. — Es gehören nicht weniger als sechs bis acht Ochsen dazu, um einen Wagen der besagten Art von der Stelle zu schaffen, und dieß ist daher in der ganzen Morlachei das gewöhnliche Aufgepann.

Zur Seite des Webestuhls unserer Bauerfrau hing der Rosenkranz, neben dem Rosenkranze aber das geladene Gewehr ihres Mannes. Auch am Kohlsasse hing

eine Flinte, und am Pfluge lehnte gleichfalls eine solche. Ich öffnete den Hahn einiger dieser Gewehre und fand überall den Feuerstein in Ordnung und das Pulver auf der Pfanne. Alles schlagfertig, nicht anders wie in Montenegro. Man sagte mir, es sei hier bei allen Bauern so. Der unsrige wohnte ein wenig einsam und mochte doppelte Bewaffnung nöthig glauben. Wenn ein Volk so bewaffnet ist, wie dieses, so ist es kein Wunder, daß zuweilen Mord und Raub unter ihm vorkommen. Es ist vielmehr ein Wunder, daß dergleichen nicht noch mehr vorhanden ist. Ich möchte wohl wissen, was daraus entstehen würde, wenn man, ich will nicht sagen den illyrischen Landleuten, sondern nur unseren für gutmüthig gehaltenen deutschen Bauern erlauben würde, in jedem Winkel des Hauses ein geladenes Gewehr und zu jeder Seite des Gürtels einen Dolch und eine geladene Pistole zu haben. — Uebrigens haben die Morlachen früher noch viel mehr mit Waffen herumstolzirt als jetzt, und wenn ein morlachischer Bauer dir eine Schilderung der „guten alten Zeit“ machen will, so beschreibt er dir die Waffen, die sein Vater oder Großvater gehabt hat. Da ihre Waffen oft das Beste sind, was sie besitzen, so sind dieselben oft gepfändet worden, und da sie sie dann nicht wieder einzulösen vermochten, so haben sie sie zuletzt eingebüßt. Natürlich ist auch die Türkengefahr jetzt nicht mehr so groß, und nicht mehr so viel Aufforderung vorhanden, sich neue Waffen anzuschaffen.

Die „gute alte Zeit“ scheint hier zu Lande so ziemlich das letzte halbe Jahrhundert der venetianischen Republik zu sein, da diese die Morlachei endlich ziemlich unangefochten besaß und die verwüsten-

den Einfälle der Türken dann seltener geworden waren. — Es herrschte hier damals ein gewisses Feudalsystem, das die Venetianer, nachdem sie das Land in Besitz genommen und die türkischen Grundeigenthümer entweder den christlichen Glauben angenommen oder das Land verlassen hatten, einführten. Und unter diesem Feudalsystem war der Bauer, obwohl nicht Grundeigenthümer, doch, wie man jetzt wenigstens glaubt, ziemlich glücklich, wohlhabend und satt. Als die Franzosen in's Land kamen, warfen sie dieses Feudalsystem um und machten den Bauer zum Herrn des Landes. Jeder bekam ein Fleckchen Eigenthum. Und eben dieß soll zur Verarmung der Bauern beigetragen haben. Der Morlache verstand nicht die Rolle des unabhängigen Besitzers zu spielen, gerieth in Schulden und wurde nun von einigen wenigen reichen Capitalisten abhängig, welche viele Parzellen zusammenkauften, und deren Pächter oder Tagelöhner nun die Bauern geworden sind. — So wurde uns wenigstens die Sache erzählt, und anderswo haben sich ja auch wohl ähnliche Erscheinungen bei dem allzuraschen Umsturze des alten Feudalsystems geoffenbart.

Ich begnügte mich einstweilen mit diesem Einblick in ein morlachisches Bauernhaus, und wir kehrten gegen Abend nach Sign zurück, wo mir noch ein großer Genuß anderer Art bevorstand, nämlich die Besichtigung einer ausgezeichneten Sammlung von Münzen im Hause eines hiesigen wohlhabenden Kaufmanns. Dieser Kaufmann hatte eine Reihe von Jahren einen weitreichenden Handel nach Bosnien und Serbien getrieben und nebenher seine Verbindungen auch zur Erlangung römischer und griechischer Münzen benutzt. Der Boden

dieser Länder ist in Bezug auf Münzen, so zu sagen, noch ziemlich jungfräulich, und man kann hier jetzt seltenere und reichere Funde machen als in Italien oder Konstantinopel. Man erzählte uns, — es klingt unglaublich, und mancher Numismatiker wird dabei große Augen machen, — aber ich sage, man erzählte uns, daß noch kürzlich in Bosnien, ich weiß nicht mehr bei welchem Orte, ein Schatz von viertausend römischen Silbermünzen ausgegraben worden sei. So was erlebt man jetzt in ganz Hispanien, Gallien und Italien nicht mehr, wohl aber noch an der Donau, im Bannat, in Serbien und Siebenbürgen. Unser Freund sagte, er habe selber viele gute Stücke von jenen viertausend Münzen acquirirt, aber viele seien eingeschmolzen worden und die anderen verstreut.

Die Philipps, Alexandri Magni und Lysimachi kann man aus jenen Gegenden vorzugsweise reichlich beziehen, und mancher Münzenliebhaber sollte seine Residenz in Sign an der großen spalatinisch-bosnischen Handelsstraße aufschlagen. — Vielleicht interessirt es aber Einige auch schon, von der Existenz eines schönen Münzkabinetts und von der dort entwickelten Sammelthätigkeit zu vernehmen, so wie es vielleicht manchen Alterthumsforscher interessirt, was mir meine der Gegend kundigen Freunde mittheilten, daß man nämlich hier in diesen Landen noch überall Spuren römischer Straßen und Bauwerke nachweist. Namentlich findet man unweit Sign den Bauplatz einer römischen Stadt, Aequum heißen, den wir zu besuchen Gelegenheit fanden; auch sind in der Nähe dieses Ortes Ueberreste einer römischen Brücke über die Cetinna. Bei dieser Brücke wurde

vor zwei Jahren ein Stein mit einer schönen sehr vollständigen Inschrift gefunden, die man in dem Museum von Spalato deponirt hat. Weiterhin verfolgt man überall längs der Cetinna die Linie eines römischen Kunstweges. Bei Trigl, wo, wie ich oben sagte, die Cetinna in schroffe Felsgebirge eintritt, sieht man ein Stück dieser Straße, in welchem noch die ausgefahrenen Gleise der römischen Wagen eingedrückt sind. Eben ein solches Straßenstück soll in die Felsen des Engpasses von Clissa eingeschnitten sein, welches ich aber leider nicht zu sehen bekam. Ich erwähnte schon bei Montenegro der Spuren römischer Heerstraßen, die sich in den Felsenspässen dieses Landes zeigen, und man kann auf diese Weise auch in Bosnien, der Herzegowina und überhaupt in ganz Illyrien noch heutiges Tages überall die Punkte nachweisen, bei denen diese Welterobergerer durch die Felsengen und Thäler durchgeschlüpft sind, und mit eigenen Augen wahrnehmen, wo sie sich an den Bergen und am Erdreich gerieben haben.

7.

Die Haiduken.

Nachdem ich so alles Bemerkenswerthe in Sign gesehen, war ich auf meine Weiterreise bedacht, ein Problem, welches anfangs etwas schwierig werden zu wollen schien, sich am Ende aber noch ganz zu meiner Zufriedenheit löste. Es hat von jeher mit dem sichern Weiterkommen in der Morlachei so seine Sachen gehabt. Diese

Leute, obgleich unter Umständen ein ganz gutmüthiges Volk, sind doch als Gränznachbarn der Türken von uralten Zeiten her gar zu sehr an die Tscheten gewöhnt. Schon Strabo klagt über die Raublust der Bewohner Dalmatiens, und ehe Venedig und nachher Oestreich dieses Land zu einer großen Provinz vereinigten, waren hier fast so viele kleine Raubstaaten, als es Thäler und Schlösser im Lande gab. Konnten doch in diesem Lande, in welchem die Räuberhauptleute „Haiduken“, d. h. „Helden“, genannt werden, nicht einmal die venetianischen Proveditoren und General-Gouverneure reisen, ohne zuweilen von ihren eigenen Unterthanen ihrer Bagage beraubt zu werden. Wie manchem venetianischen Gesandten dasselbe passirt ist, davon kann man mehrere Fälle in dem alten Buche über Dalmatien, das ich oben citirte, nachlesen. Haben die morlachischen Haiduken doch bald nach dem Carlwiger Frieden die drei Gesandten des deutschen Kaisers, des türkischen Sultans und des Dogen von Venedig, welche mit pomphafter Begleitung kamen, die oben bezeichneten Gränzlinien des Landes zu bestimmen, alle auf einmal ausgeraubt. Auch in neueren östreichischen Zeiten hat man hier nicht der Leute, die sich als Haiduken einen großen Namen beim Volke gemacht haben, Herr werden können. Und gerade auch eben jetzt wieder spukte es im Lande trotz der Wachsamkeit der östreichischen Behörden. Bei Trau hatten die Räuber kürzlich einen Hauptstreich ausgeführt. Sie hatten sich an einem Markttage unweit der Stadt Trau bei einer Brücke, die über ein jetzt ausgetrocknetes Flussbett führte, postirt und dort den mit ihrem gelösten Gelde zurückkehrenden Marktleuten aufgelauert. So wie diese Leute

ankamen, faßten sie sie einzeln, leerten ihre Börsen und sperrten sie dann unter die Brücke, die Pistole auf der Brust, damit sie mäuschenstill blieben. Nachdem sie ein gut Theil so eingefangen und gerupft, entließen sie sie endlich und zogen mit ihrem Raube davon. — Es ist wirklich spaßhaft, mit welchen Trostgründen und auf wie verschiedene Weise man dem Reisenden Muth einzusprechen sucht, wenn er sich nach der Sicherheit seiner Route erkundigt. Es lohnt sich schon der Mühe, etwas mehr Besorgniß, als man vielleicht hat, zu zeigen, um diese Geschichten alle zu hören.

„Ach!“ spricht der Eine: „Sie müssen sich diese unsere morlachischen Räuber nicht so arg vorstellen, es sind im Grunde ganz gutmüthige Menschen. Ich könnte Ihnen viele Geschichten von ihrer Großmuth erzählen. Auf der Stelle umgebracht werden Sie, wenn Sie keine hartnäckige Gegenwehr versuchen, von ihnen selten. Die Leute nehmen bloß Ihr Geld und Ihre Bagage, und wenn Sie sie recht bitten, so geben sie Ihnen auch wohl so viel wieder heraus, als Sie zu Ihrer Heimreise nöthig haben. Vor ein paar Jahren z. B. überfielen sie hier einen reichen Viehhändler auf der Straße. Bloß sein Knecht wurde dabei getödtet, der Viehhändler selbst aber, nachdem er Alles hergegeben, ging zum Räuberhauptmann und stellte ihm seine unglückliche Lage mit eindringlichen Worten vor. Er wäre ein ruinirter Mann, wenn er nicht etwas von seinem Gelde zurückerhielte, womit er wieder einiges Vieh ankaufen und so sein Gewerbe fortsetzen könnte. Der Räuberhauptmann sah dieß ein und befahl, man solle dem Manne etwas Baarschaft herausgeben zur Fort-

setzung seines Geschäfts. Sie gaben ihm darauf ganz gutmüthig einen seiner verschiedenen Geldbeutel zurück. Es war zwar der kleinste, aber gerade der, welcher die Goldstücke und Zechinen des Viehhändlers enthielt, worüber dieser sehr froh war. Die Räuber hatten sich nicht einmal die Mühe genommen, nachzusehen und nachzuzählen. Sie gaben ganz blindlings, wie in der Bibel steht, daß die Linke nicht weiß, was die Rechte thut. Sehen Sie, so wenig hat es mit unsern Haiduken auf sich."

"Ich bin noch nie von Räubern angefallen worden," giebt dir ein Anderer zum Trost, „so oft ich auch schon auf der Strecke von Spalato nach Sign, die doch für besonders unsicher gehalten wird, gereist bin. Ueberhaupt wagen sich diese Leute wohl selten an einen österreichischen Beamten, besonders wenn er seine Uniform anhat. Ich glaube eigentlich gar nicht an alle diese Räubergeschichten, welche man sich erzählt, und wenn es Räuber giebt, so sind es gewiß nicht unsere Morlachen. Es ist bloß loses Gefindel aus der Türkei, das, wenn die Paschas dort, ihre Autorität aufrecht zu erhalten, einen Zug gegen dasselbe unternehmen, sich durch die Gebirge auf österreichische Seite begiebt und da einigen Unfug verrichtet. Und sollten es ja Morlachen selbst sein, so sind es meistens nur entlaufene Soldaten, die, von Heimweh getrieben, in ihr dalmatisches Vaterland zurückkehren und sich nun dem Räuberhandwerk ergeben, weil sie sonst nichts Anderes anzufangen wissen und von den Behörden verfolgt werden. Lange treiben sie es aber nicht; denn auf einer Seite, entweder auf der türkischen oder auf der ungrigen, werden sie bald eingefangen." Schöne und sehr

stichhaltige Trostgründe, bei deren jedem mir bald ein sehr natürliches „Aber“ einfiel.

„Soll ich nicht doch lieber 2 Panduren zur Begleitung mitnehmen?“ fragte ich eine andere Autorität. „Ach ja, oder nein! nein! Das haben Sie wohl nicht nöthig. Ich versichere Ihnen, ein solcher privatim Reisender, wie Sie, riskirt im Grunde wenig. Indeß, wenn Sie wollen, können wir Anstalt dazu machen. Doch müssen Sie dann wenigstens 6 Panduren mitnehmen. Denn vor zweien fürchten sich unsere „Lupesthi“ (dieß ist ein anderer morlachischer Ausdruck für Räuber) nicht viel. Wenn sie kommen, so kommen sie gleich heftig wie ein Hagelwetter. Und da ist es besser, entweder die Sache ohne Weiteres zu riskiren, oder sich gleich in die Verfassung zu setzen, ihnen ordentlich widerstehen zu können.“

Ich bringe dieß Alles nur vor, um Beiträge zur Charakteristik des Landes zu liefern und späteren Reisenden nützliche Winke zu geben. Ich selbst hatte diese Winke eigentlich nicht nöthig, da ich das Glück hatte, meine Reise in sehr angenehmer Begleitung fortsetzen zu können, worüber ich Andeutungen hier als nicht zur Sache gehörig übergehen kann.

8.

Aequum.

Der folgende Tag war so sonnig, warm und azurblau wie der vorige, und nachdem wir uns einige Reb- und Steinhühner zur Abendprovision

auf dem Markte von Sign eingekauft hatten, stiegen wir in unseren Wagen und rollten auf der Straße nach Verlicca an der Cetinna aufwärts hinaus.

Diese Straße ist ein von Napoleon zuerst angelegter Fahrweg, der über Verlicca bis zur Festung Knin geht. Stellenweise ist er wie die übrigen Chaussees in Dalmatien sehr gut, größtentheils aber sehr schlecht. Zuweilen fährt man ganze Strecken weit auf dem nackten lebendigen Felsboden hin, der zwar umgebrochen und geebnet ist, natürlich aber keine solche elastische, zwischen Weich und Hart die rechte Mitte haltende Unterlage darbietet, wie eine gute Chaussee sie haben soll. Es ist auch gar nicht abzusehen, warum Oestreich hier eine bessere Straße unterhalten sollte. Denn solcher Reise- oder Chaisewagen, wie der unsrige, befinden sich vielleicht kaum ein Duzend im ganzen Königreiche Dalmatien. Die gewöhnlichen Wagen, deren sich auch selbst die österreichischen Offiziere und Beamten bedienen müssen, sind jene Block-Maschinen mit 6 Ochsen und viereckigen Rädern, die ich oben beschrieb. Einen anderen gesetzmäßigen Vorspann kann der Beamte hier nicht begehren und erhalten. Das Volk selbst aber ist durchweg gut zu Fuße oder zu Pferde, und selbst die wenigen Waarentransporte werden überall zu Pferde ausgeführt, weil doch diese Straßen nicht weit in's Innere reichen und man bald wieder in die Gebirge kommt. Zur Einrichtung eines regelmäßigen Diligencenlaufs war natürlich noch gar keine Aufforderung. Ueberhaupt geht in ganz Dalmatien eine Diligence nur alle Wochen zweimal 5 Meilen weit von der Gränze Kroatiens nach Zara und vice versa.

Diese Chaussee kann daher nur eine militärische Bedeutung haben, die festen Punkte Sign, Clissa, Anin längs der türkischen Gränze hin unter einander in Verbindung zu setzen, und dazu ist sie gut genug, und so viel besser als alle die Naturwege auf der türkischen Seite, daß die österreichischen Militärtransporte im Fall eines Krieges sich hier noch immer zehnmal schneller bewegen und ordnen können, als die türkischen auf der Ostseite des Gebirges.

Die kleinen dalmatischen Pferde, obgleich sehr geschickt im Felsenklettern, sind doch als Wagenpferde sehr schwach, weshalb denn meistens, wie gesagt, die starken Ochsen vor die Wagen gespannt werden. Wir stiegen daher auch, um es unserem kleinen Gespann zu erleichtern, häufig aus und machten einen großen Theil der Tagereise bis Verlicca zu Fuß, was bei dem schönen Wetter äußerst angenehm war.

Zuerst kamen wir durch die Gegend, wo jene alte Römerstadt Aequum gestanden haben soll, und sahen in der Nähe des Weges das ziemlich unansehnliche morlachische Dorf Tshitluck, das sich rühmt, den Bauplatz jener Stadt einzunehmen. Von hier aus erhoben wir uns etwas an den Abhängen, welche vermuthlich das Ende der Campagna von Sign und eine Abstufung des Thales der Cetinna bezeichnen. Der Rückblick auf die besagte Campagna, die wir nun hinter uns ließen, war reizend. Den Monte Messor sahen wir hier zum letzten Male, auch der mächtige Biocovo war noch nicht an unserem Horizonte untergegangen und bildete in der Ferne eine prächtige Gruppe, der wir ein wenig in den Rücken schauten. Bei ihm, wie bei so vielen anderen

dalmatischen Bergen, ist die Rückseite das Beste. Denn sie hat immer noch einige grünliche Schattirungen und Farbennuancen, die von den dort stehen gebliebenen Wäldern herrühren, während die dem Meere und der Sonne zugewandte Vorderseite immer rattenkahler aschgrauer Felsen ist. Man erzählte mir bei Gelegenheit des Biokovo von einem großen Waldbrande, der vor einigen Jahren auf seiner Sonnenseite stattgehabt und dort eine gewaltige Masse schönen Holzes zerstört habe. Die Felsen erhizen sich auf der Sonnenseite der dalmatischen Gebirge weit mehr als auf der Schattenseite, und das Unterholz und die Kräuter trocknen in weit höherem Grade aus. Daher auch hier Waldbrände viel leichter entstehen und weit gefährlicher sind als dort.

Zur Rechten hatten wir natürlich immer die hohen dinarischen Gränzgebirge längs der Türkei, den Monte Prolog, den Kufusub, die Bulizza, den Jassifora, den Gnat und dann in der Ferne vor uns schon den Monte Dinara selbst, von dem die ganze Gebirgsreihe den Namen empfangen hat. Jagdliebende österreichische Offiziere haben mir erzählt, daß sie zuweilen in den Wildnissen dieser Berge längs der türkischen Gränze gejagt haben, und daß man dort nicht selten noch auf Bären stößt.

Der Morlache zeigt sich auf der Bärenjagd eben so kühn und originell, wie der Walache, wie der Siebenbürger, der Huzzule in den Karpathen, oder der Slowene in Krain. Er erlegt selten einen Bären, ohne ihm zuvor einen Gruß oder sonst etwas zugerufen oder kurze Zwiegespräche mit ihm geführt zu haben. Doch sind es eigentlich mehr Selbstgespräche. Sie haben allerlei

Namen für den Bären und rufen ihn dabei ganz laut: „He! du Matka! wo steckst du denn? — Matka! stehe auf, bist du faul? Hast du etwa zu viel von unseren Heerden genascht?“ — „Stoi! Matka!“ (Halt, Mütterchen!) rufen sie ihm zu, wenn der Bär auf sie einsetzt, und schießen ihn bei Zeiten nieder. — Darin liegt recht viel Humor, ein ächter morlachischer oder slavischer Humor! — Uebrigens ist der Bär auch eine so possirliche und dem Menschen einigermaßen nahestehende Bestie, daß sich solche drollige Zwiesgespräche auch aus seinem Charakter eben so erklären, wie aus dem der Slaven. Mit einem Wolfe, mit einem Hirsche oder mit einem anderen Thiere gehen die Morlachen und Ruthenen vermuthlich viel weniger umständlich um.

Ich muß bei dieser Gelegenheit auch die österreichischen Offiziere um Entschuldigung bitten, daß ich ihrer so oft erwähne. Allein auf der ganzen weiten Länderstrecke von der Bai von Cattaro an nordwärts und dann ostwärts bis in die Nähe der Mündungen der Donau sind die österreichischen Offiziere nicht bloß die Hauptverfechter des österreichischen Culturstaats gegen die Barbarei der türkisch-slavischen Halbinsel, sondern auch die vornehmsten Besitzer von interessanten ethnographischen und naturhistorischen Kenntnissen. Die österreichische Armee liefert die meisten der gebildeten Menschen, welche in diese Gegenden kommen, hier vielfache Reisen machen und genugsam mit den Verhältnissen dieser Länder bekannt werden. Die meisten dieser Länder sind militärisch organisiert, und da sind denn Civil-Beamte untergeordnete Personen. Es ist daher ein wahrer Schatz ethnographischen Wissens in dem Offizier-Corps der österreichischen

Armee niedergelegt, der, wenn man ihn vollständig haben könnte, der Geographie und Völkerkunde ungemeine Dienste leisten würde. Der Reisende kann deshalb hierlands gar nicht umhin, häufig jener Herren mit Dankbarkeit zu erwähnen.

9.

Morlachische Drescher.

Auf der Höhe des besagten Landrückens, der die Campagna von Sign abgränzt, erreichten wir unsere Mittagstation, ein einsames Bauerngehöfte, in dem eine Art Gastwirthschaft betrieben wird. Ich denke, der Punkt hieß Ribaritsch. — Wir bestellten uns hier Kaffee und etwas Constantes zu essen. Die Leute waren sehr bereitwillig, und alsbald wurde ein mächtiges Feuer angeblasen, um uns zwei Tassen Kaffee daran zu wärmen. Man hätte aber einen Hammel an den verkohlenden Holzästen braten können. „Natürlich, ihr Morlachen, muß euer Land wohl holzlos sein, wenn ihr einen Scheiterhaufen für eine Tasse Kaffee anzündet, und wenn ihr Mastbäume fällt, um daraus die Raben und Speichen eurer Wagenräder zurecht zu hauen.“ Auch lud unser Wirth sofort seine Flinte und war eben dabei, eine Hand voll dicker Hagelkörner auf das Pulver zu stopfen, als ich ihn fragte, was dieß bedeuten solle. „Nun ich denke,“ erwiderte er, „die Herren wollen etwas essen, und da wird es doch wohl ein Huhn sein sollen?“ — Weil man des zähen Hühnerbratens in Dalmatien ziemlich satt und müde wird, so baten wir den Mann,

er möchte lieber ein Stückchen Schinken an die Stelle des Huhns schieben. Wir gewannen zwar damit nicht viel mehr als ein holzhartes Stück Fleisch, aber wir hatten doch gelernt, wie man in den morlachischen Wirthschaften die Hühner fängt und tödtet. Sie sind so wild, — oder sind die Herren Morlachen so träge und so schießgewohnt? — daß man sie im Gehöfte nicht fängt, sondern gleich wie das Wild schießt.

In dem Gehöfte unserer Wirthschaft stand ein großer Baum, darunter ein colossaler glatter Felsblock. Ueber letzteren legten die Leute einen rothen Teppich und servirten uns darauf unseren Kaffee, den wir, in Ermangelung von Rahm — denn frischen Rahm und frische Butter bekommt man trotz aller Viehwirthschaft in ganz Dalmatien nicht — mit rohen Eiern mischten. Dieß ist Alles schon sehr bosnisch, herzegowinisch und orientalisches, und in den Schilderungen von Reisen in Griechenland und der Türkei finden sich ganz ähnliche Situationen.

Die Leute unseres Hausherrn waren eben mit dem Dreschen der Maisernte beschäftigt. Und dieß war auch wieder eine merkwürdige Scene. Ich würde untröstlich sein, wenn ich sie mir nicht in meinem Tagebuche skizzirt hätte. Für die künstlichen Maschinen zum Ausklauben der Maiskörner, wie man sie bei uns construirt hat, haben die Morlachen nicht Erfindungsgabe und für das Ausklauben dieser Körner mit den Fingern nicht Geduld genug. Sie haben sich daher ihr eigenes, möglichst bequemes morlachisches Verfahren erdacht, welches in der Kürze darin besteht, daß sie eine Masse von Maiskolben auf einen Haufen legen und mit großen Stäben so

lange darauf herumschlagen, bis sie eine gute Portion Körner losgebracht haben.

Wenn die Darstellung eines solchen Aktes für ein Volk recht charakteristisch werden soll, so muß man eben die Geduld haben, es sich recht genau zu betrachten und es sich in seinen Details schildern zu lassen. Es waren 5 bis 6 lange schön gewachsene morlachische Kerle, die der Wirth zu dem täglichen Lohn von einem Zwanziger per Kopf gedungen hatte. Ihre Dreschflegel hatten sie sich vermuthlich erst auf dem Hergange im Busche geschnitten. Es waren lange schwanke Stäbe, die sie unten beim dünnen Ende anfaßten und handhabten, und an denen oben etwas Dicks und Flegelhafes sitzen geblieben war. Sie holten weit damit aus, und man muß sich auf 5 Schritt Entfernung hüten, daß man nicht rückwärts davon getroffen wird, worauf ich mehrere Male aufmerksam gemacht werden mußte. Also nicht einmal der Dreschflegel ist in diesem Lande erfunden. Unsere Drescher schlagen bekanntlich alle nach einem gewissen Takte, wie denn überhaupt alle unsere Handwerker, die bei ihrem Geschäfte Lärm machen, die Schmiede, die Zimmerleute, die Tonnenmacher u., diesen Lärm immer so zu sagen musikalisch geordnet haben und ihn taktmäßig betreiben, und zwar mit gutem Grunde; denn außerdem, daß so ein taktmäßiges Lärmen gefälliger in die Ohren fällt, hält es auch die Leute besser zusammen und giebt sogar dem Trägen Lust zur Anstrengung. Keiner darf dabei aus Reih und Glied treten, wenn er nicht das Ganze stören will. Auch diese Bemerkung haben die Morlachen noch nicht gemacht. Unsere Drescher hämmerten taktlos drein, manchmal heftig

und rasch, manchmal lau und langsam, manchmal gar nicht. Zuweilen ruhte einer aus, dann zwei oder drei; auf einmal aber droschen wieder Alle mit hoch in der Luft fliegenden Zöpfen darauf los, als gälte es, einen Türken in Kochstücke zu hauen.

Eine höchst zweckmäßige Kleidung für die Beschäftigungen des Ackermanns sind die einfachen Blousen, die in England und Belgien, oder die bloßen Hemdsärmel, die in Deutschland beim Dreschen üblich sind. Aber wie zweckwidrig ist dabei so ein malerisches Nationalcostüm mit Allem, was daran hängt und baumelt, die Patronstasche, der Tabacksbeutel, das lange Messer, die Perlschnüre an den Zöpfen und alle die anderen Troddeln und Lappen. Jeden Augenblick entfällt ihnen etwas, das dann aus dem gedroschenen Haufen hervorgesucht werden muß. Ich bemerkte, wie einer von ihnen seine Pfeife zu Boden fallen ließ und sie mit den Fußzehen wieder aus den Maiskörnern hervorscharfte. Er war zu faul, um sich zu bücken.

Neben ihnen auf dem Boden lag ein glimmender und rauchender Holzkloß, der zum Anzünden der Pfeifen bestimmt war. Abwechselnd liefen sie zu ihm hin und thaten zwischendurch ein paar Züge. Die Körner sprangen und flogen auf der ganz natürlichen und ungekünstelten, von Unkraut umwachsenen Tenne in die Weite, daß es eine Lust war, wenigstens für die Hühner und Vögel, die sich bei dieser Gelegenheit recht weidlich etwas zu Gute thaten und alle zu Gäste gebeten zu sein schienen.

Auf einer Bank saßen plaudernd und rauchend ein paar alte Männer, mit Schaufeln und Besen bewaffnet.

Diese fegten und schaufelten alle 10 Minuten ein paarmal recht munter dazwischen und trennten so gut, als es sich mit den besagten Werkzeugen thun ließ, die gelösten Körner von den Kolbentrümmern, die noch nicht Prügel genug bekommen hatten. Aber zuletzt kam denn doch ein Zeitpunkt, wo sie das Ausdreschen für beendet ansahen und es nicht mehr der Mühe werth fanden, die stecken-gebliebenen Körner weiter zu verfolgen. Sie kehrten dann den ganzen Rest auf die Seite, und hier lagen auf dem Boden zwei arme, in Lumpen gehüllte und franke Bettler, denen es wie unseren Aehrenlesern, erlaubt war, die Kolbentrümmer noch einmal zu kritisiren und die letzten Maiskörner herauszuklauben. Aber auch diese Bettler, obgleich von Hunger und Kummer getrieben, zeigten sich nicht eben sehr begierig und munter bei ihrem Geschäfte. Vielmehr betrieben sie es recht bequemlich, lagen lang ausgestreckt da, stützten sich auf einen Ellbogen und zupften die Maiskolben einen nach dem anderen zu sich heran, als wäre es ein Frohdienst. Da wäre einer unserer Bettler ganz anders dahinter her gewesen. Zuweilen hörte alle Arbeit auf, wenn der eine der Bettler, der ein lustiger Bruder zu sein schien, etwas zu erzählen hatte. Dann umringten diesen Alle, auf ihre Dreschflegel oder Stäbe gestützt, und lauschten ihm neugierig, bis der Hausherr einmal wieder herauskam und sie von Neuem zur Arbeit ermunterte. Da sie die Wege und Kreise, welche ihre schief und krumm gewachsenen Dreschflegel in der Luft beschreiben, nicht berechnen konnten, so stießen sie sich nicht selten damit an, und mich wundert, daß dieß Geschäft noch so ziemlich ohne Blutvergießen und Gliederbrechen abging.

Die Schaufler sahen auch nicht recht zu, wo sie hinschaufelten, und zuweilen warfen sie in ihrem blinden Eifer einem ihrer Mitbrüder den ganzen Haufen von Körnern, Spreu und Staub direct in's Gesicht, und dieser hatte dann wieder ein paar Minuten zu thun, sich, wie die Prinzessin Uraka im Eid, die Körner und Strohbröckchen einzeln aus den verschiedenen Verstecken in seinen Lumpen und gefräufelten Hemdsärmeln herauszulesen.

Dies getreue Bild dalmatischer Dreischer kann wohl dazu beitragen, die Weise dieses gutmüthigen und talentvollen, aber nicht wie die Deutschen arbeitseligen Volks*) zu commentiren. Ich mußte dabei recht oft an die Aeußerungen eines österreichischen Krämers denken, mit dem ich vor meiner Abreise nach Dalmatien in Triest zusammentraf, und der mir sagte, er sei auch in der Morlachei und in Montenegro gewesen, und der mir etwa folgenden Discurs über diese Völker hielt: „Es ist wundersam, was diese Leute für einen Abscheu vor der Arbeit haben. Sie denken: lieber hungern als arbeiten. Einen ganzen Tag ackern, wie bei uns, damit ist es bei ihnen schon gar nichts. Im

*) Ein Schriftsteller, der viel über die nationalökonomischen Reformen geschrieben hat, die man in Dalmatien ausführen könnte, sagt: „Der erste Schritt zur Verbesserung muß sein, den Morlachen zu einem die Arbeit als Drang empfindenden Menschen zu machen und auszubilden.“ — Ich fürchte, dieser Reformator wird bei seinem ersten Schritte stehen bleiben. Diesen fehlenden Drang in den Morlachen zu erzeugen, wird ihm so unmöglich sein, wie uns Menschen überhaupt das Hervorzaubern schöpferischer Kräfte unmöglich ist.

Herbst, in der Weinlese, wenn sie ein Bißl Wein im Schlauch und etwas Geld im Sacke haben, da ist es mit den schönsten Versprechungen unmöglich, einen von ihnen zur Arbeit zu bewegen. Darum sind sie auch so unendlich in ihr Vaterland verliebt, und es scheint ihnen auf Erden nirgends so schön, wie bei ihnen zu Hause, wo man so wenig arbeitet. Die dalmatischen Soldaten, die bei uns dienen, kaum haben sie ausgedient, g'schwind gehen sie heim, und oft werden sie von einer solchen Sehnsucht nach ihrem Vaterlande ergriffen, daß sie es in Polen oder Ungarn noch weniger aushalten können, als die Italiener oder Deutschen, und daß sie aus ihren Casernen desertiren und dann schnurstracks auf dem gradesten Wege nach Dalmatien laufen*), wo sie lieber ein Rauberleben, als in der Fremde das Soldatenhandwerk betreiben wollen. — Uebrigens sind sie sehr gutmüthige Menschen, diese Montenegriner und Morlachen, wenn man ihnen nur zu begegnen weiß. Zwar wenn man sagt, daß sie gern rauben, so ist dieß halt wahr. Aber mein Gott! Es ist halt ihre

*) Man erzählt sich merkwürdige und rührende Geschichten von morlachischen Soldaten, die in der Bukowina oder in Gallizien standen, von Heimweh, wie die Schweizer, ergriffen, aus dem fremden Lande desertirten, zu Fuß durch die Karpathen, durch Ungarn, durch die Alpen, durch Kroatien sich hindurchschlugen, am Tage sich versteckend, bei Nacht durch die Wälder und Pusten schlüpfend, das Wasser der Flüsse schlürfend, mit den Beeren und Früchten des Feldes ihren Hunger stillend, und endlich hager und mager im Lande ihrer Sehnsucht, in dem gelobten Felsenlande Dalmatien, ankamen, wo sie in ihren jungen Tagen auf der Gusla und auf der Swirala spielten und auf den Bergen sich umschauten.

griechische Natur! Sie rauben, ja! das ist wahr. Es ist halt eine Passion bei ihnen, aber wo sie Einem sonst einen Gefallen thun können, da thun sie es herzlich gern. Wie gesagt, es sind gute Leute, nur darf man ihnen kein Gold zeigen und ihre Habsucht nicht rege machen."

10.

An der Cetinna.

Jenseits unserer Dreschstation führte der Weg uns dicht zum Ufer der Cetinna hinab, die hier recht hübsch zwischen Wiesen und kleinen Laubgehölzern sich hinschlängelt. Wer, wie ich, einige der zahllosen Gedichte gelesen hat, in denen die Morlachen diesen kleinen Fluß besungen haben, — wie denn überhaupt im ganzen Serbenlande von hier bis Konstantinopel wohl kein Fluß ist, der nicht häufig in Gedichten figurirte, — der kann dieß Flüschen nicht ohne Theilnahme anschauen, und ich erinnere mich noch jezt gern seines murmelnden Laufs und seines grünen Wiesenstreifens mitten zwischen den endlosen Steinmassen Dalmatiens. Wer einen Funken Naturpoesie in sich hat, dem muß es in Versen herausschlagen, wenn er aus jenem Felslabyrinth zu einem solchen Wiesenteppich und einem solchen Wasserfaden gelangt.

Leider besingen aber die Morlachen ihre Bäume und Wiesen bloß gut. Wenn sie sie nur eben so gut pflégten und groß zögen. Wenn man ihre Lieder liest, so sollte man glauben, sie wären ganz verliebt in ihre schattigen Bäume. Wenn man aber die Wirthschaft

sieht, die sie damit damit treiben, so sollte man glauben, sie haßten sie, wie giftiges Unkraut. Wir bemerkten unterwegs mehrere schöne, alte und dicke Bäume, die mit einem Beile tief angehauen waren, so daß die Rinde auf der ganzen einen Hälfte zerstört und der Stamm bis ins Mark entblößt war. Natürlich führte die andere Hälfte der Bäume nur noch ein kümmerliches Leben. Vermuthlich hatte ein Morlache einen Plan damit gehabt und das Umhauen begonnen, es aber nachher wieder aufgegeben, weil ihm die Sache zu beschwerlich fiel, oder weil er seinen Plan geändert hatte. Solcher halb umgehauener und angehakter Bäume habe ich in der Morlachei später noch viele gesehen, sonst aber in keinem Lande. Wenn ich nach der Ursache dieser Erscheinung fragte, so hieß es stets: Ja der Morlache haßt die Bäume — eine der unbegreiflichsten Arten des Hasses, die man sich denken kann. Natürlich mußte das Land, das von einem so gesinnten Volke bewohnt ist, wohl kahl werden, selbst wenn keine venetianischen Schiffsbauer mit dazu halfen. — In Bezug auf Bäume verfahren die Morlachen, wie in Bezug auf Schafe der Wolf, der was er nicht mehr fressen kann, mordet.

Die ganze Straße, die wir fuhren, war übrigens äußerst todt und öde, und unser kleiner Wagen, dem wir oft stundenweit vorausliefen, war immer der einzige schwarze Punkt, der sich darauf bewegte. Nur einmal begegneten uns Mönche. Sie waren natürlich, wie fast Alles in diesem Lande, beritten. Auch die Weltpriester, wenn sie in Geschäften der Seelsorge sich von Dorf zu Dorf begeben, reiten hier gewöhnlich. Außerdem begegnete uns ein Postillon, der ziemlich bunt und à la Morlaque

aufgeschirrt war und nicht etwa sich bewegte, wie die stattlichen Postillone, die man wohl, prachtvoll galoppirend, in den Abc-Büchern unserer Kinder sieht. Nein er rauchte sein Pfeifchen und ließ seine Beine schlottern, quälte auch sein Pferdchen nicht mit steifem Schritt. Im Ragusischen sollen die Postillone statt unserer Blechtrumpeten große Kuhhörner haben, wie unsere Nachwächter; auch sieht man sie oft neben ihrem bepackten Pferde hergehen, natürlich wie alle übrigen Menschen, bis an die Zähne bewaffnet. So ein ragusischer Postillon verdiente es eben so gut, von Horace Vernet verewigt zu werden, wie der bekannte ägyptische Wüstenbote mit seinem Kameel, den dieser Maler dargestellt hat.

Auch ein armer Bettelbube kam auf dem Wege zu uns heran, der, obgleich er wenigstens vierzehn Jahre alt sein mochte, nicht mehr Kleider an sich hatte als der Apollo von Belvedere. Er war so zu sagen nur mit einigen Stricken und Schnüren bekleidet. Einen Strick hatte er um den Leib, und daran war ein kleiner Lappen befestigt, der auf der linken Lende herunter hing, und eine Schnur hatte er über die Brust und Schultern, daran hing ein zweiter Lappen, anderthalb Spanne lang über die linke Schulter. Das war Alles. Sein Körper schien mir ganz röthlich oder bräunlich. In Montenegro hatte ich schon eine ähnliche Figur gesehen.

Als wir uns dem Thalabschnitte von Berlicca näherten, wurde die Gegend allmählig etwas belebter. Dörfer lagen zu den Seiten, und im Felde waren hie und da Leute mit der Bestellung der Aecker beschäftigt. Ich sah hier die Weise, wie die Morlachen das Geschäft des Eggens verrichten. Ihre Egge ist ein aus struppigem

Strauchwerke zusammengesetzter Besen. Und vor diesem Besen sind acht Ochsen — sage: acht gespannt, um ihn zu ziehen. Ein langer knochiger Morlache hat sich auf den Besen gelegt, um ihn zu beschweren, und raucht dabei, auf jenem beweglichen Sopha liegend, gemüthlich sein Pfeifchen. Ein anderer Morlache treibt die acht Ochsen mit einer langen Gerte an, indem er eifrig schreiend und prügelnd von einem Paar zum anderen läuft. Dabei tanzt der Besen mit seinem Raucher über die Erdschollen dahin, wie ein Schiff durch die Wellen. Ich glaubte Anfangs, daß dieß bloß ein drolliger Einfall eines Bauernjungen wäre. Allein im Verlaufe dieses und der folgenden Tage sahen wir überall auf den Eggen solche große Morlachen liegen, die ihren Körper dazu hergaben als todes Gewicht zu dienen. Diese Art Arbeit muß allerdings einem Morlachen ein höchst wundervolles Geschäft scheinen. Je mehr man ißt und trinkt und je schläfriger man sich fühlt, desto tauglicher wird man dazu.

11.

Verlicca.

Endlich erblickten wir im Sonnenschein den Stein- und Ruinenhaufen, den man Verlicca nennt, am Bergabhange liegen und über ihm auf dem sogenannten Ziegenberge (Kosari) die Trümmer eines alten Schlosses schweben. Wir fanden hier ein leidliches Unterkommen in einer kleinen Locanda, wo unsere Freude groß war, weil die guten Inhaber derselben deutsch verstanden und sprachen.

Es waren zwar nur deutschredende Kroaten von den Ufern der Sau, aber dieß hinderte uns nicht, sie hier zu Lande wie liebe Landsleute zu begrüßen, und sie selber schienen sich auch recht sehr über deutschen Besuch zu freuen. Wir gaben hier unser Geflügel ab, damit es uns für den Abend gebraten werde, und gingen dann in Begleitung einiger, gefälligen Herren des Orts hinaus, um uns die Lage und Umgegend desselben zu beschauen.

Berlicca ist zwar nur, wie ich schon andeutete, ein rechtes Mauseneß. Aber liebe Zeit, in der Morlachei sind die Ortschaften überhaupt rar, und hier zu Lande ist Berlicca so allgemein bekannt und so viel besprochen, wie kaum eine reiche Stadt von 30,000 Einwohnern, über die in den überfüllten Fabrikdistricten Englands die Eisenbahnzüge, ohne viel Notiz davon zu nehmen, hinwegbrausen. Es liegt in der Nähe der Quelle der Cetinna, im äußersten Hintergrunde des obersten Thalabschnittes dieses Flusses, am Fuße der Höhenrücken, welche das Gebiet der Cetinna von dem der Kerka scheiden. Das Thal ist hier fast eben so breit und weit, wie die Campagna di Siz.

Von dieser Position im hintersten Quellstücke der Cetinna soll auch der Ort seinen Namen Berlicca haben, welcher aus „Ver,“ d. h. Ende, und „Rieka,“ d. h. Fluß, entstanden sein soll, indem dabei nur die Liquida „r“ in die Liquida „l“ verwandelt wurde, so daß Berlicca dann so viel bedeutet als „Flußende.“

Man proponirte uns die Besichtigung verschiedener Merkwürdigkeiten, welche die Umgegend des Ortes darböte, zuerst die Quelle und Grotte der Cetinna, die hier entspringt, dann „le diroccate mura dei Templari,“

(die Ruinen einer alten Ansiedelung von Tempelherren) und dergleichen. Allein wir zogen diesen Merkwürdigkeiten einen Spaziergang in einem morlachischen Dorfe und eine abermalige Untersuchung der hiesigen Wohnungen und Einrichtungen vor. Man führte uns daher am Rande der Thalhöhen hin, wo wir zuerst eine kleine Heilquelle fanden, die Verlicca einigen Ruf als Heil- und Badeort verschafft hat. Der gefällige Pretor des Orts, der uns führte, zeigte uns, was er für die Quelle gethan, wie er sie ausgemauert und zum Frommen der Gäste mit Bäumen umpflanzt habe. Aber dergleichen dulden die Morlachen nicht in ihrem Lande. Alle jungen Bäume waren — es war betrübt zu sehen — wieder umgehauen oder doch beschädigt, und der Pretor sagte, er verzweifelte völlig daran, daß es ihm gelingen werde, auch nur einen von ihnen zu conserviren. Der Morlache und seine Ziege*) sind die ärgsten Waldverwüster im Lande. Was die Ziege vom Busch zum Baum aufkommen läßt, hackt der Morlache als jungen Baum weg.

Die Franzosen sollen unerbittlich strenge gegen die Waldverwüster gewesen sein. Seit ihrer Zeit hat die Baumverminderung in Dalmatien noch zugenommen. Die Holzungen sind jetzt fast ganz in den Händen der Communen und ihrer „Capovillas“ (Schulzen), und diese haben nicht Voraussicht genug, um durch Schonung des Vorhandenen für die Zukunft zu sorgen. Wir gingen

*) Man sollte die Ziege überall unerbittlich verfolgen. Wenn sie nur nicht wieder dem Armen so nothwendig wäre. In Zeiten der Noth ist die Ziege mit ihrer Milch und mit ihren Jungen oft sein einziger Trost.

dann längs eines kleinen Gewässers hin, an welchem mehrere morlachische Mühlen postirt waren. Diese Mühlen sind nicht viel größer als ein Webstuhl, und ein paar Hollunderbüsche verstecken sie oft ganz. In jeder fanden wir ein Mädchen, das mit einem Sack voll Korn herbeigekommen war, um es in Mehl zu verwandeln. Das Mahlen des Getreides ist hier zu Lande immer ein Geschäft der Frauen. Entweder müssen sie es zu Hause mit der Handmühle, die sich fast in jeder Wirthschaft befindet, verrichten, oder, wenn Wasser in der Natur vorhanden, auf diesen Wassermühlen, bei denen alle Maschinentheile so klein und manierlich sind, daß die Mädchen sie leicht handhaben können. Sie können selbst das Wasser zu- und abstellen, das Mehl aufschütten und den Stein in Bewegung bringen. Die schönen Müllerinnen, die wir hier, wie gesagt, in jeder Mühle fanden, waren mit silbernen Perlen, Ohrringen und sonstigem Schmuck nach ihrer Weise erstaunlich prachtvoll aufgeschmückt, was bei der Einsamkeit, in der man sie hier in den versteckten kleinen Mühlen findet, einen sonderbaren Eindruck macht. Aber noch sonderbarer ist die Construction dieser Maschinchen selbst, wo mich allerlei höchst originelle kleine Mechanismen überraschten, die sich aber ohne Zeichnung nicht gut schildern lassen. Das Merkwürdigste jedoch sind die Räder, welche den Wasserstoß auffangen und dem Ganzen die bewegende Kraft mittheilen. Dieselben sind nämlich horizontal, äußerst klein und tief unter der Mühle, die gleichsam wie auf einer Brücke über dem Canale des Baches liegt. Diese Räder haben Speichen, die wie Löffel gestaltet und schief gestellt sind, und die den senkrechten Stoß des Wasserfalls als drehende Be-

wegung der Mühlenwelle mittheilen. Solche horizontale Mühräder sind hier in Dalmatien ziemlich gewöhnlich und scheinen eine uralte Erfindung zu sein. Als man vor einiger Zeit in Deutschland dergleichen Räder construirte, glaubte man etwas Neues entdeckt zu haben.

In dem Dorfe, es hieß Podosz, führte man uns zu einigen Bauern, die sehr bereitwillig waren, uns ihre Häbseligkeiten zu zeigen. Bei dem Anblicke der Armlichkeit ihrer Einrichtungen glaubte ich erst, man habe uns zu den Bedürftigsten des Ortes geführt; allein man sagte mir, es seien dieß im Gegentheil die reichsten Besitzer. Ihre Häuser waren aus losen Natursteinen, so wie die ausgewitterte Oberfläche der Berge sie liefert, zusammengefügt, die Wände und ihre Löcher nicht mit Lehm ver kittet, die Dächer mit Schilf gedeckt. Die inneren kleinen Abtheilungen der Wohnungen waren aus Flechtwerk gemacht, das hie und da wie unsere sogenannten spanischen Wände aufgestellt und ebenfalls nicht verkleistert oder ausgefüllt war. Fenster brauchten diese Wohnungen nicht, da der Himmel überall durch viele Löcher durchschimmerte. Aber da das Klima dieser inneren dalmatischen Thäler, die schon ziemlich hoch und am Fuße rauher Gebirge liegen, gar nicht sanft ist, so mögen im Winter jene Löcher ihr Unbequemes haben. An Defen ist natürlich nicht zu denken, denn diese giebt es im Lande nicht, dafür glimmt den ganzen Tag ein Feuer auf dem Heerde, an dem man sich Hände und Füße ein wenig wärmen kann. Auch die vereinzelt italienischen Kaufleute und Beamten, welche hier in der gebirgigen Morlachei wohnen, haben keineswegs darauf Bedacht genommen, Defen zu bauen. Sie thun so, als wenn

überall, wo Italiener sich aufhalten, auch Italien sein müßte, und würden wohl am Ende auch in Sibirien, wenn sie es einmal erobert hätten, nach der Sitte ihrer Heimath leben und bei ihren Kaminen und Kohlenbecken frieren und lieber über die Kälte des Landes murren, als das Ofenbauen lernen. Es ist merkwürdig, daß auch solche durch Naturnothwendigkeit gebotene Sitten sich so schwer mittheilen und von den Völkern so eigensinnig verschmäht werden. In Triest haben bekanntlich alle dort eingewanderten Deutschen ihre Ofen eingeführt, während die Italiener, die mit ihnen Haus an Haus wohnen, bloß ihre Braferos mitbrachten und in ihren Wohnungen, die sie ungeheizt lassen, entseßlich frieren. — Auch von Betten und Bettstellen war bei unseren Morlachen natürlich keine Spur, wie sich denn überhaupt in der ganzen Morlachei außer bei den auf italienische Weise Lebenden gar keine Betten finden. Die Leute verkriechen sich des Nachts wie die Fledermäuse auf dem Stroh oder Heu — und selbst dieses ist nur sehr spärlich vorhanden — und in ihren Kleiderhaufen hinter ihren Flechtwerkwänden so gut, als es gehen will. Die, welche auf italienische Weise leben, d. h. die Beamten, einige wohlhabende Bürger in den Städten, die „Possidenti“ (Gutbesitzer), die Locandenbesitzer u. s. w., haben aber alle das große, weitläufige und bequeme italienische Bett, und ich glaube behaupten zu können, daß der Reisende selbst in der elendesten Locanda von Dalmatien, wenn er überhaupt nur eine Locanda und ein Bett findet, noch immer ein vernünftigeres und besseres erhält als in manchen Gegenden Deutschlands. Ich bekam auch in dieser Bauernwirthschaft zum ersten Male die ursprüng-

liche Form einer morlachischen Leiter zu sehen. Dieselbe besteht aus zwei oben gabelförmig zusammengewachsenen langen Holzflößen, auf welche als Sprossen dicke Querstäbe aufgenagelt sind. — Man sieht es diesen Leitern an, daß sie aus derselben Fabrik hervorgegangen sind, in welcher die vierkantigen Räder gemacht wurden.

Wie gesagt, ich mußte mir es mehrere Male wiederholen lassen, daß man uns nicht zu ganz armen, sondern zu wohlhabenden Leuten geführt hatte. Aber diese Reichen sind hier im Innern ihrer häuslichen Wirthschaft nur wenig luxuriöser eingerichtet und essen auch wenig besser als die Armen. An der Anzahl seiner Knechte und Ochsen, an der Beschaffenheit seiner Waffen und an dem Schmucke seiner Frau und seiner Töchter erkennt man den Reichen.

In Verlicca findet sich für jede der drei in Dalmatien herrschenden Religionen eine Kirche, nämlich ein griechisches, ein katholisches und ein griechisch-unirtes Gotteshaus. Dieß letztere ist neu und auf katholische Anregung gebaut, und zwar, wie man mir sagte, zu dem Zwecke, um der sich mehrenden Zahl der Griechen einen Damm entgegenzusetzen und eine kleine unirte Gemeinde unter ihnen zu bilden. Habe ich recht verstanden, so hat der Uebergang eines griechischen Priesters zum Katholicismus dazu Veranlassung gegeben. Die Sache soll aber ziemlich mißglückt und die Kirche beinahe ganz ohne Gemeinde sein. Man erzählte mir später von mehreren Seiten die Geschichte dieser neugestifteten Kirche. Allein obgleich diese Angelegenheit, als ein Beitrag zur Geschichte des fortgehenden Ringens der beiden Kirchen in diesem Lande, sehr interessant sein möchte, so nehme ich doch Anstand, sie wiederzuerzählen,

weil bei dieser Gelegenheit die Griechen höchst abscheulicher Thaten beschuldigt wurden, die man nicht gut anders, als nachdem sie vor Gericht gehörig constatirt sind, erzählen darf. Aufmerksam machen kann man aber immerhin auf die Dinge, die hier noch immer zwischen den beiden Kirchenparteien vorgehen, und wer sich dazu hinlänglich eingeweiht und berufen fühlt, sollte sie auch wohl der Welt, die Interesse genug daran nehmen würde, mittheilen.

Es scheint fast, als hielten die beiden Parteien Alles gegen die Leute von der Gegenpartei für erlaubt. Daß die griechischen Montenegriner katholische Dörfer fast eben so begierig ausplündern wie türkische, und daß sie bei den griechischen sich weit mehr Gewissenskrupel machen, erwähnte ich schon. Oft hörte ich behaupten, daß die griechischen Priester für ein einem Katholiken zugefügtes Unrecht einen Sünder viel leichter absolvirten, als wenn er einen Griechen verletzte. Daß ein Katholik die Raublust der Montenegriner ihrer „griechischen Natur“ zuschrieb, bemerkte ich soeben. Ich erzählte einmal einem katholischen Dalmatier einen Fall höchst eclatanter Ungastlichkeit, den ich selbst bei einem griechischen Dalmatier erlebt hatte. Er war ganz empört, setzte aber am Ende hinzu: „Basta, che sia Greco“ (ich begreife Alles, wenn Sie mir sagen, daß es ein Grieche war). — In einem versteckten Winkel Dalmatiens sah ich einmal eine Zeichnung, die ein junger, die Künste liebender katholischer Bürger in einem müßigen Augenblicke zu Papiere gebracht hatte. Sie stellte einen Kelgen dar, und darunter war ein griechischer Priester

gezeichnet. Wenn solche gelegentlich uns entschlüpfende Blätter unsere innersten Gedanken verrathen, so wirft diese Zeichnung ein sehr trauriges Licht auf die Gesinnung der beiden Religionssecten gegen einander, über die aber, wie gesagt, ein dalmatischer Reisender Alles, was er gesehen und gehört hat, zu verrathen schwerlich sich aufgelegt fühlen möchte.

Es ist mir hier überall nicht anders vorgekommen, als ob Katholiken und Griechen in einer beständigen Conspiration gegen einander lebten und als ob zwischen ihnen ein Haß und eine Verachtung glühe, wie zwischen Juden und Christen. Wir Deutschen, selbst wenn wir Protestanten sind, stellen uns dabei, wie ich an mir selber bemerkt habe, mit unseren Sympathieen weit mehr auf die Seite der Katholiken und Italiener, erstlich weil das Griechenthum, das die ganze slavische Halbinsel und dann Rußland hinter sich hat, jetzt eine sehr drohende Stellung annimmt, zweitens weil der italienische Katholicismus offenbar ein viel größeres Element der Cultur in sich schließt, und drittens überhaupt aus Abneigung gegen den Panславismus. Doch genug hiervon.

Ich fragte in diesen Gegenden die Leute oft nach der Bedeutung und dem Gebrauche des vielfach von mir gehörten und oben auch schon angeführten Spitznamens „Bodolo.“ Sie gaben mir in der Regel keine andere Definition, als: Bodolo heiße ein Mensch, der weder ein rechter Italiener, noch ein rechter Slave sei. Uebrigens bedente „Bodol“ oder „Bodolo“ oder „Bodolitsch“ ursprünglich so viel als „Tölpel“, „Dummkopf“, wovon auch das Wort: „Budolastwo“ (Dummheit, Tölpelhaftig-

keit) abgeleitet sei. Vielleicht hängt dieß mit dem slavischen (russischen) Worte „bodatj“ zusammen, welches so viel bedeutet, als „mit den Hörnern stoßen.“ Der Ausdruck „Bodolitsch“ soll aber auch in der Herzegowina und Bosnien gebräuchlich sein*). Doch fassen sie ihn dort noch in einem umfassenderen Sinne auf, indem sie, wie bereits erwähnt, überhaupt alle Dalmatier, auch die Morlachen mit darunter begreifen. Natürlich mögen die Morlachen, unter denen schon seit vielen Jahren Italiener leben und manche italienische Sitten verbreitet sind, den Bosniern noch immer sehr italienisirt vorkommen. Es ist merkwürdig genug, daß diese Barbaren des Innern so eingebildet sind, daß sie das fremdartige italienische Element, welches sie an der Küste finden, geradezu als gehörnte Dummheit und Tölpelhaftigkeit betrachten. Es ist dieß kein geringer Beitrag zur Geschichte des eingebildeten Hochmuths, von dem alle Nationen gegen einander befeelt sind, indem sie fast immer nur das für geschickt und klug halten, was bei ihnen und ihren Vätern Sitte war und was sie verstehen und begreifen können. Ich mußte dabei an die Montenegriner denken, welche behaupten, die österreichischen Ingenieure verdürben ihre Bergwege, wenn sie statt ihrer Chausseen bauen. Vielleicht nennen die Morlachen auch die Destreicher „Bodoli“, wenn sie, statt ihrer väterlichen vierkantigen, runde Wagenräder bei ihnen einführen wollen. — Wie die Montenegriner, so gebrauchen auch die Morlachen zu Zeiten den Ausdruck

*) Ich habe übrigens auch einmal (ich glaube bei Fortis) die Vermuthung gefunden, daß „Bodolo“ so viel bedeute als „Hund“, und daß es mit dem deutschen „Fudel“ zusammenhänge.

„Lanzman“ oder „Lazman“ für die Italiener. In diesem Ausdruck habe man, so sagte mir ein ragusischer Freund, nicht das deutsche „Landsmann“, sondern etwas von „Latinum-Mann“ oder eine Corruptur von „Lateiner“ zu erkennen. Nach Fortis heißt ein morlachisches Sprüchwort so: „Lanzmanzwa vira passia vira“ (Lateinertreue Hundetreue), was ungefähr mit unseren Sprüchwörtern von der wälschen Falschheit harmonirt. Italienisch Redende im Inneren, wenn sie vom Küstenlande sprechen und dieses bloß schlechtweg geographisch bezeichnen wollen, nennen es dann „la Marina“, z. B.: „Nella Marina si dice“ (an der Meeresküste sagt man so und so). Solche Redensarten kamen mir oft im Innern vor.

12.

Eine Nacht unter Morlakken und der serbische Pobratimstwo.

Der Abend in Berlicca war wunderschön, eine so himmlisch klare Mondscheinnacht, wie ich sie noch nicht glaubte erlebt zu haben. In Begleitung eines italienischen Beamten, der sich meiner annahm und mir noch manches Merkwürdige im Innern der Häuser der Leute zeigen wollte, streifte ich noch lange im Orte herum. Ich bemerkte, daß mein Begleiter bei jedem Hause (d. h. Steinblockhausen), wo wir eintreten wollten, zuerst in einiger Entfernung stille stand und dann den Besitzer des Hauses bei Namen rief. Ganz laut schrie er: „Marco!“ oder „Spiro!“ oder wie die Leute nun eben hießen. „Bist Du zu Hause?“

Brumnte aus dem Steinhaufen eine antwortende Stimme hervor, so wurde dann proclamirt: „Ich bin's! So und So! Ein fremder Herr ist bei mir, und wir möchten gern herein zu Dir!“ u. s. w. Kam auf ein dreimaliges Rufen keine Stimme, so gingen wir weiter. Bei uns treten die Leute, mich dünkt, gewöhnlich gleich in's Haus ein, um nachzufragen, ob der Besizer zu Hause ist. In der Morlachiei geht dieß wohl nicht. Da verlangt man mehr Etikette. Wenn man so unangemeldet in die Wohnung treten wollte, so könnten die Leute erschrecken und in der Meinung, man wolle sonst etwas, wohl gar zur Flinte greifen. Wenn wir uns vor ein solches Haus so hinstellten und Marco! oder Spiro! riefen, so fielen mir immer jene „dobri ljudi“ ein, die bei Blutracheangelegenheiten, wie ich oben schilderte, auch so vor's Haus treten und erst nach dreimaligem Rufe zugelassen werden.

Wir fanden aber die meisten Leute nicht zu Hause; sie waren überall im Felde bei der Arbeit. „In solchen schönen, warmen, stillen Nächten“, sagte mein Begleiter, „nehmen unsere Leute die Zeit wahr und arbeiten auch in der Nacht, um die Ernte aus dem Felde zu schaffen, besonders wenn, wie es jetzt der Fall gewesen ist, so viele Regentage vorangegangen sind und die Erntearbeiten verzögert haben.“ — Wirkehrten daher dem Orte den Rücken und traten in die Campagna hinaus, wo sich uns ein sehr auffallendes Schauspiel darbot. Aus dem ganzen weiten Thale leuchteten Feuer auf, welche die Leute bei ihren Dreschtennen im Freien angezündet hatten. Ueberall bewegten sich Gruppen großer Männer daneben herum, die mit dem Ausdreschen oder vielmehr Ausprügeln des Getreides eben so beschäftigt

waren, wie ich dieß oben geschildert habe. Ein wahres Gesumse sprechender, singender und schreiender Männerstimmen hatte sich über die ganze Flur verbreitet, wie man so etwas Aehnliches nur in slavischen Ländern vernimmt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Deutschen bei ihrer Arbeit, in die sie sich vertiefen, gewöhnlich ganz still und stumm sind, und daß sie, wenn sie sprechen wollen, den Hammer oder das Grabscheit bei Seite legen und dann, auf ihr Werkzeug gestützt, eine gemüthliche Conversation beginnen, so lange diese dauert, aber das Geschäft unterbrechen. Dagegen hat man die Italiener als einen Gegensatz dazu aufgestellt und beobachtet, daß sie selbst während der fleißigsten Arbeit sich immerfort unterhalten, und daß ihr Meißel oder Griffel gleich geschickt und geläufig fortarbeitet, wie die Zunge fortschwagt. Die Slaven haben in dieser Beziehung mehr von den Italienern, nur ist ihre Conversation mehr ein Schreien und Lärmen und zuweilen ein murmelnder Gesang. Mitunter fielen auch Pistolenschüsse dazwischen; denn ohne diese geht weder eine Reise, noch eine Hochzeit, noch eine Arbeit bei den Morlachen ab.

Wir besuchten mehrere der interessanten Männergruppen, die überall sehr zahlreich waren, und bei deren jeder auf einem Holzkloß neben dem Feuer ein Possidente oder ein Possidenten-Sohn saß, der mit seiner Pfeife im Munde die Leute beaufsichtigte und, wenn sie lässig waren, zur Arbeit antrieb. Ich vernahm hier zum ersten Male die eigentliche morlachische Singweise. Ich hatte noch nie von einer Nation gehört, die beim Singen keine anderen als tremulirende Töne, nichts als Triller kennt. Hier fand ich eine solche. Wer die polnischen Juden

und ihre vermuthlich uralten Kirchengesänge besonders in Galizien, Podolien und im südlichen Rußland gehört hat, der weiß zwar, daß auch sie besonders bei gewissen kirchlichen Klageliedern, wo der Affect sehr hoch steigt, einen übermäßigen Gebrauch vom Tremulando machen, und ich habe gehört, daß auch bei den Arabern und anderen orientalischen Völkern das Tremuliren und Trillern sehr gemein sein soll. In welchem Grade, das weiß ich nicht aus eigener Erfahrung; aber hier in der Morlachei bestehen alle Gesänge aus lauter ununterbrochenen Trillerketten. Bei den Montenegrinern habe ich dieß nicht gehört und auch nicht bei den Serben in Ungarn; ebenso ist es ausgemacht, daß weder die Russen noch Polen so tremuliren. Es ist also vielleicht etwas den morlachischen Slaven Eigenes. Dieselben tremuliren nicht bloß etwa bei gewissen Liedern oder Gesängen, vielmehr wird Alles, was sie singen, mit bebender und zitternder Stimme vorgetragen. Ich habe nachher zuweilen wohl einen Morlachen für sich so ein Liedchen, welches ihm gerade einfiel, leise himmelmeln hören. Auch dieses wurde dann immer tremulirt; es ist, als wenn sie gar keinen einfachen geradlinigen oder freisunden Ton kennen. Es ist, als wenn Einer immer mit geschlängelten Zickzacklinien schreiben wollte, anstatt mit schön gezogenen geraden und geschweiften Strichen. Den Triller lassen, glaube ich, unsere Componisten hauptsächlich da eintreten, wo eine Steigerung des Affects angedeutet und ausgedrückt werden soll. Insbesondere dient er jedoch wohl zu heiterer und munterer Musik. Der morlachischen Musik aber giebt der Triller etwas äußerst Wildes und Melancholisches, was indeß ursprünglich

wohl nur in der Tonart und in der Weise des Vortrags liegt, durch das beständig unruhige Tremuliren noch aber mehr hervortritt. Es ist, als wenn man das Murmeln des Flusses und das Flattern des Sturmes in Musik gesetzt hätte.

Ich bat mit guten Worten und mit Beihilfe von „vino nero“ einige morlachische Burschen, sie möchten mir doch eine Reihe ihrer Nationallieder vorsingen. Zweie ließen sich dazu herbei. Sie stellten sich dicht zusammen, und indem sie ihre Köpfe ein wenig zu einander neigten, ließen sie ihre dumpfen bebenden Trauergesänge ertönen. Es fiel mir auf, daß sie sich dabei dasjenige Ohr mit der Hand zuhielten, welches ihrem Mitsänger abgeneigt war. Daß diesem zugeneigte aber ließ jeder offen, der Eine das rechte, der Andere das linke. Zuweilen steckten sie sich statt des Fingers auch ein Pfeifenrohr in's Ohr. Ich habe später noch einige Morlachen singen hören, und auch diese standen paarweise und eben so sich zugewandt und mit verstopften äußeren Ohren. Ich weiß nicht, ob sie sich die Ohren deswegen zuhalten, um nicht durch äußeres Geräusch gestört zu werden und mit ihrem Mitsänger in besserer Verbindung zu bleiben. Dasselbe thun auch die steierischen Alpenfängerinnen, insbesondere wenn sie laut jodeln und jauchzen. Ob aber dieß Ohrverstopfen einen Einfluß auf die Tonbildung hat, ob es den Gesang erleichtern mag, weiß ich auch nicht.

Raum hatten meine Morlachen den Mund aufgethan, so hörte ich auch schon ganz deutlich den Signor „Marco Kraljewitsch“ in ihren Versen figuriren. Es ist etwas Wunderbares mit diesem Marco Kraljewitsch der

serbischen Stämme. Sein Andenken ist bei ihnen noch heutiges Tages überall so lebendig, daß so zu sagen Thal und Hain von seinem Lobe erschallt. Und doch ist er eine beinahe rein mythische Person! Die serbische Nation hat diesem Herrn gar nichts zu verdanken; ja, wenn man genau nachsieht, wer Marco Kraljewitsch, dem die Serben alles Edel- und Heldenmüthige ausbürden, in der Wirklichkeit war, so findet sich in der Geschichte, daß er einem türkischen Kaiser diente und vermuthlich nicht für, sondern gegen die Christen tausend Un- und Heldenthaten verrichtete. Und eben diesen haben nun die Serben allen ihren anderen Helden vorgezogen und zu ihrem Hercules oder Roland gemacht. Wenn ich bedenke, wie auf der griechisch-slavischen Halbinsel sich das Mittelalterliche mit dem Antiken so häufig mischt, und wenn ich dazu des nach dem serbischen Ragusa verpflanzten Rolands mich erinnere, so wird es mir beinahe wahrscheinlich, daß die Hercules- und Rolandsmythe sich wirklich mit der Kraljewitsch-Sage vermischt habe. Es wird mir wahrscheinlich, daß manche der zwölf oder vierzig Arbeiten des Hercules noch heutiges Tages dem Marco Kraljewitsch beigelegt werden und daß auch manches Rolandlied auf ihn übertragen worden ist. Es käme dabei allerdings auf eine kritisch-historische Untersuchung an. Wie Roland, verrichtete auch Marco Kraljewitsch nicht nur Heldenthaten im Kriege; er wirkte auch, wie Roland, vielfach auf die Natur und Gestaltung des Landes ein. Roland spaltete nach der biscaischen Sage die Pyrenäen an mehreren Stellen mit seinem Säbel und grub Felsenthäler aus. Dasselbe wird von Marco Kraljewitsch in Bosnien bei mehreren Gebirgs-

einschnitten erzählt. Es giebt auch irgendwo in diesen Gegenden, ich habe vergessen wo, einige Felsen, die man „Skákala Kraljewitscha“ (die Sprünge des Kraljewitsch) nennt.

Wie groß der Respect ist, den die Morlachen noch heutiges Tages vor ihrem Marco Kraljewitsch haben, davon erlangte ich später einen kleinen Beweis in Zara. Hier befindet sich ein berühmtes Museum römischer Antiquitäten im Besitze eines Privatmannes, der auf dem inneren Hofe seines Gebäudes unter anderen Alterthümern auch die colossale Statue eines römischen Kaisers aufgestellt hat. Man erzählte mir dort, daß die morlachischen Bauern, wenn sie aus dem Gebirge zur Stadt kämen, oft Einlaß zu diesem Gehöfte begehrten und sich dann jene Kaiserstatue, die allerdings sehr herculisch aussieht, hervor suchten, einander zeigten und sich erzählten, das sei ihr „Marco Kraljewitsch“, indem sie dabei sich ehrerbietig bekreuzigten und der Statue ihren „Poklon“ (Verbeugung) machten, wie einem Heiligenbilde*). Ob nicht am Ende ihrer Meinung nach Marco Kraljewitsch auch einmal das römische Reich beherrscht hat? Uebrigens ist es merkwürdig, wie nicht bloß in dem ihm zugeschriebenen Charakter, sondern auch darin die oben

*) In einem italienischen Gedicht wird Marco als ein Reiter mit zwei Schlangen in den Händen, von denen er eine als Zügel, die zweite als Sporen gebraucht, geschildert:

„Marco de' Ré sul suo destier cavalca
Una vipera in man per briglia tiene
L'altra di spron gli serve.“

Das „de' Ré“ (des Königs) ist eine Uebersetzung von Kraljewitsch (Königssohn).

genannten Herren übereinstimmen, daß sie alle drei nicht etwa die größten und glänzendsten Könige des Volkes, das sie besingt, waren, sondern vielmehr ihre Heldenthaten nur als Sklaven oder Diener anderer großer Herren verrichteten. Hercules war Knecht des Königs Eurystheus, Roland ein Paladin Carl's des Großen, Marco Kraljewitsch ein General eines türkischen Sultans. Es scheint, das Volk liebt es, seine Helden auf seine Weise zu wählen und sie der Geschichte zum Troß groß zu machen.

Es war dieß, wie gesagt, eine der wundervollsten Nächte, welche ich in der Morlachei erlebt habe. Das Singen, Lärmen, Dreschen und Pistolenschießen dauerte bis zum frühesten Morgen. Und da wir dieß eigenthümliche Bild nun einmal im schönsten Mondenscheine und bei dem herrlichsten Sterngeflimmer vor uns haben, und dabei unsere beiden von der Aussicht auf vino nero begeisterten Sänger unerschöpflich sind im Hervorbringen neuer Tremolando-Gesänge, mein Possidente aber, der mir seine beiden Arbeiter für einige Zeit überlassen hat, ruhig neben mir auf der Bank sitzt und das Feuer schürt, so scheint mir hier eine passende Gelegenheit, meinem Leser etwas von einer sehr schönen und poetischen Sitte der Morlachen zu erzählen, die es mich schon längst drängte ihm mitzutheilen. Ich habe nämlich die morlachische „Pobratimstwo“ (Freundschaft durch Verbrüderung) im Sinne. Es ist dem aufmerksamen Kenner der deutschen Literatur die Existenz dieser Sitte zwar schon von mehreren Seiten her bekannt, aber ich habe doch im Lande selbst noch einige besondere Erkundigungen darüber eingezogen und will versuchen, diese hier zusammenzustellen. Außerdem aber verweilt der Menschenfreund

bei einer so wunderhübschen Sitte einer scheinbar rohen Nation auch ohne Ueberdruß gern noch ein Mal, selbst wenn er schon gehörig darüber unterrichtet sein sollte, was übrigens keineswegs bei allen Lesern der Fall sein möchte. Schon Jean Paul erwähnt irgendwo, daß die Morlachen eine vom Priester geweihte Freundschaft auf Leben und Tod unter sich zu schließen pflegen. Vermuthlich hatte er davon in dem Werke des Fortis, eines venetianischen Reisenden und Schilderer Dalmatiens aus dem vorigen Jahrhunderte, gelesen. Fortis giebt über diese bewundernswürdige Sitte ziemlich genügende Nachrichten. Dann redet der französische Beschreiber Dalmatiens, Cassas, davon, und endlich hat die lebenswürdige Uebersetzerin der serbischen Volkslieder (Talvi) dem deutschen Publikum Einiges darüber mitgetheilt.

Die Sitte, sich einen Hufenfreund zu wählen und durch heilige Eidschwüre und Ceremonieen mit ihm zu verbinden, scheint bei verschiedenen Völkern, namentlich auch bei denen, welche die Alten unter dem Namen „Scythen“ begriffen, uralt zu sein. Die Art und Weise sowohl, als auch der Zweck dieser Verbrüderung, wie die Alten sie beschrieben, sind noch heutiges Tages so ziemlich dieselben. Wenn es bei ihnen heißt, daß es nichts gäbe, worauf sich ein Scythe mehr einbilde, als wenn er etwas Schweres mit einem Freunde auszuführen und gefährliche Abenteuer mit ihm zu bestehen, Gelegenheit bekomme, so gilt dieß noch heutiges Tages, und ich habe selbst schon oben bei der Schilderung der Montenegriner und der Bocchesen einige solche von zwei Freunden aufgesuchte und bestandene Abenteuer zu erzählen versucht. — Wenn

es ferner heißt, daß sie den Bund der Freundschaft mit dem heiligsten der Schwüre beschworen und daß sie dabei ihre Dolche in einen Becher tauchten, in welchen sie einige Tropfen ihres Blutes hatten laufen lassen, so besteht auch dieß der Hauptsache nach noch heutiges Tages bei den Morlachen, welche ebenfalls eine feierliche Bethörung, daß sie mit einander leben und für einander sterben wollen, und zwar vor den Priestern in der Kirche ablegen, dabei auch ihre Waffen mit vor den Altar bringen und dieselben weihen lassen. Nur das Blutvergießen und Bluteintauchen fehlt jetzt.

Wenn es ferner bei den Alten heißt, daß die Scythen keine größere Schande künnten, als die, für Verräther in der beschworenen Freundschaft gehalten zu werden, so trifft auch dieses ebenfalls noch heutiges Tages völlig bei den Morlachen zu, bei denen ein solcher Verrath äußerst selten statthat und wenn er eintritt, für die größte Schande nicht nur, sondern auch für eine Landes-Calamität gehalten wird, indem sie glauben, daß, wenn irgendwo zwei „Pobratimi“ sich untreu werden, dieß ein Unglück oder eine Strafe des Himmels für die Gegend oder das Dorf, in welchem sich dieß zutrage, vorbedeute.

Gewöhnlich findet ein solcher Freundschaftsbund bloß zwischen Männern statt, und es ist dann hauptsächlich nur ein Waffenbund, welcher „Pobratimstwo“ (Verbrüderung) genannt wird. Die Freunde selbst heißen „Pobratimi“ (Singular „Pobratim“ vom Verbum „pobratiti“, d. h. verbinden, welches selbst von „brat“, d. h. Bruder, und „po“, d. h. an, vor, zusammengesetzt ist).

Aber auch die Mädchen schließen unter einander

einen ähnlichen Bund, der dann allerdings, insofern die Waffen dabei aus dem Spiele bleiben, eine andere Bedeutung hat. Dieser Mädchenbund heißt „Posestrmstwo“ (Verschwesterung), und die Freundinnen selbst werden „Posestrimi“ (Verschwesterete) genannt.

Endlich scheint es, daß sogar auch die Idee des allerartesten und poetischsten aller Freundschaftsverhältnisse und Seelenbündnisse bei den Morlachen zur Wirklichkeit gekommen ist, nämlich eine Freundschaft und Verbindung zwischen Mann und Weib ohne Beimischung sinnlicher Leidenschaft und ohne die Zwecke der Ehe. Es werden wenigstens zuweilen in der serbischen Geschichte Prinzen und Helden genannt, welche sich mit Frauen verschwistert zu haben scheinen, mit denen sie nur gleichsam in einem Platonischen Liebesverhältnisse gestanden zu haben scheinen, einem Verhältniß, das bei allen Völkern so hoch gepriesen ist, und wodurch Laura und Petrarca, Abélard und Heloise unter den Menschen so berühmt geworden sind. — In der That, man reißt sich unwillkürlich die Augen, wenn man diese Dinge hört und dabei diese Morlachen vor sich sieht, und begreift es kaum, wie so raube Leute auf so feine Gedanken kamen.

Die Wahl eines Freundes wird meistens durch die gegenseitige Sympathie bestimmt, die zwei Menschen für einander empfinden, oft durch den Zufall, der sie zusammenführte und sie vielleicht eine gemeinsame Heldenthat ausführen, ein gemeinsames Glück genießen ließ, zuweilen aber auch durch das Interesse, indem einer den Schutz und die Freundschaft eines Einflußreichen dadurch zu gewinnen sucht, oder indem zwei wichtige

Familien durch die Vermittelung solcher Bande sich gegenseitig noch mehr zu stärken suchen. Das Interesse soll, so hat man mir gesagt, bei diesen Verbindungen mitunter eine eben so große Rolle spielen, wie bei den Ehebündnissen, und es soll dabei der Nutzen, die Ebenbürtigkeit, der Reichthum &c. eben so besprochen werden, wie bei einem Ehecontract. Manches ist eine gute Freundschafts-Partie, Manches nicht. Auch sollen solche Freundschaftsbündnisse in der Regel nicht zwischen den Einwohnern desselben Dorfes und desselben Thales, sondern zwischen entfernt Wohnenden geschlossen werden.

Schon vor 50 Jahren meinte der französische Reisende Cassas, daß in Folge der Einnistung italienischer Sitten unter den Morlachen und in Folge des eingerissenen Gebrauchs berauschender Getränke die Sitte des „Pobratimstwo“ — welch barbarisches Wort! aber welch schönes Ding! — bei diesem Volke außer Gebrauch gekommen sei. Allein so etwas, was schon zu des Plato und Sokrates Zeiten bestand, kommt nicht so leicht „außer Gebrauch“. Ließen doch die Illyrier alle die verschiedenen Sittenverderbnisse und Unterjochungen, die römische, die byzantinische, die türkische, über sich hin gehen, ohne jene uralte Gewohnheit abzulegen. Da werden sie wohl auch noch die venetianische Fremdherrschaft überstanden und aus dem Schiffbruche jene schöne Idee gerettet haben und sie für kommende Geschlechter bewahren. Ich habe zwar selbst nicht das Glück gehabt, wie der Reisende Fortis, einer Einsegnung zweier Freunde vor dem Altare beizuwohnen. Aber man hat mir doch überall so viel von den morlachischen „Pobratimi“ erzählt, und ich fand alle Welt so gut davon unterrichtet, daß

ich glauben muß, daß die Idee noch heutiges Tages sehr lebendig und geläufig unter den Leuten ist. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die beständigen Tscheten, welche die Montenegriner, die Pastrovichianer, die Krivoschianer und die anderen kleinen Stämme an der Bocca, dann die oft empörten Unterthanen der Türken in Bosnien, Serbien und der Herzegowina, so wie auch zu Zeiten die serbischen Unterthanen Oestreichs gegen die Türken unternehmen, Unternehmungen, bei welchen solche Verbrüderungen ganz in der Natur der Verhältnisse liegen, auf der einen Seite eben so viel dazu beitragen, die besagte Sitte aufrecht zu erhalten, als ihr auf der anderen das Eindringen italienischer und anderer fremdländischer Sitten Abbruch gethan haben mag.

Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß es etwas die Poesie einer solchen schönen Nacht, wie ich ihrer hier im Mittelpunkte der Morlachei genoß, und die Freude an solchen Betrachtungen, wie die über das morlachische Pobratimstwo stört, wenn man dabei wieder hören muß, daß dieß Verlicca als ein wahres Schelmen- und Banditennest verrufen ist, und daß die Leute gerade hier noch schlimmer sein sollen als anderswo. Aber leider hat der, welcher sich mit den Menschen, und insbesondere mit den morlachischen Menschen beschäftigt, immer mit vielen Widersprüchen zu thun, die er nur schwer lösen kann. In diesen Morlachen steckt so viel wunderherrliche Anlage, und doch ist so wenig zur Reise gebracht, so viel ächtes Gold und dabei so viel oft unergreifliche Schlacke. „Questo nostro Morlacco“, sagte mir einmal ein Dalmatier, „e una pasta di uomo! una pasta di oro!“ Ja die Natur, der Stoff ist bei

so vielen Völkern da, aber ungünstiger Umstände halber kommt die schöne harmonische Natur so selten zur Blüthe. Solche Darsteller der Sitten und des Charakters der Morlachen und Serben, wie die obengenannte Gräfin Ursini und die Talvi, haben es sich leicht gemacht, indem sie bloß das Gold und den Honig herausnahmen, die Schlacke und das Gift aber darin ließen. Schwerer wird es Dem, der beides zusammen verdauen und in Harmonie bringen möchte, der nicht die Menschen zeigen will, wie sie ihren Anlagen nach sein könnten, sondern wie sie ihren Thaten und Früchten nach sind. Es steckt so viel Schönes, so viel Poetisches, so viel Idyllischliebliches, so viel Heldenmüthiges und Edles, so viel unverwüsthliche Treue und Hingebung in dem Charakter dieser Leute, daß Der leichtes Spiel hat, welcher mit Hilfe dessen einen paradiesischen und höchst idyllischen Zustand schildern und ein Auge zudrücken will bei der Barbarei, der Völlerei, der Dummheit, dem räuberischen und blutdürstigen Sinn, die eben auch in diesen Morlachen stecken. Ich habe zwar natürlich nicht Erfahrung genug, um es zu versuchen, diesen Zwiespalt zu lösen; ich habe hier, wo ich nur einzelne Reiseimpressionen mittheile, auch gar nicht die Absicht, eine kritische und aburtheilende ethnographische Darstellung des Charakters der Morlachen zu geben. Ich will vielmehr als Beiträge zu dieser Charakteristik, und damit am Ende bei dem Leser selber ein Urtheil reife, nur mein im Lande Gesehenes und Gehörtes geben. Und damit ich dem Leser den bitteren Tropfen, der sich hier überall einmischt, nicht vorenthalte und damit seine Sehnsucht nach solchen zauberischen Nächten, wie die ist, die er jetzt mit mir in der Morlachei verlebt, nicht zu groß werde, so will ich ihm hier eine

kurze Schilderung der Morlachen und der Morlachei mittheilen, die offenbar bei schlechterem Wetter verfaßt wurde und die von einem Italiener herrührt, der vermuthlich, als er sie niederschrieb, sehr übler Laune war. Sie ist zwar auch poetisch, wie die Schilderung der oft genannten Gräfin, aber ihre Poesie läuft gerade nach dem entgegengesetzten Pole. Sie enthält eben so viel Wahrheit, wie der oft genannte Roman, aber Wahrheit von der Schattenseite. Der Leser muß die Wirklichkeit in einer Gegend zwischen beiden Polen suchen. Diese Schilderung wurde mir von einem deutschen Freunde mitgetheilt und lautet — dem, der sie lesen will, muß ich im Voraus bemerken, daß das Ganze eine einzige lange poetische Verwünschung Dalmatiens ist, und daß man sie daher, wenn sie Effect machen soll, in einem Athemzuge, wo möglich rasch wie ein ereiferter Italiener, zu Ende lesen muß, — so:

La Dalmazia.

Solitari ricetti, orrende rupi,
 Tremendi precipizi, aspri dirupi,
 Dirroccate magion' sozzi tuguri,
 Appestate cason', crollati muri,
 Tetri alberghi d'orror, deserti oscuri,
 Inospite montagne, abissi cupi,
 Nascondigli di corvi, antri di lupi,
 D'ogni brutto il piu rio, ricetti impuri,
 Velenosi scorpion', brutti bissoni,
 Fame, guerra, terror, spavento e peste,
 Sozzi Morlachi, infami, empj ladroni,
 Spettri, larve, fantasmi, ombre funeste,
 Grotte, tane, caverne, orchi e demoni
 Son di Dalmazia le delizie queste.

Dieß klingt ungefähr wie ein Recept zu einem Herrenbrei und heißt zu Deutsch etwa so:

Einsame Verstecke, — fürchterliche Felsen, — schauerliche Abgründe, — jähe Schlünde, — verfallene Baraken, — elende Hütten, — verpestete Häuser, — zertrümmertes Gemäuer, — schmutzige Herbergen voll Grauen, — finstere Wüsteneien, — ungastliche Gebirgsgegenden, — tiefe Höhlen, die Schlupfwinkel der Raben und die Behausung der Wölfe, — von allem Garstigen das Allermiserabelste, — giftige Skorpione, Molche und Drachen, — Elend, Hunger, Krieg, blasser Schrecken, Krankheit und Pest, — braune Morlachen, gottlose infame Räuber, Gespenster, Larven, traurige Schatten und entsetzliche Ausgeburten der Fantasie, Faunen und Dämonen! — dieß, o Dalmatien, sind deine Reize!

Dieß Recept, sage ich, nehme man, pulverisire es und streue es wie Salz und Pfeffer in die idyllischen süßen Gerichte, welche die gierliche Hand der Gräfin Ursini uns bereitet hat, und man wird dann den rechten ethnographischen Geschmack, den die Morlachei unserem Gaumen darbietet, herausbringen*).

*) Folgende Schilderung der Morlachen von Herrn G. de B—n in seinem Werke über Dalmatien thut ihnen wohl nach beiden Seiten hin volle Gerechtigkeit:

„Die Morlachen“, sagt er, „sind Menschen von Verstand und Herz, einfach in ihren Ideen, treu in der Beobachtung des gegebenen Wortes, gastfreundlich bis zu einem Grade, der für sie selbst verderblich wird, gefühlvoll gegen die Unterdrückten, großmüthig gegen die Armen, blind ergeben den Fremden, die mit ihnen ihre Sprache reden, gefällig denen, die ihre Hülfe in Anspruch nehmen und bei

13.

Am Fuße der dinarischen Alpen.

Ich beschrieb oben den landesüblichen Vorspann der österreichischen Offiziere und Beamten im Innern von Dalmatien, jenen plumpen mit sechs oder acht Ochsen bespannten Wagen. Und doch wie glücklich ist ein Passagier, wenn er nur erst diesen Wagen fix und fertig und reisebereit vor seiner Thüre sieht. Wie viel Geduld und Sorge kostet es, bis man nur dahin kommt, daß die alten Rädervierecke sich wirklich fnarrend in Bewegung setzen.

Weil der morlachische Fuhrmann, der eben mit der Vorspannleistung an der Reihe ist, jene sechs Ochsen natürlich nicht gleich aufgeschirrt im Stalle hat, so ist es gesetzliche Vorschrift, daß ihm achtundvierzig Stunden

ihnen Asyl suchen, fest in den Gefühlen zur Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten und eifrig in Uebung ihrer religiösen Pflichten, auch im Glende noch heiterer als die Deutschen, und im Glück wie im Unglück zum Singen und zur Poesie aufgelegt. Der Morlache ist unter guter Anführung tapfer und fürchtet den Tod nicht, indem er wie der Hindu denkt, daß das Schlafen besser ist als das Wachen, das Sterben besser als das Leben.“

„Aber dieser schöne Charakter wird oft von der dunkelsten Schattenseite verfinstert. Jedes Grades von Cultur und Erziehung entbehrend, kennen die Morlachen keine Gränzen in ihren Leidenschaften. Heftigkeit ist ihnen angeboren, Mäßigung ist ihnen unbekannt, Mord und Raub betrachten sie als ehrenvolle Unternehmungen, welche den Muth, die Kraft und Schlantheit des Thäters beweisen. — Ihre Festivitäten, Mahlzeiten und Trinkgelage dauern so lange, bis Alles aufgezehrt ist. Sie sind die größten Verschwencker und die schlechtesten Wirthschafter von der Welt, leben wie große Herren in der Erntezeit und sterben vor Hunger im Frühling.“

vor der Abreise Notiz davon gegeben werde. Nach Ablauf dieser Frist kommt aber auf einmal der Bauer jammernd herzu und klagt, er könne das eine Paar Ochsen oder auch nur den einen Ochsen gar nicht finden. Dieser habe sich in den Felsen des Gebirges verlaufen, und es sei ihm daher eine physische Unmöglichkeit, seiner Pflicht nachzukommen. Man ärgert sich, man schilt, man wird böse. Aber man muß sich am Ende drein finden und nun den folgenden Bauer, der nach ihm an der Vorspannsreihe ist, zum Dienste auffordern. Aber dieser hat nun auch wieder gesetzmäßige achtundvierzig Stunden Zeit zur Rüstung. Dieß giebt dann oft einen ärgerlichen Aufschub. Dazu kommt noch, daß solche moralachische Querköpfe fast nie wissen, welche Uhr es ist. Man bestellt sie um acht Uhr Morgens. Statt dessen sind sie schon in der frühesten Frühe um vier oder drei Uhr noch vor Sonnenaufgang da. Man ärgert sich, schilt und jagt sie fort. Sie gehen daher einstweilen mit ihren Ochsen ins Wirthshaus, das vielleicht eine Miglie entfernt ist. Hier fangen sie natürlich an zu zechen, vergessen jetzt der Reise und Zeit völlig, und mit Mühe wird man ihrer vielleicht erst gegen Mittag wieder habhaft. Solche Noth haben hier die österreichischen Offiziere und Beamten, wenn sie, was selten der Fall ist, nicht mit eigenen Equipagen reisen, solchen Aerger hatten die venetianischen Preveditoren und Capitani. Auf ähnliche Weise wurde hier vermuthlich auch in alten Zeiten den römischen Commandanten der Vorspann geleistet. Denn ohne Zweifel ist in diesem Lande die Ochsenpost eben so uralt wie der Bobratimstwo.

Wie froh waren wir, daß wir kein Kriegsmaterial

und Lagergepäck, sondern nur uns selbst und ein paar Reisefätschen zu transportiren hatten, wozu unsere kleinen dalmatischen Pferdchen und im Nothfall unsere eigenen Füße ausreichend waren. Als wir am anderen Morgen längs der allmählig aufsteigenden Höhen, welche die Flußgebiete der Cetinna und Kerka trennen, vor unserem Wägelchen hergingen, hob sich die Sonne eben in aller Glorie aus den Felsenriffen Dalmatiens hervor und kehrte bald den glitzernden Reif, den die etwas kühle Nacht ins Gras geworfen hatte, bei Seite.

Das Land oder vielmehr, um für Dalmatien passender zu reden, das Gestein liegt hier ziemlich hoch und bildet einen lang ansteigenden Rücken, der gegen die Seite von Ruin zu am Rande des Thales der Kerka schroff abfällt. Wir machten fast die ganze Tour zu Fuß, da der Weg hier am schlechtesten war, und hatten überall nach hinten und vorn sehr weite Aussichten, zur Rechten aber immer und zwar stets ziemlich nahe die dinarischen Alpen, ein entsetzlich ödes und todtes Gebirge, in der That lauter zu nichts nütze Felsenhaufen, die weder dem leiblichen Auge, noch auch dem der Phantasie das Geringste bieten. Sie kamen mir wie eine Reihe von Mausoleen vor. Kein Grashalm wächst auf ihrer Oberfläche, und nicht einmal erzbewachende Gnomen durchschlüpsen ihr Inneres, das ebenfalls nichts als nutzloses Gestein ist und keine Spur brauchbaren Goldes, Silbers, Kupfers oder Eisens enthält. Doch halt! — Eisen, ja! das mag drin sein. Wenigstens erzählt man von großen eisenhaltigen Lagern, die auf der türkischen Seite sein sollen. Auf der dalmatischen Seite aber ist nichts.

Wehe dir, Dalmatien! wenn man da anfängt zu vergleichen und sich an die reichhaltigen Erzgebirge Deutschlands oder Englands erinnert, wo Blei-, Silber-, Kupfer-, Eisen-, Kohlen- und andere Stufen in den Gebirgen zusammengepackt sind, wie Korinthen und Rosinen in einem Weihnachtstollen. Es wird Einem ordentlich unheimlich zu Muth in einem Lande, das Natur und Mensch so vernachlässigten, selbst wenn die Sonne so lieblich scheint, wie dieß bei uns jetzt der Fall war. Wenn die Bora Tage lang braust, oder die heftigen Regen sich wochenlang ergießen, da mag es gar graulich sein.

Wir wurden unterwegs mehrere Male weiter Gegenden in der Ferne ansichtig, auch sahen wir darunter schon einmal einen Punkt, der einer Festung auf einem Hügel glich. Wir wagten es nicht recht, ihn für den berühmten Ort Knin zu halten, und verloren ihn auch noch einmal aus dem Gesichte. Nachher stellte es sich aber heraus, daß wir ganz recht vermuthet hatten. Ein wildes tiefes Felsenthal mit entsetzlich nackten Wänden erschien uns mehrere Male zur Rechten. Endlich nach einer Wanderung von abermals einigen Stunden hatten wir die Höhe des Abfalls unseres Steinriffs nach der Kerka zu erreicht. Der Weg, ein schönes wohlunterhaltenes Straßenstück, führte an dem Abhange vor uns hinunter. In der Entfernung einiger Stunden vor uns lag Knin mit seiner Festung auf einer schroffen Klippe, an deren Fuß die Stadt selber, rund um beide herum, von hohen Felsgebirgen eingeschlossen, das weite grüne Thal der Kerka. Dieser Fluß entspringt selber unmittelbar am Fuße des Abhangs, auf dem wir standen, aus einer

Höhle, auf ähnliche Weise, wie auf der anderen Seite der Felsenwüstenei, durch die wir kamen, die Cetinna entspringt. Sie, die Kerka, ist gleich sehr mächtig, wie alle diese dalmatischen Höhlenflüsse und wird bei Knin, wo viele Gewässer zusammenfließen, noch durch zwei Nebenflüsse, die weiter herkommen, verstärkt, nämlich durch die Buttimschizza und den Kerkitsch (d. i. die kleine Kerka). Dieser letztere, der Kerkitsch, ist zwar auf unseren Charten meistens als Kerka bezeichnet, allein nach der volksthümlichen und landesüblichen Benennungsweise ist dieß falsch. Die Morlachen der Umgegend nennen den mächtigen großen Höhlenfluß, eben weil er mehr Wasser führt, Kerka und lassen diesen Namen allen vereinigten Gewässern bis zur Mündung. Dem „Kerkitsch“ aber und der Buttimschizza geben sie besondere Namen und lassen sie, obwohl ihr Lauf länger ist, in jener kurzen Hauptader, die aus der nahen Höhle kommt, aufgehen.

Die Gegend um Knin ist in vieler Beziehung sehr merkwürdig, insbesondere auch durch einige ganz eigenthümliche kleine zirkelrunde Wasserbecken, die vom Volke bloß die „Ozeri“ (Seen) von Knin genannt werden, und von denen ich jetzt gleich sprechen muß, weil wir sie hier auf der Höhe unseres Absatzes dicht vor und unter uns sehen. Diese kleinen Seen, es giebt ihrer etwa sechs bis acht, liegen mitten in der Ebene des flachen Thales und sind von keiner Art Rand, Damm oder Höhenzug umgeben. Nichtsdestoweniger aber sind sie ziemlich tief, man sagte mir fünfzig bis hundert Fuß, und trichterförmig gestaltet. Die Umfangsline einiger von ihnen ist so vollkommen kreisrund, daß

man glaubt, sie müßten mit einem Circel ausgemessen sein, und ihre glänzenden Spiegel scheinen der Landschaft wie Augen einem Bilde eingesetzt. Bei mehreren ist die kreisrunde Gestalt etwas verdreht und verschoben, und diese scheinen wie aus mehreren Kreisen zusammengesetzt zu sein. Einige waren rund herum am Ufer mit dichtem Schilfe besetzt. Doch ging der Schilfstreifen, wie ein Ring vom Ufer aus nur wenige Klaftern weit ins Wasser hinein und hörte dann ringsum plötzlich wie abgeschnitten auf, so daß es schien, als wäre hier auf einmal eine plötzliche Tiefe des Trichters, wo das Schilf keinen Boden zum Wurzelschlagen mehr erlangen könne. Einige dieser Seeaugen schienen ganz für sich und isolirt dazustehen, durch andere aber floß der Fluß mitten hindurch. Ich habe sonst nirgends solche runde Seen gesehen. Gewiß gehören sie und ihre Trichter in die Reihe der verschiedenen diesem wunderlichen dalmatischen Karstgebirge eigenthümlichen Formen. Wahrscheinlich ist ihre Gestaltung nur eine Variation der vielen diesem Gebirge eingedrückten oder in dasselbe eingesenkten Löcher oder Trichter. Vielleicht hängen auch diese Seetrichter unterirdisch mit den Gewässern der Kerka und Buttimischizza zusammen, und vermuthlich gehen Arme dieser Flüsse unterirdisch in sie hinein. Wenigstens sagte man mir, daß zu Zeiten diese Seen von unten her gewaltig aufschwellen, und daß eine große Masse bewegten und kreisenden Wassers daraus hervorkäme. Darnach wären sie die oberen trichterförmigen Mündungen von mit Wasser gefüllten Höhlen. Im Winter, nach anhaltendem Regen, tritt sowohl aus diesen Seen, als auch aus der Höhle der Kerka so viel Wasser hervor, daß das ganze flache Thal

bei Knin überschwemmt und in einen See verwandelt wird, daher auch einige Charten diese Gegend als einen Sumpf bezeichnet haben.

Der schöne, aber, wie alle dalmatischen Chausseen, sehr einsame Kunstweg führt ganz in die Nähe des Punktes herab, wo die Kerka aus ihrer Höhle entspringt, und wo zu gleicher Zeit der Kerkitsch aus seinem Felsenthale in die Ebene hervorbraust. Der letztere bildet hier einen seiner Reize wegen berühmten Wasserfall. Man nennt ihn gewöhnlich den oberen Kerkawasserfall, zum Unterschiede der unteren Kerkafaskaden bei Scardona, obgleich, wie schon gesagt, der Fluß, der ihn bildet, eigentlich gar nicht Kerka, sondern Kerkitsch heißt.

Nachdem wir unter beständigen höchst interessanten Ausblicken auf die besagten freisrunden Seen, auf das ganze weite Thal und auf den dominirenden Hauptort dieser Gegend, Knin, bis in die Tiefe hinabgelangt waren, wo eine Brücke über die vereinigten Gewässer führt, gingen wir von dieser Brücke längs des Flusses und über das Gehöfte einer Mühle etwas thalaufwärts, um den Wasserfall besser in Augenschein zu nehmen, und wurden daselbst nun eines höchst malerischen und ächt dalmatischen Bildes ansichtig.

Die wilden himmelanstiegenden Wände des tiefen Thaleinschnittes waren von aller Vegetation entblößt, vollkommen fahl und altersgrau. Zwischen ihnen aber setzte quer hinüber eine wundervoll begrünte und mehrere hundert Fuß hohe Felsenbank, von der das Wasser des Kerkitsch herabstürzte. Da es, wie ich schon oft bemerkte, vor einiger Zeit lange geregnet hatte, so war das Wasser sehr voll und reichlich. Es war in eine Menge kleiner

Strahlen getheilt, von denen ein jeder seine besondere Linie verfolgte und seinen eigenen Wasserbogen durch die Lüfte beschrieb. Doch war auch als Mittelpunkt des Ganzen eine Centralmasse da, wo ein Hauptkampf der Gewässer stattfand, und wo mindestens die Hälfte des ganzen Flusses, in eine einzige mächtige Girandola vereinigt, hinabbrauste. Da die Sonne hinter der Wasserwand und zugleich etwas seitwärts stand, so lagen wir selbst und der größte Theil der Wand im Schatten. Oben aber, wo die Wasser schäumend überkippten, fielen die hellsten Sonnenblicke hinab, indem sie auch die gegenüberliegende Seite des Thales und alle oberen Berg- und Felsengipfel hell erleuchteten. Einige Wasserstrahlen zischten blinkend wie Pfeile, in die sonnigen Räume im Bogen hinein und fielen dann in den dunkeln saftigen Schatten hinunter.

Der Kerklitsch, wie auch die Kerka und viele andere dalmatische Flüsse, setzt an den Felsen, die er übersprudelt, Tuffstein ab. Diese Materie bildet im Laufe der Zeiten bedeutende Massen, die dann oft gleich den abbrechenden Eiszacken in den Alpen abfallen und, indem sie wieder mit neuem Tuff überzogen, cementirt und festgeklebt werden, auf verschiedenen Felsstufen in gar mannigfaltigen Positionen liegen bleiben. Sie bilden sehr verschiedene Figuren, schroffe Vorsprünge, dicke abgerundete Köpfe und arkadenförmige Bogen, unter denen Höhlen bleiben. Alle diese Köpfe und Bogen sind mit Moos, hohen Gräsern, Gebüsch und langen buschartigen Gewächsen aller Art bedeckt, die in der beständig unterhaltenen Feuchtigkeit üppig wuchern und zum Theil in langen Troddeln und Fäden an den Bogen und Köpfen

herunterhängen. Das Ganze sieht demnach etwa aus, wie die Ruinen eines zerstörten colossalen Aquäducts, der ungefähr zweihundert Schritte lang von einem Bergabhänge zum anderen gezogen wurde, und von dem die Gewässer, die er überführen sollte, zu den Seiten ausleckten.

Auch der anmuthige Vogel, der in Dalmatien bei allen Wasserfällen und einsamen Plätzen so häufig ist, die wilde Taube, fehlte hier nicht, die Reize des schönen Bildes, das vor uns stand, zu erhöhen und unserer Phantasie einen noch lieblicheren Schwung zu geben. — Ganz Schaaren von flatternden und mit den Flügeln klatschenden Tauben umschwirrten in der Höhe die benetzte Felsen- und Moosbank. Sie nisteten in dem besagten Tuffstein an hervorstehenden, von überhängenden Dächern geschützten Punkten. Aus einigen dieser Höhlen schossen zahllose Schwärme von Tauben eine nach der anderen heraus. Da wir ihnen nur von ferne aus der Tiefe zusehen konnten und nicht bemerkten, wo sie saßen, da auch die perspectivische Umgestaltung des Terrains bewirkte, daß wir, was fest und was flüssig war, nicht deutlich unterschieden, so schienen sie uns aus den Felsen und aus den Wasserstrahlen selber hervorzuschießen. Wir klatschten und schrieten, und siehe da, die Felsen schienen lebendig zu werden und entsandten, wie es die Taschenspieler mit den Blumen thun, eine Taube nach der anderen. — Sie schwenkten sich alle aus dem Schatten in die Sonne und ließen sich auf den gegenüberliegenden hell beschienenen Felsenspitzen nieder. Dort aber erhoben sie sich wieder schaarenweise und flogen zu ihrer bemoosten Bank, als wären sie von Sorge für ihre

Nester und Jungen ergriffen, zurück, indem sie die bligen Strahlen girrend umkreisten.

Diese wilden Tauben finden sich, wie ich sagte, eben so bei allen Cascaden auf dem ganzen dalmatischen Gebirge vom Karst bei Triest an bis nach Montenegro hinab. Sie leben immer gesellig, und man sieht sie überall in zahlreichen Schwärmen. Sie girren aus jeder Höhle, aus jedem der zahllosen Trichter, aus jedem Wasser- oder Brunnenloche des zerklüfteten Gebirges hervor, so viel ich bemerkt habe, jedoch nur aus denjenigen Höhlen, Löchern und Trichtern, in denen Wasser rauscht und murmelt, auch an den Flüssen nur da, wo die Wasserfälle brausen. Entweder finden sich nur da die Pflanzen, mit deren Gesäme die Taube ihre Jungen nährt, oder sie liebt das Geräusch der murmelnden Welle, in der sie sich badet, und mit der sie ihren Durst löscht.

Das Bild dieser einsamen Kerfitsch-Kaskade wird mir ganz unvergesslich sein. Die ihr eigenthümlichen Hauptzüge finden sich zwar auch bei den anderen dalmatischen Wasserfällen wieder, so die Tauben, der Tuffstein, das begrünte Riff, die damit contrastirenden nackten Thälwände, die Mannigfaltigkeit der Strahlenrichtung, welche eben mit durch die Tuffsteinbildung hervorgebracht wird, auch haben die unteren Kerka-Wasserfälle wieder ihre besonderen Reize, allein ein so malerisches, ein so wohlgeordnetes Bild, ein so charakteristisches Ganze geben sie nicht.

Wie gern wären wir noch über die „Cascade von Topoglie,“ denn so heißt sie nach einem kleinen dorfsartigen Orte, der in der Nähe liegt, hinaus in dem wilden

Thale hinaufgestiegen, das weiter aufwärts zu den Höhen des Dinara führt, eben jenes mächtigen Berges, an dessen Fuße wir jetzt standen, und von dem der Kerfitsch herabkommt. Allein was muß ein Reisender, der zwar Manches gewinnt und erreicht, sich nicht Alles versagen lernen!

 14.

K n i n.

„**Klin**“ heißt im Slavischen „der Keil,“ und vielleicht hat der Name der Festung Knin, der auch Klin (oder Kline und Ehline) geschrieben wird, etwas mit dieser Bedeutung zu thun. Sie liegt auf einem mächtigen Felsgebirge, das keil- oder pyramidenartig aus dem flachen Boden hervorragte. Auch keilt sich hier in der Nähe das breite, flache und historisch sehr bedeutungsvolle Thal der Kerka aus und spaltet sich in mehrere sich im Gebirge verlaufende Nebenarme aus. Der Felsen und die Festung von Klin oder Knin schließen also in militärischer Hinsicht dieses Thal, das sie bewachen, beschützen und behaupten und zu dem sie der Schlüssel sind, wie ein Keil ab.

Der Felsenberg von Knin ist sehr hoch und äußerst malerisch. Er ist von mehreren Thälern oder Einschnitten durchspalten, die von einem gemeinschaftlichen hohen Gipfel ausgehen, und deren Felswände sich nach allen Seiten hin, wie die knorrigen Wurzeln eines alten Baumes, gegen die Ebene verlaufen. Der oberste Gipfel selbst ist mit einer Citadelle gekrönt, und andere

Festungswerke, die theils von den Türken, theils von den Venetianern und Oestreichern, vielleicht auch noch von den Römern und anderen Völkern herrühren, ziehen sich rund um diese Alles überragende Citadelle auf den anderen Vorgebirgen und Felsenspitzen des Berges und an seinen Einschnitten und Abgründen herum. Am Fuße desselben liegt die Stadt gleiches Namens. Zunächst rund um diese bebaute Pyramide herum zieht sich die Ebene des Kerkathales mit ihren oben geschilderten Seen und Sümpfen, Wiesen und Feldern. Dann umschließt das Ganze in größerer Entfernung ein Amphitheater gewaltiger und hoher Bergmassen, gegen Nordwesten die äußersten Ausläufer des Belebitch, gegen Nordosten und Osten die Anfänge und Knotenpunkte der dinarischen Alpen, der Monte Urlitscha, der Gnat und der Monte Dinara selber, und gegen Südosten oder Süden die Felsenstufen, von denen wir von der Cetinna herabgekommen waren, und der Berg Promina, der ziemlich isolirt da liegt. Auch nach Südwesten hin, wo die Kerka hinausgeht, ist die Gegend nicht ganz offen. Der Fluß bricht hier in einem zum Theil ziemlich engen Thale durch Felsmassen.

Es ist jedenfalls die weite Umgegend von Knin in orographischer und geologischer Hinsicht eine der merkwürdigsten in ganz Dalmatien. Es ist hier ein geologisches Entwicklungscentrum. Es hat daselbst ein Zusammenstoß der die Erdoberfläche gestaltenden Kräfte stattgefunden. Gegen diesen Punkt hin endet, wie gesagt, von Nordwesten her der Zug des Belebitch. Von hier läuft der eigentliche Hauptstamm der dinarischen Alpenkette nach Südosten aus. Auch theilt sich von dieser Gegend

aus ein anderer Gebirgszweig ab, der nach Osten fortläuft und das Innere von Bosnien mit Höhen erfüllt.

Wie ein Knotenpunkt der Gebirge, so ist hier auch ein Ausgangspunkt der Gewässer und Thäler. In der Nähe dieses Punktes entspringt die Cetinna, in dem langen von uns beschriebenen Thale längs der dinarischen Alpen nach Südosten laufend. Eben so entspringt hier in der Nähe die Zermagna, die den südlichsten Fuß des Belebitch umgeht und längs seiner Mauer nach Nordwesten sich herumwendet. Zwischen beiden hindurch, Dalmatien quer durchschneidend, strömt die Kerka. Von allen den vier oft genannten Hauptflüssen Dalmatiens: Zermagna, Kerka, Cetinna und Narenta, sind also drei, die auf diesen Erdstreck als ihren Ausgangspunkt hinweisen.

Gabelförmig spaltet sich bei Knin das Thal der Kerka in die beiden Thäler der Buttimischizza und des Kerkitsch, und die Enden dieser Thäler vereinigen sich auf der Höhe des Gebirgskammes mit anderen von Osten her ihnen entgegenkommenden Thälern und bilden mit ihnen in diesem Rücken Einschnitte und Engpässe, welche der Verkehr seit uralten Zeiten zu Passagen benutzt hat. Doch geht die Hauptpassage an der Buttimischizza, deren Thal und Paß bequemer ist als die des Kerkitsch, hinauf nach dem kleinen Gränzorte Grab.

In der Mitte nun aller dieser Flußradien, dieser divergirenden Thalcanäle und Pässe und jener Gebirgslinien liegt die Festung Knin, dadurch auch in militärischer oder historischer Hinsicht ein sehr merkwürdiger und wichtiger Punkt, ein Haupteckstein, eine Vormauer Dalmatiens gegen Bosnien, und wiederum,

wenn es in den Händen der östlichen Landesfeinde war, ein Schlüssel und Thor, durch welches die Wege zum Küstenlande eröffnet wurden. Die Türken und Venetianer haben das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch um diesen Flecken gestritten und ihn sich wechselsweise aus den Klauen gerissen, bis ihn der General Cornaro endlich im Jahre 1688 abermals mit Sturm nahm, worauf denn seit dem Carlowitzischen Friedensschluß der Ort wie die ganze Umgegend den Venetianern verblieb. — Aber auch in den urältesten Zeiten mußte hier in Folge der vorbezeichneten geognostischen und orographischen Verhältnisse ein beständiger Schauplatz historischer Entwicklungen und Kämpfe sein, und die Geschichtschreiber haben daher mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit Alles, was die Römer von der berühmten dalmatischen Stadt Arduba berichten, auf Knin bezogen. Selbst der Name Knin erscheint, verschiedentlich gemodelt, schon bei den Alten, die daraus bald ein Ninia, bald ein Tininium oder Tenen machen. — Auch für alle Zukunft, welche die Menschheit hier noch haben mag, wird Knin seinen Rang und seine Bedeutung behaupten.

Wir rückten in dieses dalmatische Troja ein, als dort eben ein Markt abgehalten wurde, und der Ort daher voll von Morlachen aus der Umgegend war. Die Geschäfte waren schon ziemlich abgethan, und da es Mittag war, so hatten sich die lärmenden Gruppen der Männer um die Garfücken versammelt, aus denen Dampf und Rauch, mit einem sehr appetitlichen Geruche von Hammelbraten und mit den tremulirenden Gesängen der zechenden Leute vermischt, hervordrang. Die Wirthe und ihre Knechte schleppten ganze gebratene Hammel

aus den Häusern hervor und zerhackten sie vor der Thür in Kochstücke, von denen sich dann jeder der Gäste seinen Theil dahinnahm. Wir waren neugierig, die Manipulation des Bratens näher in Augenschein zu nehmen, und traten daher in eine der Garküchen, wo die Leute sich eben ansickten, wieder einen Hammel ans Feuer zu bringen. Sie hatten dazu einen hölzernen Bratspieß, der etwa so lang und dick war, wie der sogenannte „Heubaum,“ den unsere Bauern auf ihre Getreideladungen binden. Vorn ist dieser colossale Bratspieß etwas angespitzt, und am dicken Ende haben sie einige Rudimente von Zweigen wie an einem Quirl stehen lassen, die als Handhaben beim Drehen dienen. Diesen Pflock treiben sie nun dem Hammel-Leichnam durch den Leib bis zum Maule hinaus. Weil der Spieß so dick ist, sitzt das Thier wie ein Handschuh auf einem Finger recht fest darauf und muß alle Wendungen des Pflocks, ohne abzurutschen, mitmachen. Den Bauch füllen sie mit Salz und einigem Kräutergewürz aus und stopfen ihn dann, damit der kräftige Dunst darin bleibt, mit den abgeschnittenen Beinen des Thieres zu. Sie machen nämlich Löcher in die Bauchhaut und stecken die Beine kreuzweise durch, so daß das Ganze wie zugenäht ist. Dieß geht Alles äußerst schnell von Statten, und wir mußten die Gewandtheit der morlachischen Köche oder Schlächter in allen ihren Verrichtungen bewundern. Dann ergreifen zwei Kerle rasch den so gespießten Hammel und schleppen ihn im Trabe zwei Treppen hoch hinauf in die Dachkammer, indem sie dabei Alles niederrennen, was ihnen in den Weg kommt. Hier in der Dachkammer ist die

Küche und der Heerd, d. h. auf einem mit Lehm ausgeschlagenen und mit Steinen umstellten Plaze ein großes Feuer, zu dessen Seiten sie nun den Braten wenden.

Ich mag bei dieser Gelegenheit bemerken, daß in ganz Dalmatien sich die Küchen aller Häuser oben unter dem Dache befinden, während sonst in anderen Ländern diese Hausabtheilung gerade überall so viel als möglich parterre verlegt wird. Auch in den dalmatischen Städten sind die Küchen überall auf dem Boden. Wir hatten dasselbe schon in Cattaro, Sebenico u. s. w. gesehen. Man hat mir zwei verschiedene Gründe für diese wunderliche Sitte der „*Bodoli*“ angegeben. Einige sagten, die Dalmatier hätten eine gewisse Scheu vor der Küche und versteckten dieselbe so viel als möglich, entweder um den Leuten den unappetitlichen Anblick der dortigen Zubereitungen zu entziehen, oder um sie keine Blicke in diese innersten Geheimnisse des Hauses thun zu lassen. Andere meinten, es komme dieß daher, weil die Morlachen und Dalmatier keine Schornsteine und Kaminzüge zu bauen verständen, und weil sie den Rauch bequemer oben aus den Löchern des Daches hinausziehen lassen könnten.

Wir waren in Knin einem reichen griechischen Kaufmann empfohlen, und da dieser nicht zu Hause war, so nahm uns statt seiner die Hausfrau recht freundlich auf, bewirthete uns mit schwarzem Kaffee, dem gewöhnlichen dalmatischen Imbiß, den man bei Visiten, eben so wie in der Türkei, vorsetzt, und sie hatte die Güte, uns die ganze Einrichtung ihres Hauses, ihre Geschäftslocale

nicht nur, sondern auch die Schätze ihrer Gardrobe zu zeigen.

Ich bemerke dieß — nämlich, daß die Hausfrau sich in der Abwesenheit ihres Mannes verpflichtet hält, die Honneurs des Hauses zu machen, — wieder mit Fleiß, damit man nicht zu übertriebene Vorstellungen von der Abhängigkeit der Frauen bei den Völkern der slavisch-griechischen Halbinsel hege. Ich dachte an Penelope, die ja auch in Abwesenheit des Odysseus die Honneurs des Hauses macht, obwohl bei den Griechen die Frau sonst ziemlich eben so abgeschlossen war, wie bei den serbischen Stämmen noch heute.

Unsere gefällige Wirthin zeigte uns alle Theile ihrer reichen Toilette und ihre Prachtkleider, mit goldenen Borden besetzte Sammetröcke, große silberne und goldene Knöpfe von zierlich durchbrochener Arbeit, goldene Filigrankreuze und andere Dinge.

Solche Toilettengegenstände zu beschauen verlohnt sich in Dalmatien der Mühe, weil das Costüm hier noch eine hohe nationale Bedeutung hat. Ich zeigte schon oben einmal an einem Beispiel, daß manche dalmatische Nationalcostüme weit in die Vorzeit hinaufgehen, daß an viele Hut- oder Mützenformen sich historische Erinnerungen knüpfen, und daß man an gewissen Besätzen, Stickereien oder Rockschnitten die Herkunft und Heimath der Menschen erkennen kann. Ich sagte, daß die Bocchesen nie anders als in ihrem Nationalcostüm an der Bocca erscheinen dürfen. Bei den Morlachen ist es auch nicht anders. Wie eifersüchtig sie auf ihr Costüm halten, zeigt das merkwürdige Sprüchwort, welches sie

haben: „daß der, welcher, wer die Kleidung seiner Väter wechselt, auch seine Religion wechselt.“ — Es ist also nicht nur etwas Historisches, sondern auch etwas Religiöses in diesen Costümen*).

Obwohl Knin mitten zwischen Gebirgen steckt, die einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind, obwohl hier daher keineswegs mehr das Klima und die Vegetation des Küstenlandes herrschen, und obwohl das Haus, in dem wir uns befanden, wie gesagt, ein sehr wohlhabendes war, so fanden wir doch keine Spur von Oefen oder Heizapparaten darin, außer gewissen kupfernen Becken, die sie, wenn es sehr kalt ist, mit Kohlen füllen und zum Wärmen der Hände und Füße von einem Zimmer ins andere herumtragen. Diese Kohlenbecken nehmen sie dann auch bei ihren Visiten von Haus zu Haus mit, ja sogar mit in die Kirche. Ein solches Becken heißt im dalmatischen Italienisch: „Scandarini“ oder „Scaldarin, auch „Scaldamano,“ von caldo“ (warm), im Slavischen: „Grionitza“ von „griat“ (erwärmen).

Uebrigens hat hier die Sonne in dem tiefen Thale bei Knin noch so viel Kraft, daß sie nicht nur die Trauben reift, sondern auch noch die Rosinenbereitung möglich macht. In der Dachkammer unseres Hauses fanden wir eine Menge Trauben im Sonnenschein aufgehängt, die schon halb zu Rosinen verwandelt waren.

*) Auch von den Ragusern kann man dasselbe behaupten. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts befahl der ragusische Senat einem jungen Edelmann Namens Cerva, die ausländische Tracht abzulegen und sich der inländischen zu bedienen.

Man taucht die Trauben zu diesem Zwecke erst in heißes, mit etwas Asche vermishtes Del, welches sie schon ein wenig zusammenzieht, und hängt sie dann in die Sonne. Auch wurden wir hier mit einem eigenthümlichen süßlichen Confecte regalirt, das man aus dem durch Einkochung verdickten Most der Trauben bereitet und mit Mandeln vermischt. — Dieses Traubenmostconfect und viele andere verdickte Fruchtsäfte sind in ganz Dalmatien, so wie auch in der benachbarten Herzegowina und in Bosnien üblich.

In dem sonderbar zusammengesetzten Waarenmagazine unseres Kaufhauses fielen mir besonders drei Waaren auf: der Honig, die Pferdegeschirre und die Waffen, Gegenstände, die alle drei hauptsächlich aus der Türkei bezogen werden. Der Honig war in Schläuche wie der Wein gefüllt, und solcher Honigschläuche lagen eine ganze Menge da, wie Mehlsäcke übereinander. Die Pferdegeschirre waren alle recht zierlich ausgenäht und mit allerlei rothwollenen Troddeln und Quasten behängt. Hier bei den Morlachen versteht man sie nicht so zierlich zu machen und bezieht sie, wenn man etwas Hübsches haben will, aus der Türkei, so wie auch die guten Pferde selber. — Pistolen würde man bei uns wohl schwerlich in einem Kramladen neben Syrup und Del, neben Pfeffer, Salz und Mehl einkaufen können. Hier zu Lande, wo die Kunden ihren Syrup, ihr Del, ihren Pfeffer, ihr Salz und Mehl nur sicher nach Hause bringen können, wenn sie auch ein Paar ordentliche Pistolen im Sack haben, ist dieß natürlich. Wie bei Sign der Paß von Han und Billibrig, wie bei Ragusa der von Bergatto, so ist hier bei Knin der Gränzort Grab und das Forte di

Sternizza die Einbruchstation für diese türkischen Waaren.

Zu Mittag waren wir bei dem gefälligen Offizier, der auf der Citadelle von Knin commandirte, eingeladen. Es ist bis oben auf die Spitze eine Wanderung von beinahe einer Stunde. Ein ziemlich guter Weg, für Fuhrwerk und Kanonen passirbar, führt hinauf. Außer den Festungsfelsen von Cattaro und Ragusa ist wohl keine andere Festung in Dalmatien so schön gelegen. Wir überschauten von der Spitze herab das ganze Amphitheater und Gebirgsbecken, das ich oben beschrieb.

Insbefondere fesselte unsere Aufmerksamkeit hier das Thal der Buttimschizza nach Grab hinauf und der Anblick des Monte Dinara, so wie seines Nachbars, des Gnjat oder Gnat. Der Dinara stellte sich in seiner ganzen wüsten Größe mit allen seinen tausendfach zerflüfteten Gipfeln dar. In seinen kahlen, todten Felsenthälern ist es kaum den wilden Thieren geheuer und heimlich. Doch horsten Adler auf seinen unzugänglichen Spitzen in ungestörter Ruhe. Wir fanden auf unserer Citadelle einen dieser dinarischen Adler, den der Commandant eingefangen und gezähmt hatte.

Der Gnat lag für uns hinter dem Dinara versteckt. Er soll aber noch höher oder wenigstens häufiger als dieser mit Schnee bedeckt sein. „Gnat“ soll im Illyrischen so viel als Schenkel bedeuten, und diesen Namen soll der Berg dem Umstande verdanken, daß er eben der Hauptknotenpunkt ist, von dem die dinarische Alpenkette und der Gebirgszug, welcher nach Bosnien weitergeht, auszuweichen.

An versteckten und unzugänglichen Stellen dieser Berge

längs der türkischen Gränze sollen die Morlachen nicht selten kleine Felder mit Taback bepflanzen, den sie dort in den Einöden groß ziehen, um ihn den Blicken der österreichischen Taback-Monopols-Wächter zu entziehen. Dasselbe sollen sie auch auf einigen einsam liegenden Inseln oder Scoglien der Küste thun. Wo er gepflanzt wird, gedeiht hier der Taback überall vortrefflich, und es ist wirklich schade, daß das österreichische Monopol so schwer auf dieser Pflanze lastet, die hier ein schönes Mittel des Erwerbs werden könnte. Der heimlich und in den besagten Verstecken gebaute Taback kann natürlich so ausgezeichnet nicht werden, weil man ihm nicht alle nöthige Pflege angedeihen lassen kann. Die benachbarten Türken, die durch ein solches Monopol nicht genirt sind, erzeugen vortreffliche Waare und schmuggeln sie trotz Gränzwache und Douane, wie ich oben zeigte, aller Orten ein. Wegen der übermäßig langgestreckten Gränze Dalmatiens kann dieser Schmuggel kaum verhindert werden, und alle Welt drückt auch ein Auge dabei zu. Das Tabacksmonopol trägt daher in Dalmatien dem Staate vermuthlich außerordentlich wenig oder gar nichts ein, kostet aber viel Geld für die Gränzbewachung und befördert durch das Verbot des Anbaus das Ausströmen schöner Summen in die Fremde. Dalmatiens geographische Gestalt und Lage ist so absonderlich und so ganz anders als die aller übrigen Länder der österreichischen Monarchie, daß es auch eigenthümlich behandelt werden müßte, und daß es bei völlig durchgeführter „Gleichberechtigung“ und „Gleichverpflichtung“ nur verlieren kann.

Das Thal der Buttimschizza nach Grab und zur türkischen Gränze hinauf lag als ein recht anmuthiger

Winkel vor uns, gut bewässert und hübsch begrünt. Man machte uns ein wundervolles Bild von dem Grünen, Blühen und Dufte der tausend Pflanzen und Blumen in diesem Thale während der Frühjahrszeit.

Auch hier tauchte mir wieder die Sage von einem großen eisernen Ringe auf, die ich schon in verschiedenen Gegenden der Gebirge, die um das adriatische Meer herumliegen, gehört hatte. Man theilte mir darüber Folgendes mit: Oberhalb Grab finde sich eine große Höhle in den Bergen des Passes, und oberhalb dieser Höhle sei ein mächtiger eiserner Ring in dem Felsen eingeschlagen. Das Volk umher kenne diesen Ring auch sehr wohl und fable davon, daß Noah hier bei Grab gestrandet sei und seine Arche befestigt habe.

Auch im Isonzothale hat man mir von einem eben solchen großen eisernen Ringe erzählt, der eben so wie der von Grab auf dem Rücken des Seitengebirges dieses Thales in dem Felsengeklüft befestigt sei und seit uralten Zeiten zur Bezeichnung der Gränze zwischen den Besitzungen im Isonzothale und denen im benachbarten Triaul diene.

Nachher habe ich noch von einigen anderen solchen Ringen in den dalmatischen Gebirgen Aehnliches gehört. Auch hat mir ein Freund und ein großer Kenner und Geschichtsforscher Istriens, mit dem ich darüber sprach, mitgetheilt, daß er auch in Istrien solche Ringe entdeckt und daß er einige Spuren davon habe, daß sich hie und da zwei Ringe an zwei gegenüberstehenden Felsen befunden hätten. Und hiernach, so wie auch nach dem Umstande, daß sich die Ringe gewöhnlich bei Passagen auf Gränzgebirgen befinden, war er geneigt, zu

schließen, daß sie zur Befestigung von Brücken gedient hätten. Er meinte dann, daß ein früheres diese Gebirge bewohnendes Volk die Sitte gehabt habe, von Ring zu Ring Stricke zu ziehen und an diesen einen Korb oder ein bewegliches Brückengestell zu befestigen, mit Hilfe dessen man sich über den Abgrund oder die Kluft hinüberschwingen konnte, auf ähnliche Weise, wie dieß in manchen uncultivirten Ländern, die an Brücken-Ingenieuren arm sind, noch heutiges Tages geschieht.

Diese Meinung wird einigermaßen auch durch das, was wir noch heutiges Tages in den Schweizeralpen sehen, unterstützt. In ihnen sind bekanntlich an sehr schwierigen Bergpassagen eiserne Ringe in die Felsen befestigt, durch welche Stricke gezogen sind, die zum Anhalten dienen. Auch hat man bis auf unsere Zeit herab, nämlich bis die Gotthardsstraße gebaut wurde, noch die eisernen Ringe sehen können, die in der berühmten Schlucht, der Schöllenen, welche von Uri nach Urseren und zum Gotthardspasse hinaufführt, in den Felsen eingelassen waren, und an welchen mittelst eiserner Ketten ein aus Baumstämmen componirtes Gerüste herabhing, über das der Saumweg hinwegging.

Auffallend ist es nur, daß das Volk der Morlachen und überhaupt die Bewohner der dinarischen, istrischen und julischen Gebirge jetzt den Zweck und Gebrauch dieser Ringe ganz vergessen haben, und daß sie dabei von Noah und der Sündfluth fabeln und zuweilen auch sagen, das adriatische Meer sei einstmals so weit gegangen, und die Schiffer hätten ihre Schiffe daran befestigt.

Der Beschreibung nach müssen jene Ringe von bedeutender Größe sein, was übrigens auch daraus hervorgeht, daß sie der Witterung und dem Roste so lange widerstehen konnten. — Eben so scheint es mir auffallend, daß sie sich meistens an hohen Gränzgebirgen finden und noch jetzt zum Theil als Gränzmäler dienen. Man könnte denken, daß frühere Völker sie schon gleich als solche an den Felsen geschmiedet hätten. Doch ist es auch möglich, daß sie als auffallende und an einen Punkt gefesselte Kunstgegenstände erst später dazu benutzt wurden.

Die Festung Knin ist als eine sehr ungesunde Station verrufen, und im Frühling soll hier fast immer die Hälfte der Mannschaft krank sein. Das erste Jahr hindurch fiebern die Leute beständig, dann gewöhnen sie sich wohl an den Ort. Wir fanden hier kroatische Mannschaft aus der benachbarten Picca, große, schöne und stämmige Leute. Man sagte mir aber, daß gerade diese am häufigsten den einheimischen Krankheiten erlügen, vermuthlich weil sie zu fahrlässig und achtlos sind. Deutsche Soldaten, welche hierherkämen, würden doch mit der Zeit klüger, und wenn sie auch anfangs kränkelten, so nähmen sie sich doch nachher besser in Acht und wüßten sich vor Rückfällen zu hüten.

Man schreibt die Ungesundheit der Gegend verschiedenen Ursachen zu, insbesondere dem feuchten und sumpfigen Terrain umher, aus dem in der Hitze des Sommers sich schädliche Dünste entwickeln. Mit dieser dumpfen Hitze im Thale contrastirt die Kälte auf der der Bora und den Gebirgswinden ausgesetzten Höhe. Im Winter, wenn die Bora weht, wird oft der ganze Festungsberg

mit Eis überglast, so daß die Soldaten, welche hier auf- und abzustiegen haben, dann eiserne Steigeisen „fassen“ müssen.

Ich erwähnte oben auch schon bei dem Festungsfelsen von Gliffa der Bora und der Winterphänomene. Wenn man so mitten zwischen glühende Felsen, heiße Dünste, Bora, Eis und drückende Sonnenhize geworfen ist, so begreift sich's, daß man nicht sehr gesund bleiben kann. Die eingeborenen Morlachen aber haben eine Bärennatur und sehen überall gesund und stark wie Fichtenstämme aus. — Sind sie krank, so nehmen sie glühende Steine in's Bett und verschlucken eine Portion Brantwein, den sie mit Pfeffer und Schießpulver würzen, ganz à la Russe. Dieß brennt sie, meinen sie, innerlich recht rein und giebt dem Blute neue Wärme.

Die Sümpfe und Ueberschwemmungen bei Knin hat man schon oft zu beseitigen gedacht. Sie werden aber immer schlimmer. Und man glaubt, daß dieß zum Theil von der Bildung des Tuffsteins bei den unteren Wasserfällen der Nerka herrührt. Der sich häufende Tuffstein läßt das Wassersturz-Riff immer höher wachsen und staut das Wasser hinten wie eine Eis=Schollen=Barriere auf. Wie man solche Eis=Barrieren zusammenschleßt, so müßte man daher auch diese Tuffstein=Mauern beseitigen und die zwar schönen, aber schädlichen Cascaden zerstören. Aber daß man diese angreife, lassen wieder die Müller nicht zu, die sich an ihnen angesiedelt haben und den Wasserfall zur Bewegung ihrer Maschinen benutzen. — Wie doch die Dinge und Interessen selbst in der Morlachei so verwickelt und so schwer in Harmonie zu bringen sind!

15.

Von Knin nach Dernis.

Von Knin führt ein Kunstweg zur Meeresküste und zur Mündung der Kerka nach Scardona und Sebenico hinab. Diese Straße geht aber nicht längs der Kerka, vielmehr zieht sie sich durch ein Seitenthal um den Berg Promina herum über Dernis, vermuthlich weil dieses Seitenthal geringere Terrain-Schwierigkeiten darbietet als das Hauptthal der Kerka selbst. Es ist eine sehr schöne, trefflich unterhaltene Chaussee, an der wir gar nichts auszusagen hatten, als wir — wiederum ganz allein — auf ihrem wie ein Stubenparquet glatt geebneten Rücken dahin rollten. Keine einzige Carosse begegnete uns, kein Reisender, kein Frachtwagen, nur zuweilen eine kleine Gruppe von Reitern oder Fußgängern. Und doch war die Straße so breit und herrlich, wie kaum die, auf welcher der Corso zu Rom sich bewegt. Sie machte auf uns den Eindruck eines herrlichen, aber stillen Theaters, wo es keine Schauspieler giebt. Der einzige Zweck dieser Straße kann ein militärischer sein, nämlich der, die Communication zwischen den Hafenplätzen und Festungen längs der Kerka, zwischen Sebenico, Scardona und Knin zu erhalten. Sie führt noch über Knin hinaus bis an die türkische Gränze bei Grab. Von allen den österreichischen Straßen, welche von der Küste des adriatischen Meeres quer durch's Land in's Innere gehen, habe ich nur vier gesehen, nämlich erstlich die von Cattaro an dem Monte Sella hinauf bis an die Gränze Montenegros, dann die von Ragusa nach Vergatto, drittens die von

Spalato über Clissa und Sign nach Han und Billibrig an die türkische Gränze, und viertens die eben genannte. Alle diese Straßen laufen mit einander parallel nach Osten, so wie dieß endlich auch die Straße von Zara über den Belebitch nach der Licca in Kroatien thut. Es sind lauter neue österreichische Unternehmungen, die Oestreichs Position und seine Vertheidigungs- und Angriffsbereitschaft gegen Bosnien verstärken.

Die Venetianer haben sich hier gar nicht durch Straßenbau verewigt. Ihr Element war das Wasser, auf dem sie alle Communication längs der Küste herstellten. Im Innern stiegen sie zu Pferde. Die einzigen Vorgänger im Wegebau waren hier, wie in Siebenbürgen, der Walachei und so vielen anderen Donau-Gegeuden, die Römer. Doch drangen ihre Wegebauten sehr bald von der Küste aus tief in's Innere hinein. Ob die österreichischen Straßen auch noch einmal in der eingeschlagenen Richtung nach Osten hin fortwachsen werden, wird die Zukunft lehren. Fast sollte man denken, daß dieß geschehen müßte. Denn Dalmatien steht doch gar zu sehr wie ein Anfang zu einer Erwerbung von Bosnien aus. Bosnien ist jetzt auf eine dem Verkehr sehr nachtheilige Weise so recht mitten in österreichische Besitzungen eingefeilt. Es hat seine natürlichen Verkehrsthore und Mündungen auf der einen Seite im Norden längs der Save, wohin alle seine Flüsse laufen, und auf der anderen im Südwesten längs der ihm so nahen adriatischen Meeresküste. Dort ist die Aus- und Einfuhr sehr genirt durch die der Zustände in der Türkei wegen nöthigen Militärgränzen und Contumaz-Linien, hier durch die österreichisch-dalmatische

Douanen- und Gränzlinie, welche eine Menge seiner natürlichen Lebensadern durchschneidet. Zielen die Gränzmauern auf beiden Seiten weg und würde der bosnische Keil auf der einen Seite mit dem übrigen ihm verschwisterten Save-Lande und auf der anderen mit Dalmatien, das eigentlich nur einen Theil von ihm bildet, verbunden, so würde dann nicht nur Bosniens Geschick selbst sich schöner gestalten und es seine Hülfsmittel reichlicher entwickeln können, sondern auch Dalmatien sich besser dabei stehen. Zu der Römer Zeiten waren Istrien und Dalmatien am blühendsten, voll zahlreicher und nicht unbedeutender Städte, und dieß war gewiß zum Theil eine Folge der Verbindung dieser zusammengehörigen Länder, die, so zu sagen, einen einzigen Lebens-Organismus bilden. — Wie kann ein Baum gedeihen, wenn man die Wurzel von der Krone trennt? — Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn es zur Theilung des verfallenen türkischen Reichs kommt, Oestreich Bosnien davon tragen wird. Es ist dieß eine der wichtigsten Arrondirungen, welche das sonst ziemlich gut abgerundete österreichische Staaten-Conglomerat noch machen kann.

Das weite Thal, durch welches der Weg von Knin nach Vernis führt, ist eins der schönsten in ganz Dalmatien. Ein Herr in Vernis, der uns im Voraus eine sehr warme Schilderung dieses Thales gemacht hatte, setzte dann hinzu: „O, Sie werden sehen, es ist da beinahe so wie in Deutschland.“ — In der That fanden wir in dieser Aeußerung viel Wahres. Der Boden des Thales war weit und breit grün. Es gab Wiesen und lang gestreckte Fluren, in Dalmatien eine wahre Rarität. Auch waren die Bäume nicht so sparsam wie gewöhnlich

gesäet. Es gab ordentliche Gruppen davon, und wir kamen zuletzt an ein Gewässer, längs dessen die Weiden, das Wasser trinkend, fast eben so zahlreich standen, wie an den Flüssen, die bei Jena und Weimar fließen. Auch gab es zu Zeiten Häuser an der Straße und Dörfer in der Landschaft verstreut. Und gegen Abend gelangten wir sogar in eine Gegend, wo ein Bergwerk in den benachbarten Höhen eröffnet war. Es war das bekannte Steinkohlenbergwerk am Promina, so viel ich weiß, das einzige seiner Art, und überhaupt das einzige ordentliche Bergwerk in ganz Dalmatien. Wir sahen die Häuser, die zu diesem Bergwerke gehören, zur Seite unseres Weges liegen, und auf dem Wege selbst begegneten wir großen deutschen Kohlenwagen mit eisenbeschlagenen Rädern, von eisernen Ketten klirrend, und mit starken Pferden bespannt. Dieß war Alles für Dalmatien etwas Ungewöhnliches und Unerhörtes. Es heizelte uns an.

Der Promina ist ein mächtiger, völlig isolirt dastehender Berg, der in vielen wilden Felsenterrassen im Norden nach Knin, im Süden nach Dornis hinabfällt. Im Fuße hat er wenigstens 25 Miglien im Umfange. Wir fuhren vier Stunden lang an seinen untersten Wurzeln im Thale hin. Er ist auf der einen Seite von der Kerka, auf der anderen von der Cicola, einem Nebenflusse der Kerka, beinahe rings umflossen. Sein Name ist berühmt und viel genannt in ganz Dalmatien. Auf den kahlen Felsspitzen seiner Außenwerke sahen wir mehrere malerische Ruinen, die Trümmer einer Burg Promina und die eines Castells Petrovaz. Auch soll es weiter oben in den Felseneinöden noch Spuren einer

sogenannten „Mauer des Augustus“ (oder einer alten Römerstadt) geben. Endlich, wie gesagt, birgt der Promina auch noch KohlenSchätze. Diese letzteren wurden zwar schon im vorigen Jahrhunderte noch unter den Venetianern entdeckt, aber erst unser nach Feuermaterial so begieriges Jahrhundert hat diese Schätze zu benutzen begonnen. Das mächtige Capital der Rothschilds, die das Kohlenwerk am Promina acquirirt haben, hat auch in diesen Wildnissen ein Reis gepflanzt, das aber, wie man mir sagte, nicht eben starke Blüthen und Früchte treibt. Der Kohlenreichthum soll zwar bedeutend sein, die Besitzer sollen sich aber nicht genugsam für dieses entlegene Besizthum interessiren. — Leider konnten wir nicht selbst an Ort und Stelle gelangen.

Dafür wurden wir aber durch ein anderes wundervolles Schauspiel, durch einen dalmatischen Sonnenuntergang entschädigt. Und wer Dalmatien bloß zu einem solchen Augenblicke gesehen hätte, der würde sagen, es sei ein zauberisches Land. Wenn am azurnen Himmel sich der Sonnenwagen hinabneigt, dann verändern die alten grauen Felsenriffe und die Millionen Kliffe und Zacken, die am Tage so todt und grau daliegen, ihre Farbe, ihre Form und, wie es scheint, auch ihr Wesen völlig. Es beginnt an ihren Spizen ein Farbenspiel sich zu entzünden, das an Zartheit der Töne und Mannfaltigkeit der Nuancen auf Erden seines Gleichen sucht.

Zuerst, wenn die Sonne noch nicht völlig hinab ist, fängt das Grau der Felsen an sich zu vergolden, es glüht am Ende im schönsten Goldgelb, das allmählig in Roth übergeht, und zwar in ein Roth, so zart, so schmeichlerisch und lieblich für das Auge, wie es kaum auf die

Blätter der Rose hingehaucht ist. Es ist, als wollte sich das ganze alte graue Felsland verjüngen. Du bist ringsumher wie von einem duftenden und flimmernden Rosengarten umgeben. Leider dauert die schöne Täuschung nicht lange. Das Roth beginnt zu dunkeln; doch auch dann noch wird rings um dich her eine lange Scala der wundervollsten und feinsten Tinten, vom zartesten Roth zum zartesten Violett, vom Violett zum Bräunlichen und zum endlichen Verschweben im graulichen Nebel der Nacht durchgespielt.

Es war mir jedesmal sehr schmerzlich, wenn ich auf unserer kleinen Reise in Dalmatien den Moment des Sonnenuntergangs, weil ich vielleicht gerade sonst irgendwo beschäftigt war, verpaßt hatte. Aber hier bei Dernis hatte ich ihn nun recht gepaßt und sah dem Schauspiele von Anfang bis zu Ende zu. Die Gegend war noch immer weit, das Thal grünlich, und die von der Abendsonne geküßten Felsen standen anfangs wie glühende Vulkane in diesem weiten grünen Gefilde. Da eine Reihe von Gebirgen sich hinter der anderen bis in bedeutender Ferne erhob, so waren die Uebergänge vom reinen hellen Carmoisinroth zum sanften Violett, zum Bläulichen und Bräunlichen gleichzeitig außerordentlich mancfaltig, und in einigen Augenblicken, in denen das ganze Phänomen gerade am prachtvollsten da stand, schien es mir, als ob Iris ihren Gürtel abgelegt und vom Himmel auf die Erde geworfen habe, uns ringsumher mit einem gewaltigen Zauberbande zu umschlingen. Man begreift es kaum, wie solche alte graue Felsenwände einer solchen Gluth und Flamme fähig sein können und wie den menschlichen Geist eine bloße Farbenscala, ohne weitere Form

und Bedeutung, so lieblich zu täuschen und zu entzücken vermag.

Die Felsen selber haben wohl wenig Verdienst dabei. Es ist der schöne klare dalmatische Himmel, der diese Farben so rein, so ungemischt hinaufwirft; aber allerdings hilft doch wohl etwas gerade die Blöße und Kahlheit dieser Felsen. Wären sie mehr mit Busch und Wald bestanden, so würden dunklere und grünere Schattirungen in das Roth hineingebracht werden, die der Zartheit der Tinten, so wie sie sich jetzt zeigen, schaden würden.

Bei dem Erlöschen des letzten Villaschimmers über der Landschaft kamen wir in Vernis an, wo wir alle Cantinen und Weinkeller des Ortes offen und die Leute mit dem Aus- und Einfüllen, sowie dem Aufspeichern ihres dunklen Traubenmostes beschäftigt fanden. Hier im Innern ist die Weinlese natürlich etwas später als an der Küste, und wir bekamen daher hier das Alles wieder zu sehen, was wir schon einmal an der Küste durchgemacht hatten. Da alle Bewohner vollauf zu thun und auch vollauf zu leben und zu trinken hatten, so konnten wir nicht gleich Leute finden, die uns bei der Lösung derjenigen Fragen, die sich dem Reisenden bei der Ankunft in jeder morlachischen Stadt als schwere Räthsel aufdringen, nämlich der Fragen nach Wohnung und Nahrung, behilflich sein wollten. „Ja, ja! mein Herr,“ sagte mir ein Italiener, der sich unserer endlich freundlich annahm, „zu dieser Zeit der Weinlese, da ist unser Morlache ein gar stolzer Mann. Wenn der schwarze Wein aus seinen Ziegenschläuchen rinnt, und wenn er ein paar Zwanziger dafür empfangen hat, dann schießt

es ihm in die Glieder, wie der Saft im Frühling in die Bäume. Er spielt dann eine Zeit lang den großen Herrn, sein Rücken wird ganz steif, und wenn Sie ihn um diese Zeit um einen kleinen Dienst bitten und ihm einen Zwanziger dafür bieten, so steht er dafür nicht einmal auf. Er schüttelt den Kopf und antwortet vielleicht sogar nicht, wenn nicht etwa dieß: „Herr, thue es lieber selbst.“ — Wenn die Zeit der Weinernte gekommen ist, so geht er in die Stadt und verkauft für sechs Zwanziger etwa einen Schlauch oder zwei davon. Mit diesen sechs Zwanzigern kehrt er nun in sein Dorf zurück, legt sich auf die Bärenhaut und lebt und zecht so lange, bis das Geld alle ist. Es ist ganz umsonst, daß du ihn in dieser Zeit zu einem Geschäfte oder Handel aufforderst, er ist unzugänglich für alle Vorschläge. Er hat ja Geld im Sack und noch Wein im Keller. Ist das Geld alle, so schirrt er sein Maulthier an, bringt ein paar Schläuche zur Stadt, um sie zu verkaufen, und legt sich dann wieder auf seine Bärenhaut. Er würde, glaube ich, immer darauf liegen, hätte sein Faß einen stets „rinnenden Zapfen“, wie jenes Kloster in Detsch. Erst wenn der Rest ausgetrunken oder ausverkauft ist, schaut er wieder nach, ob er nicht irgendwo etwas Arbeit erhalten kann. Und kommt dann der Februar oder März, wo außer Wachholderbeeren nirgendwo mehr etwas zu beißen und zu brechen ist, so kannst du denselben stolzen Mann, der im Herbst deinen silbernen Zwanziger nicht annehmen wollte, auf der Straße wiederfinden, wo er mit kläglich wimmernder Stimme fleht: „Ich bitte, ich bitte gar schön, einen Kreuzer, mein gnädiger Herr!“

„Quanto piglia, tanto mazza“ (so viel er erraffen kann, so viel ist er auch auf), sagte mir ein Italiener von den Morlachen. Ja, das ist wahr, setzte ein Anderer hinzu: „Si a dieci fiorini, mangia dieci“ (hat er zehn Gulden, so ist er auch zehn Gulden auf). Daher war die alte Besteuerungsweise des Zehnten für dieses Volk so passend und bequem; die Abgaben wurden gleich auf dem Felde in natura genommen, und dann waren sie ihrer Schuld quitt. — Jetzt soll der Morlache erst seine Waare verkaufen, das Geld sammeln und zu einem gewissen Termine das Steuerquantum in baarer Münze bezahlen. Dazu müßte er das Geld Monate lang zusammenhalten. Das ist ihm unmöglich; daher die vielen Verpfändungen ihrer Waffen und anderer Habseligkeiten, der Steuerrückstände wegen. — Viele verwerfen daher ganz die neue Weise der Besteuerung und wünschen für das Volk den Zehnten zurück. Aber sollten eben nicht die Leute bei der neuen Weise, wo sie zu sparen gezwungen sind, dieses doch am Ende lernen können?

So weit unser Italiener, der übrigens bei seiner unvortheilhaften Schilderung des in der Fülle der Weinlese lebenden Morlachen wohl noch eine Bemerkung darüber hätte machen können, daß dieser selbe arbeitscheue Morlache dann, wenn er selber genug hat, sehr großmüthigen Gefühlen zugänglich ist, gern Anderen mittheilt und dann trotz einem Araber gastfreundlich sich zeigt.

Wir machten darüber in Dernis selbst eine sehr rührende Erfahrung, wenn auch nicht gerade bei einem bäurischen Morlachen, doch bei einem Sohne des Landes Dalmatien, der die Sitte dieses Landes übte. Nachdem

wir in Vernis nämlich endlich ein Dach und Fach gefunden, kam das zweite Räthsel der dalmatischen Sphinx, die wichtige Frage nämlich, wie wir unseren Hunger stillen sollten. Wir hatten dießmal unvorsichtigerweise nichts aufgekauft und mitgenommen; wir wanderten daher auf's Kaffeehaus des Orts, wo wir dem Wirth allelei Propositionen machten, um ihn zu vermögen, uns außer der Tasse Kaffee noch irgend etwas Genießbares zu verschaffen. Wir unterhielten uns mit ihm über weichgekochte Eier, über einen Pfannkuchen, über eine Wurst, über rohen Schinken, über geräucherte oder gesottene Fische, über Butterbrot und Käse und was uns dergleichen mehr einfiel; aber je mehr Dinge wir nannten, desto mehr lachte unser Wirth uns aus. „Er hätte von dem Allen gar nichts. Ob wir denn glaubten, daß sein Haus ein Pfannkuchenberg oder eine Marzipanhütte wäre. Sein Haus wäre weiter nichts als ein Kaffeehaus, und Kaffee, Kaffee, Kaffee könnten wir haben, so viel wir wollten, aber sonst nichts. Ja, allenfalls auch Limonata! Wein hätte er auch nicht.“ Wir wollten ihm begreiflich machen, daß in jeder Hauswirthschaft, selbst wenn sie kein Kaffeehaus wäre, doch einige Vorräthe für den morgenden Tag sein müßten, und wenn die Regeln seines Kaffeehauses es auch für gewöhnlich nicht erlaubten, so könnte er doch wohl für zwei hungrige Reisende einmal eine Ausnahme machen und für Geld und gute Worte etwas von seinen Privat- und Familienvorräthen hergeben. Ein einziges gebratenes Cotelet würde doch noch nicht den Ruf und Geruch seines Kaffeehauses verderben. Allein der Mann behauptete, er hätte keine Vorräthe. Hier in Dalmatien lebe man aus der Hand in den

Mund, und wer nichts in der Hand hätte, könne auch nichts in den Mund bringen. Er habe nicht einmal eine Eierschale im Hause, geschweige ein Ei. — Wir standen endlich ab und deliberirten, was nun zu thun sei, um jenes Räthsel, das uns den Magen zwickte, zu lösen.

Auf einmal trat ein Mann, ein junger Bürger von Vernis, der unser Gespräch mit angehört hatte, aus dem Dunkel hervor und sagte zu uns: Meine Herren, wollen Sie zu mir kommen? Wollen Sie erlauben, daß ich Ihnen bei mir etwas zubereiten lasse? — Wir wollten anfangs, noch ganz überrascht von diesem freundlichen Anerbieten, nicht darauf eingehen. Wir baten den gefälligen Mann, er möchte sich doch nicht bemühen, wir würden ja auf andere Weise für uns sorgen können. Aber schon war er, ohne weiter auf uns zu hören, spornstreichs über alle Berge und rief uns noch zu: „Ich lasse gleich ein Paar Hühner für Sie schlachten, meine Herren, kommen Sie nur nach!“ — Es half nichts, und gegen elf Uhr Nachts hatten wir denn durch die aufopfernde Güte dieses Mannes eine Hühnersuppe, ein gekochtes Huhn, ein gebratenes Huhn, ein gebackenes Huhn auf dem Tische und dazu ein paar Flaschen süßen Bugawas, wie wir dieß Alles nicht besser verlangen konnten, und so gut, als es uns unser Wirth, der leider, wie wir hörten, nicht reich war, nur geben konnte.

Dieser freundliche Mann, der auf die besagte Weise den Ruhm seines Vaterlandes bei uns aufrecht erhielt, war ein Dalmatier von der gebildeten Classe, aber auch die eigentlichen ächten und armen Morlachen zeigen sich noch stets so gastfreundlich, wie es nur immer die alten Slaven in den goldenen Zeiten, welche ihre Poeten be-

schreiben, gewesen sein können. Man liest und hört davon die hübschesten Geschichten. Unter anderen theilte mir ein österreichischer Freund, der lange in Dalmatien gewohnt hatte, folgende Gastfreundschaftsgeschichte mit. „Ich war einmal,“ so erzählte er mir, „mit einem Bekannten auf der Jagd in einer wilden und wüsten Felsengegend Dalmatiens. Wir wurden, ohne etwas geschossen zu haben, von schlechtem Wetter überfallen, kehrten bei einem Morlachen ein, dessen Hütte uns gerade am Wege lag, und da wir bald einsahen, daß wir vor Nacht unsere Stadt nicht mehr würden erreichen können, so baten wir ihn, uns auch zu Nacht zu behalten. „Wenn wir,“ antwortete er, „so gut, wie er es uns geben könnte, fürlieb nehmen wollten, so sollten wir ihm herzlich willkommen sein; er wolle auch wo möglich für etwas Abendessen sorgen.“

„Indem wir unsere Kleider beim Feuer trockneten, das unser guter Morlache und seine Frau für uns hatten auflodern lassen, hörten wir, wie diese beiden Leute sich vor der Thür darüber unterhielten, was sie uns zu Abend vorsezen sollten. Sie sprachen zwar ganz leise, aber die morlachischen Häuserwände, die überall durchlöchert sind, haben noch mehr Ohren als die Wände in anderen Ländern. „Wir haben ja ganz und gar nichts unseren Herren vorzusetzen, guter Mann! Es ist nichts da als saure Milch und Brot, und das geht doch nicht allein.“ — „Topp, Frau, da ist ja noch der eine große Buter, den müssen wir schlachten.“ — „Aber, lieber Mann, ich habe ihn mit vieler Mühe fett gemacht, und jetzt ist er so weit, daß ich ihn nächstens auf den Markt bringen könnte. Es ist das Letzte, was wir von Geflügel zu verkaufen haben.“ — „Was hilft es, gute

Frau! Können wir diese fremden Herren, die von der Jagd ermüdet sind und den ganzen Tag nichts gegessen haben, denn hungern lassen? Der Buter, wenn Du sonst nichts weißt, muß wohl daran!" — Und hiermit weckte der Morlache sein Messer, ging in den Busch und schnitt sich einen Bratspieß. Seine gehorsame Frau fing den Buter ein, der geschlachtet, gerupft, gewaschen und an den Spieß gesteckt wurde. Weil wir die Absicht hatten, die guten Leute nicht unbelohnt zu lassen, so ließen wir sie ganz ruhig gewähren, und der so großmüthig dargebotene Braten mundete uns doppelt gut."

„Wir ruhten auf der Streu beim Feuer vortrefflich; unsere guten Wirthsleute hatten sich, um uns ihr Haus ganz und gar zu unserer ungenirten Bequemlichkeit zu überlassen, ausquartirt und schiefen draußen im Freien, wie sie dieß in den warmen Sommernächten oft zu thun gewohnt sind."

„Schon am Abend hatte aber unser Morlache zu Zeiten einen verstohlenen Blick auf unsere Jagdgewehre, unsere Pulverhörner und unseren sonstigen Waffenapparat geworfen. Er hätte gern Alles in die Hand genommen und sich angeschaut, aber die Bescheidenheit, deren sich ein morlachischer Wirth befließigt, erlaubte ihm nicht, uns zu incommodiren, und uns war es nicht eingefallen, ihm unsere Sachen von freien Stücken hinzugeben."

„Er mochte wohl die ganze Nacht von unseren Waffen, die er nur von ferne geschaut, geträumt haben. Ganz in aller Frühe aber, als es eben zu tagen anfang, hatte er sich aufgerafft, und ich sah ihn auf den Zehen in unsere Thür hineintreten und auf unser Lager blicken, um zu sehen, ob wir schliefen. Obwohl ich wach war,

rührte ich mich nicht, blinzelte aber mit einem Auge zu ihm hinüber, weil ich neugierig war, zu sehen, was er im Sinne führe. Leise, leise schlich er nun zu unserem Jagdapparat, den wir an die Wand gehängt hatten, und nahm ganz vorsichtig ein Stück nach dem anderen herunter. Ich glaubte einen Augenblick, der gute Mann hätte sich über Nacht in einen Wolf verwandelt und wolle uns rein ausplündern, doch hielt ich an mich. Er aber brachte ein Stück nach dem anderen an die Thür, wo das Licht hereinfiel, besah sich unsere damascirten Flintenläufe, die Percussionsschlösser, die blanken Kolben, legte einmal an, setzte wieder ab und hing leise, leise wieder Alles an die Wand zurück. Zuletzt kam er bei dieser Revision zu den Pulver- und Hagelhörnern. Auch diese nahm er hervor, ließ sich einige Hagelkörner und dann auch etwas Pulver auf die Hand rollen. Jene waren sehr fein gearbeitet und sehr glatt polirt. Sie mußten ihm um so mehr gefallen, da die Morlachen nicht immer künstlich gerundeten Schrot sich verschaffen können, vielmehr oft nur die natürlichen Bohnerzfügeln, so wie sie sich auf ihren Gebirgen finden, in ihre Flinten laden. Auch das Pulver war von der feinsten Gattung, lauter schönes polirtes glänzendes englisches Kernpulver. Er ließ es in den ersten Strahlen der Sonne, die jetzt durch seine Thür fielen, hin- und herspielen, konnte sein Auge nicht davon wegbringen und schüttete alsdann, indem er sehr hörbar aufseufzte, Alles bis auf das letzte Körnchen in das Horn zurück, hing dieses ordentlich an seine Stelle und schlich vorsichtig wieder zur Thür hinaus."

„Wir thaten, als wenn wir nichts gesehen hätten,

schenkten ihm aber nachher den Inhalt unserer Pulverhörner, den er mit so verklärtem Angesichte in einem großen Papierbogen auffing, wie Semele den Goldregen des Jupiter. Eine andere Belohnung wußten wir ihm vorläufig nicht anzubieten, weil jede Geldbelohnung eine Ehrenkränkung für unseren Morlachen gewesen wäre. Doch baten wir uns beim Abschiede seine kleine Tochter zum Begleiter aus und gaben dieser nachher „für das Begleiten“, aber um Gottes willen nicht „für die Bewirthung“, eine Handvoll Sechser. Diese unerhörte Großmuth „für's Begleiten“ wollte aber unser Morlache nicht unvergolten auf sich sitzen lassen, und nach einigen Tagen erschien er daher bei mir in der Stadt, die immerhin einige Meilen von seinem Schlupfwinkel entfernt war, und brachte mir vier Schnepfen zum Geschenke, um mir, wie er sagte, zu zeigen, wie gut er mit meinem Pulver schießen könnte. Ich machte ihm dafür ein kleines Gegengeschenk, welches ich ihm aufdringen mußte und wofür er sich nach einigen Wochen wieder mit ein paar Steinhühnern revanchirte. Um aber ganz mit ihm auseinander zu kommen und dieser Gastfreundschafts-Geschenkgeschichte, die sich wie eine morlachische Blutrache-Angelegenheit in unabsehbare Länge ziehen zu wollen schien, ein Ende zu machen, schenkte ich ihm darauf ein Packet von fünfzig wohlgepackten Kugelpatronen. Diese Großmuth lähmte ihn völlig, und dagegen, sagte er, könne er nicht aufkommen. Und seitdem sah ich ihn nicht wieder.“

Während die Hühner, von denen ich oben sprach, unter dem Messer schreiend verbluteten und am Spieße bruddelnd brieten, besah ich mir die Localitäten von Vernis.

Es ist wiederum ein Ort, der so aussieht, wie ein Lamm, das den Foscolos und Cornaros, oder den Paschas von Bosnien und Mostar eben aus den Klauen gewunden worden ist, voll Trümmer, Schmutz, Staub, Felsen und Ruinen.

Ich besichtigte hier einige ganz nach türkischer Weise gebaute, d. h. inwendig wie Backofen gewölbte Häuser. Auch findet sich hier noch ein türkisches Minarett auf der Höhe des Berges, an den sich der Ort lehnt. Es war aber leider so verfallen, daß wir es nicht besteigen konnten. Auf der Spitze dieses Minarets ist ein steinerner Bogen aufgesetzt, den vermuthlich die Christen einmal darauf gebaut haben, um ihre Glocken daran zu hängen. Auch findet sich daneben eine Moschee, die zu einer Kirche umgewandelt ist. Wir besahen diese Dinge alle im Mondenscheine, der eben fast so klar, wie der helle Tag aufgegangen war.

Es ist unglaublich, in welchem Chaos von Schmutz und Getrümme alle Avenuenen der Häuser hier stecken. Selbst die Wohlhabenden und Reichen haben nur ein paar Zimmer und allenfalls ihr Weinmagazin in leidlicher Ordnung. Aber das Gehöfte liegt schon im Argen, und von Gartenanlagen, Blumenbeeten, Baumpflanzungen umher ist keine Spur. Dieser völlige Mangel schöner Garten-Umgebung bei den reichen Morlachen ist mir äußerst barbarisch vorgekommen und hat mir nicht viel Liebliches von ihrer Denkweise verrathen. Die Morlachen und Dalmatier überhaupt lieben sehr die Zwiebeln, aber nicht einmal diese bauen sie in ihren Gärten an, sondern verschreiben sie von Italien. Von den italienischen Küsten kommen überhaupt einige der allergewöhn-

lichsten Bedürfnisse herüber, obwohl sie derselben sehr gut in ihrem eigenen Lande produciren könnten. Thonlager z. B. giebt es die besten in Dalmatien, aber sie machen kein Töpfe. Depositionen von verwittertem Quarz giebt es sehr schöne und große, vom reinsten und weißesten Siler, aber sie fabriciren kein Glas. Ihr ganzes Land ist eine einzige große Kalkmasse, aber sie brennen doch nur sehr wenig Kalk. Es kommen in den dalmatischen Bergen vielerwärts große Massen von Knochen-Breccien vor, in denen zuweilen noch so viel thierisches Fett vorhanden ist, daß dieses sich sammelt und aus dem Boden an einigen Stellen hervortritt. Auch sind die Steine zuweilen auf bedeutende Strecken mit Erdpech geschwängert, und wenn die Sommersonne diese Steine erhitzt, so schwigt das Erdpech aus und tröpfelt wie ein kleiner Quell heraus. Wie Quellen oder Abtröpfelungen thierischen Bodensetts und Erdpechs, so giebt es auch Naphtha- und Schwefelquellen. Und auch diese Producte und Naturreichthümer des Landes sind bei Weitem nicht hinreichend benutzt, obwohl ich allerdings von einer Naphthaquelle hörte, bei der im Sommer die Leute der Nachbarschaft thönerne Gefäße untersezen, um das kostbare Boden-Product aufzufangen, zu sammeln und dann zu verwerthen.

 16.

Von Dornis nach Scardona.

Ein schöner Tag reihete sich auf unserer Reise an den anderen, und mit dem frühesten Morgen machten

wir uns beim hellsten Sonnenscheine wieder auf den Weg, um bei Zeiten Scardona und seine berühmten Wasserfälle zu erreichen.

Zuvor zeigten uns indeß einige gefällige östreichische Ingenieure eine kleine Merkwürdigkeit, die ich erwähnen will, weil sie für die Beschaffenheit der dalmatischen Kalkgebirge charakteristisch ist. Bei dem Bau eines Entwässerungs=Canales, den man jetzt in der Nähe von Dernis längs der Cicola gräbt, um durch ihn gewisse sumpfige Districte trocken zu legen, war nämlich Folgendes vorgekommen: Beim Sprengen in dem Felsenbette dieses Canales hatte sich ein Loch in dem Felsboden geöffnet, das unbedeutend schien, und das man daher keiner weiteren Untersuchung würdigte. Als aber, nachdem der Canal beinahe vollendet, die Gewässer der Cicola in dieses Bett hineingelassen wurden, flossen diese zwar bis zu dem besagter Weise entstandenen Loche, stürzten sich dann aber plötzlich in dasselbe hinein und verschwanden, darin abwärts fließend, mehre Tage lang. Später nach der Regenzeit kamen zwar so viele Gewässer, daß das Loch nicht alle verschlucken konnte, und auch jetzt, wo wir es sahen, ging der größte Theil von ihnen darüber weg, aber nichtsdestoweniger zog sich ein kleiner Theil von ihnen in das Loch abwärts, das noch immer nicht gesättigt war, obwohl die Cicola nun schon seit langen Wochen darüber hinfloß.

Wahrscheinlich hatte man hier eine der großen Höhlen geöffnet, von denen dieß Gebirge voll ist, und vielleicht stand dieser Höhlengang unterirdisch wieder mit anderen Gewässern in Verbindung. Hätte man das

Loch noch weiter geöffnet und nicht wieder verstopfen können, so hätte man vielleicht riskirt, den ganzen Canal-Arm hier völlig zu verlieren.

Das abrauschende Gewässer bewegte sich sehr sonderbar. In wirbelnden Kreisen zog es in das Loch hinab und lärmte und brüllte dabei in Tönen, die wir schon von Weitem vernahmen. Dann verlor sich das Kreisen und Rauschen für einige Augenblicke, und die Oberfläche des Flusses wurde ganz glatt. Plötzlich aber kräuselte es sich wieder, wirbelte, zog Kreise, es bildete sich ein Loch, und schlürfend und zischend zog es hinab, als wenn da unten ein Unthier läge, das zu Zeiten einen Schluck thäte und dann wieder pausirte. — Dieser kleine Vorfall zeigt recht deutlich, in wie hohem Grade in jenen Bergen Alles unterminirt ist. An und für sich, glaube ich, war er wohl ohne weitere Folgen, da es den Ingenieuren ohne Zweifel gelingen wird, die Oeffnung zu verstopfen.

Von Dernis an nach Scardona ging es nun wieder über Stock und Block, d. h. ich meine auf einem wundervoll guten Wege zwar, aber zwischen lauter großen weiten Felsflächen und Blockfeldern. Es ist ein ähnlicher breiter Steinrücken, wie der zwischen Verlicca und Anin, den aber die Cicola, um zur Kerfa zu gelangen, in einer tiefen Kluft durchschnitten hat. Es ist ein Theil der Steinwüstenei, welche die Morlachen „Zavorie“ nennen. Urbar zu machen und zu bebauen giebt es hier nicht eine Acker, wenn man nicht ein Gesäme findet, das seine Wurzeln in festen Marmor treiben kann. Wenn man dergleichen immer und immer in Dalmatien wieder sieht, so begreift man nicht, wie sich

Venetianer und Türken, Römer und Illyrier um den Besitz solcher Wüsteneien Jahrhunderte lang so unbarmherzig haben herumschlagen können. Eine milchende Kuh war Dalmatien keinesfalls. Aber freilich lag die milchende Kuh, der große weite Busen des adriatischen Meeres, dahinter, den man vor den Türken und den seeräuberischen Türkengenossen sicher stellen mußte. Der Hauptsache nach ist Dalmatien nichts als ein colossales Felsengeripp, dessen Besitz als Einfassung des benachbarten Meeres wichtig ist. Das Fleisch, das an diesem Gerippe sitzt, ist äußerst spärlich und nur an einzelnen Punkten vertheilt.

Gegen Mittag kamen wir an dem hohen Nordrande des besagten wüsten Rückens an, und hier eröffnete sich eine interessante Aussicht auf die Mündungsgegend der Kerka. Die Kerka bildet hier, indem sie in einige der dalmatischen Längenthäler eintritt, die sie ausfüllt, zwei Seen, zuerst den sogenannten See Proclian und dann den See von Sebenico, welcher letztere mit dem vorigen durch einen Fluß-Canal (eben die Kerka) zusammenhängt und dann durch einen ähnlichen Canal in das Meer ausmündet. Den See Proclian sahen wir mitten in seiner felsigen Umgebung deutlich vor uns liegen, verloren ihn aber bald wieder aus den Augen, indem unser Weg sich rechts im Zickzack zur Kerka bei Scardona oberhalb besagten Sees hinabwandte. Die Straße führt im Zickzack hinunter und endet in einem Felsenwinkel an der hier ziemlich breiten Kerka, wo wir lange harren mußten, bis die Fährleute in Scardona, die uns schon von Weitem am Berge hatten herabfahren sehen, ihre Fähre in Bereitschaft setzten und damit herüberkamen.

Wir sahen bald, daß wir hier schon wieder in das Littorale von Dalmatien, in das warme Küstenland hinabgekommen waren. Ueberall am Ufer der Kerka standen wilde Feigenbäume, die zu unserer Unterhaltung noch einige übriggebliebene Früchte zwischen den Blättern versteckt hatten. Auch verstanden hier gleich wieder alle Leute Italienisch, selbst die, welche unter einander morlachisch redeten, was keineswegs im Innern der Fall gewesen war. Dort im Innern sah es traurig mit der Sprachenmischung aus. Da sprechen die eigentlichen Morlachen nichts als morlachisch, und nur die Gebildeten oder Reichen verstehen Italienisch. Die Pretoren aber und Beamten sind fast lauter Italiener oder italienisirte Dalmatier, die kein Deutsch verstehen. Und unter den in Garnison liegenden Offizieren fanden wir manche so eben erst hierher versetzte, die weder Italienisch noch Illyrisch sprachen, und die eben so wie ihre Soldaten uns die große Noth, die sie mit der Sprache hätten, klagten.

Wir setzten indeß über und kamen nach einem Weilchen in Scardona an. Diese Stadt war zu der Römer Zeiten eine der vornehmsten Städte Illyriens, wie denn fast alle dalmatischen Städte, die einen auf „ona“ endigenden Namen hatten, dieß waren: Scardona, Salona, Narona &c. Es scheint sogar, daß Scardona einmal die Hauptstadt des ganzen Landes war. Wenigstens erwähnen die Römer, daß hier die illyrischen (oder dalmatischen? oder liburnischen?) Landtage zusammenkamen. Das mag damals eine große Angelegenheit gewesen sein. In jetzigen Zeiten, wo es mit den Reichs- und Landta-

gen nicht mehr viel auf sich hat, ist für den Reisenden die größte Affaire von Scardona der Besuch bei den berühmten Wasserfällen der Kerka, die sich in der Nähe befinden. Wir mietheten alsbald ein Boot mit vier Ruderern, um dahin zu fahren, konnten aber nicht umhin, die schöne Wirthin, bei der wir eingekehrt waren, durch das Verlangen, daß wir auf den Abend bei der Rückkehr etwas zu speisen zu finden wünschten, in ein ganzes Meer von Noth und Sorge zu stürzen.

Die nackten Felsen um Scardona herum lehrten uns wohl, daß wir kein fettes Roßbeef begehren könnten. Wir wünschten daher „frische Fische“, wo möglich Seefische, weil ringsumher so viel schöne Fischweide und auch das Meer nicht fern war. „Ja, lieber Gott, wo soll ich Fische herkriegern? Die stecken ja alle im Wasser, und jezt in der Zeit der Weinlese geht kein Morlache in's Wasser, sich die Mühe zu nehmen.“ Ich erinnerte mich, daß ich von den Austerbänken, die sich an verschiedenen Punkten der dalmatischen Küste befinden, auch schon gehört hatte, daß man zur Zeit der Weinernte und des Ueberflusses unmöglich einen Morlachen bereden könne, den Fang einer frischen Auster zu riskiren. Da möchte man denn glauben, daß die Vorsehung mit Fleiß das Morlachen-Land so felsig und dürftig gemacht. Wäre hier Alles fettes Marschland wie in Holland, so würde man darin vor aller Trägheit der Leute geradezu umkommen. „Nun gut“, sagten wir, „wir werden wohl bei der Cascade Gelegenheit finden, selber für Fische zu sorgen, und wollen sie mitbringen.“ — Darauf machten wir eine Anspielung auf frische Butter, weil wir

dachten, es könnte etwa der Handel ein Fäßchen hierher verschlagen haben. „Ach, liebe Zeit, ja ich habe wohl einmal gehört, daß einer unserer benachbarten Possidenti aus Gefälligkeit für einen österreichischen Offizier auf seiner Wirthschaft regelmäßig etwas Butter hat bereiten lassen. Aber sonst weiß ich von keiner Butter hier in Scardona!“ — Wir baten dann um eine Reisuppe und Eierspeise, und hierzu war unsere schöne Wirthin sehr bereitwillig und sprang sogleich davon, um bei den Nachbarn die ihr nöthigen Eier zusammenzuleihen oder zusammenzukaufen.

Wir unserer Seits, nachdem wir diese Angelegenheit geordnet, stiegen in die Barke und fuhren davon.

Bei Scardona selbst sind die nächsten Ufergegenden der Kerka etwas ausgeflacht. Auch kommt ein kleines Thal zum Fluß hinab, und es ist hier also wie in einem Busen Raum genug für eine Stadt. Aber gleich oberhalb der Stadt, in dem Winkel, wo unser Fahrweg von Vernis her herabkam, wird die Kerka zusammengeengt. Ihre Ufer werden schroff und hoch, und man fährt durch ein Felsenthor aufwärts in einem breiten, schönen, ruhigen Wassercanale, an dem zu beiden Seiten die Felsen wie Mauern aufwärts stehen. Unsere Schiffleute sprachen uns überall längs dieser Felsen von „Schafweide.“ Ich konnte aber auf dieser sogenannten dalmatischen Schafweide gewöhnlich nicht mehr Futter entdecken, als Fett und gebratenes Fleisch an einem blankgescheuerten Knochen, und mir wurde immer angst und bange, wenn ich einmal wirklich eine Herde wagehalsiger Schafe auf diesen Felsen entdeckte. Wie gesagt, man kann die Sache

sich nur durch die Annahme begreiflich machen, daß ein dalmatischer Grasshalm so viel Kraft und Nahrung giebt, wie bei uns ein Busch.

Ich denke mir, unsere Leute hatten ungefähr zwei Stunden bis zu der Cascade zu rudern. Sie thaten dieß stehend in der Weise der venetianischen Gondelführer. Vielleicht ist es aber die ächte, alte illyrische Ruderweise, welche die Dalmatier erst später nach Venedig verpflanzt haben. — Endlich weitete sich wieder unser Thal, und wir wurden des begrünten Riffs ansichtig, das wie eine frische und duftige Gartenterrasse mitten zwischen den garstigen, öden Felsen ganz auf ähnliche Weise steckte, wie dieß bei der Nerfischcascade, die ich oben beschrieb, der Fall ist. Es ist merkwürdig, wie jedes Land so nicht nur in der Thier- und Pflanzenwelt, sondern auch in der todten Natur seine ganz eigenthümlichen und charakteristischen Producte hat. Es giebt selbst eine Klasse besonderer dalmatischer Wasserfälle, die in dieser Weise nirgends wieder vorkommen. „Combien la nature est différente d'elle même,“ bemerkt sehr richtig ein Franzose, „alors qu'elle semble pour ainsi dire se répéter.“

Und durch welche unscheinbare und einfache Mittel, kann man auch hier wieder hinzusetzen, bringt sie ihre reizenden Variationen auf dasselbe Thema hervor! Der Tuffstein, den die dalmatischen Flüsse absetzen, und dann die Sterilität der übrigen trockenen Felsen bei der üppigen Vegetation, die das Wasser nährt, sind, wie ich schon oben angedeutet habe und gleich weiter ausführen werde, die Ursachen der eigenthümlichen Reize und der ganz ab-

sonderlichen Gestaltung der schönen Cascaden dieses Landes.

Es hat sich — vermuthlich als Ablagerung der vom Wasser losgerissenen Tuffsteine — eine Sandbank in der Mitte des Flusses gebildet, die von der Cascade ausläuft und sich einige tausend Ellen weit forterstreckt, indem sie den Fluß in zwei Canäle theilt. Diese Sandbank ist mit Schilf, Gebüsch und Bäumen bewachsen und vollkommen grün, eine wahre Rarität in einem dalmatischen Flusse. Am Ende jedes dieser Canäle, am Fuße des Katarakts befindet sich ein kleiner Hafen. Um jeden dieser Hafen herum liegt eine Gruppe von Mühlen, die das Wasser der Cascade als Triebkraft benutzen, und die beiden Häfen sind immer voll mit Schiffen, welche Korn zum Mahlen heranbringen und das gewonnene Mehl wieder wegschaffen. Die Mühlen auf der rechten Seite der Cascade (rechts, wenn man die Cascade im Rücken hat) gehören meistens den Einwohnern von Scardona, die auf der linken Seite aber denen von Sebenico. Die Leute sprechen hier daher von einer „riviera“ oder „parte di Sebenico“ und einer „riviera“ oder „parte di Scardona.“ Wir fuhren zuerst zu der „riviera“ und „parte di Sebenico.“

Dieser kleine Hafen war ganz voll von Leben, Menschen und Schiffen, welche sowohl von Sebenico, als auch von noch entfernteren dalmatischen Städten, von Spalato, Zara und von verschiedenen Inseln gekommen waren. Es werden im Ganzen über zwanzig Mühlen und wohl nahe an hundert Mühlsteine und außerdem noch verschiedene Walkmühlen durch die verschiede-

nen Zweige der Cascade in Bewegung gesetzt, und da Mühlen in Dalmatien insbesondere in dem Littorale und auf den Inseln eine eben so große Seltenheit sind, wie bewegtes Wasser, so begreift es sich, daß der Kerfawasserfall nicht nur als bewundernswürdige Naturscene, sondern auch als ein industrielles Etablissement in nationalökonomischer Hinsicht sehr wichtig ist. Es ist mit einem Worte das größte Mühlenetablissement in ganz Dalmatien. Die entferntesten mir genannten Orte, von denen die Cascade der Mühlen wegen besucht wird, sind Zara und Spalato, die beinahe zwanzig Meilen weit auseinander liegen. Auch alle Inseln, die innerhalb dieses Rayons gelegen sind, Solta, Zuri, Glarin, Incoronata, Isola Grossa, Pasman, Ugljan und viele andere, sind ihres Mehles wegen auf die Cascade der Kerfa angewiesen.

Eine so componirte und so vielfach interessante Naturscene, wie die vor uns liegende Cascade, muß man erst in ihren Einzelheiten buchstabiren, bevor man die ganze Phrase, welche die Natur hier zeichnete, in ihrer Totalität verstehen und schildern kann. Wir fingen ihre Buchstabirung an, indem wir von unserem kleinen Hafen aus, der von einigen schattigen Bäumen und einem lieblichen, flachen, begrünten Vorufer umgeben war, von Mühle zu Mühle und von Stufe zu Stufe zur Rechten der Cascade uns aufwärts wandten.

Das Wasser der Kerfa zersplittert sich bei dem Abfall über seine, ich denke etwa hundert und fünfzig Fuß hohe Bank in hundert kleine Aeste und Canäle. Dennoch bleibt die größere Masse des Wassers in der Mitte in einem Hauptfalle vereinigt. Dieser Hauptfall befindet

sich nicht genau im Centrum der Bank, sondern etwas weiter zur Rechten. Auch kommt die Wassermasse nicht in einem Sage von der Bank herunter, sondern in verschiedenen Absätzen, deren colossale Stufen etwa so übereinander geordnet sind, wie die Stufen einer großen Treppe, die in einem weiten Bogen sich herabwindet und herunterschwingt.

Die kleinen Mühlen haben sich natürlich zu beiden Seiten der Hauptwassermasse, die mitten zwischen ihnen bleibt, hinaufgelegt, indem sie nur einzelne kleine Strahlen, welche Natur oder Kunst aus dem ganzen Gebrause ableitete, benutzen konnten. Fast jede dieser Mühlen bildet ein malerisches und höchst reizendes kleines Bild für sich. Sie stecken zwischen den Felsen und dem Laube der Bäume eingeklemmt und sind zur Rechten und Linken von dem nah und fern hervorsprudelnden Wasser umgeben. Um zu ihnen zu gelangen, sind die Felsenklüfte und Wasserarme mit alten und neuen kleinen Balkencompositionen überbrückt. — Die Mühlen selbst fanden wir alle voll, übertoll mit Menschen, die als supernumeräre Müllerknechte, oder als Kunden der Mühlen hier aus- und eingingen, oder bei den fleißig schnurrenden Mühlsteinen herum lagen. Ich weiß nicht genau zu sagen, warum hier unter den Morlachen immer die vielen Menschen und Menschenarme bei jeder Arbeit so nöthig sind. Auch jedes der kleinen Schiffe im Hafen hatte eine Bemannung, die man bei uns wohl für eine Brigg hinreichend gehalten hätte.

Bei einer Mühle, die etwa in der Mitte der ganzen Felsenhöhe lag, führten sie uns über Felsen und auf allerlei kleinen krummen Wegen zu dem Hauptcanale der

Kerka und stellten uns auf einen Steinblock, wo, wie sie sagten, der ausgezeichnetste Punkt der ganzen Cascade wäre. Wir sahen hier in einer schön geschwungenen Linie die frisch brausenden Gewässer von Fels zu Fels hinabschießen. Der Canal mochte eine Breite von vierzig Ellen haben. Auf allen Felsen zur Seite schwankten Bäume und Büsche, von dem Winde, den das Wasser erregte, lieblich bewegt. Es war wieder der klarste Sonnenschein, und nach unten blickend, sahen wir im Schaume mehrfache Stückchen vom Gürtel der Iris erscheinen und verschwinden.

Weiter aufwärts schloß man uns eine Thür auf, durch welche zwei Felsen untereinander verbunden und barrifadirt waren. Wir traten in eine große wunderbarlich gestaltete Felsenkammer, in welcher ebenfalls Wasserstrahlen herabschossen und in der wir ein kleines Walfmühlenetablissement fanden. In diesen Walfmühlen — „Follatoje“ nennen sie die italienischen Dalmatier — deren es mehrere in den Verstecken der Kerka-Cascade giebt, lernte ich ein neues sonderbares Specimen der Maschinenproducte von morlachischer Erfindung kennen. Es wäre der Mühe werth, daß man sie im Ganzen sowohl, als in ihren Theilen zu Papier brächte.

Ich will es versuchen, einige der hiesigen Einrichtungen zu schildern. Man kann es als einen Beitrag zur Kunde und Geschichte der Culturbeschaffenheit dieser Völker betrachten. Zwischen den Felsenriffen des Bodens waren einige mächtige, mit dem Beil behauene Baumstämme schräg eingeklemmt. Diese dienten dazu, die colossalen Walfhammer daran zu befestigen. Ein gewaltiger Holzblock saß an einem dicken Knüppel, der

oben an der Spitze jener Stützbalken so befestigt war, daß er sich in seinem Charniere auf- und abbewegen konnte. Das zu wolkende dicke Tuch war unten in die Ecken der Balken gepackt, so daß der Hammer, wenn er niederfiel, gerade auf den Ballen schlagen mußte. Der Hammerstiel ging ganz durch den dicken Kopf hindurch, und sein Ende guckte auf der anderen Seite hervor. Unter diesem Ende lag eine horizontale Welle, die an ihren beiden Enden in den Felsen die Unterlage oder das Loch fand, in dem sie sich drehte. Durch die Welle waren mehre Keile oder Pflöcke durchgetrieben, die beim Umdrehen einer nach dem anderen die Verlängerung des Hammerstiels drückten und so den ganzen Hammer emporhoben, der wieder niederfiel, wenn der Pflock paßte war.

Die Welle ihrerseits wurde auf folgende Weise in Bewegung gesetzt. In der steilen und ziemlich glatten Felsenwand hatte man ein Paar tiefe Rillen oder Canäle ausgefracht, in denen das Wasser von oben her beinahe senkrecht herabschoß, mit einer Rapidität wie Feuer oder wie Kanonenkugeln. An der Welle, dem *primum movens* der ganzen Maschinerie, waren dicke kleine Breter eingelassen, auf die der Wasserstrahl niederschlug, und da seiner Gewalt nichts widerstehen kann, so müssen die Breter weichen, die Welle sich drehen, die Hämmer sich heben und so dem Ganzen Leben geben. Ich kann nicht sagen, welchen eigenthümlichen morlachischen Eindruck diese kleine unbehilfliche Maschine, diese plumpen auf- und niederwackelnden Hämmer, diese ungeschickte Mühlwelle, diese als Wände, als Basamente, als Canalboden und Rillen u. s. w. benutzten Felsen

auf mich machten. — Eine jener pfeilschnellen Wasseradern schoß auch in ein großes weites Felsenloch, in welchem ein Faß zum Waschen des Tuches stand. Das Tuch bestand aus fingerdicken Geweben, die von dem Wasserstrahl in eine so heftig kreisende Bewegung versetzt waren, daß ich, als ich versuchte, sie zu fassen und aufzuhalten, bald mit hineingerissen worden wäre. Ja! wenn man solche Wasserstrahlen zu seiner Disposition hat, da kann man wohl waschen, walken und Maschinen bauen.

Von der Walkmühle aus gingen wir ganz auf die Höhe der Felsenbank hinauf, was bis zu dem Punkte, wo die Gewässer ganz ruhig werden, und wo man den Fluß in einer spiegelglatten, seeartigen Weitung erblickt, noch etwa eine Viertelstunde Felsenwegs ist. Auch hier oben liegen wieder Mühlen. Auf einigen Seitenstufen des ganzen Unterwegs fanden wir eine Menge colossaler Felsblöcke von Tuffstein, die am Abhange oft in sehr malerischen Gruppen durcheinander geworfen sind. Sie wurden vermuthlich bei sehr hohem Wasserstande von der Bank, auf der sie sich gebildet haben, getrennt, losgerissen und dann an solchen Stellen deponirt. An manchen dieser Felsen sahen wir sehr deutlich die Schichtung des aus dem Wasser niedergeschlagenen Gebildes. Einige schienen aus lauter Steintüchern, so zu sagen, wie zusammengeballt. — Hier und da waren ihnen auch Steinzapfen angefügt, wie kleine Tropfsteine in den Stalaktithöhlen. — Wir gingen aufwärts bis zu einem Punkte, wo man wieder ein gutes Stück der oberen Kerka übersehen kann. Es bildet sich hier dicht vor dem Wasserfall wirklich ein kleiner See. Der Fluß war mit einer Menge flacher Inseln angefüllt, die noch

mit wilden Feigen- und anderen Bäumen und Gebüsch bewachsen waren, ähnlich wie die Sandbank, von der ich unterhalb des Wasserfalls sprach. — Zwei Stunden weiter aufwärts bildet die Kerka noch einen größeren See, in welchem auf einer Insel in der Mitte ein berühmtes Kloster, „il convento di Viscovaz,“ liegt, welches wir aber nicht selbst erreichen konnten.

Oberhalb des besagten Sees und Klosters bildet die Kerka abermals einen sehr malerischen Wasserfall, den von „Rocislap,“ und dann weiter aufwärts bis Knin kommen noch zwei andere Wasserfälle, die „Cascata di Bracitsch“ und die „Cascata di Babovdol.“ Rechnet man nun auch die des Kerkitsch bei Topolje, die ich oben beschrieb, noch zu den Kerkawasserfällen, so giebt es deren im Ganzen fünf, von denen der, welchen wir vor uns haben, der äußerste und großartigste ist. Im Italienischen wird der letztere daher auch gewöhnlich nur „la Cascata della Kerka“ genannt, oder zu näherer Bezeichnung „la Cascata di Scardona.“ Im Illyrischen heißt er „Skradinski (oder Skratinski) Slap“ (der Scardonische Wasserfall). „Slap“ heißt so viel als die Fluth oder Welle. Ob „Skratinski“ mit dem illyrischen Verbum „skratitj,“ d. h. abfürzen, etwas zu thun hat, und das Ganze also etwa so viel heißt, wie die abgefürzte Fluth, und ob nicht so die Stadt Scardona vom Wasserfall ihren Namen erhalten hat, das weiß ich nicht. — „Rocislap,“ das auch „Roncislap“ geschrieben wird, kommt wohl entweder vom illyrischen „ronitj,“ d. h. herabrinne,“ oder von „rositj,“ d. h. thauen oder sprühen, her, und „Roncislap“ hieße demnach so viel als die thauende oder herabrinne Fluth. — Die slavischen

Namen von Flüssen, Bergen und anderen Naturgegenständen sind immer sehr bezeichnend, und vermuthlich verdankt auch diesen Wasserfällen die ganze Kerka ihren illyrischen Namen; denn derselbe hängt wahrscheinlich mit illyrischen Worten zusammen, welche so viel als „biegen“, „brechen“ bedeuten, und man kann Kerkä wahrscheinlich mit „gebrochener Fluß“ übersetzen. Gebrochen nämlich durch Wasserfälle, sowie durch scharfe Winkel und Krümmungen.

Um auf die andere Seite des Skradinski-Slap zu gelangen, mußten wir denselben Weg wieder zurück machen, zu unserem kleinen Hafen am Fuße der Cascade, uns hier einschiffen und zu den gegenüberliegenden Felsenverstecken fahren lassen. Zu unserer Ueberraschung entdeckten wir hier „alla parte di Scardona“ einen ganz ähnlichen kleinen Hafen, der eben so voll mit Schiffen und Menschen war, was uns aber drüben die Büsche und Felsen ganz verdeckt hatten. Um an's Land zu gelangen, mußten wir über die Verdecke von einem halben Duzend kleiner Inselbarken und über ein paar Duzend Mehlsäcke und schnarchender Schiffsteute hinübersteigen. Bei der Cascata di Topoglie erwähnte ich der wilden Tauben und ihrer akrobatischen Künste als Etwas, was zur Verschönerung der Scene so viel beitrug. Hier waren es die Mühlen und die kleinen Schiffe, die wie Schwäne am Fuße des Katarakts vor Anker lagen oder mit ihren kleinen Ladungen ab- und zusetelten.

Wir gingen hier wieder durch mehre Mühlen, auf Treppen, Leitern, über Brücken und Felsköpfe aufwärts. Auch trafen wir hier wieder in einigen Felsenkammern

solche Walkmühlen, deren Construction nach dem, was ich oben sagte, ungefähr so einfach ist, wie die Maschinerieen, welche unsere Bergleute vom Erzgebirge in ihren Guckkästen zuweilen unseren Kindern zeigen. Wir fanden diese kleinen Walkmühlen fast alle ohne Aufseher. Es war, als wenn die Naturmächte oder die Gnomen das Alles so erfunden und gebildet hätten. Die Menschen kommen nur zuweilen und werfen dem Hammer neues Tuch zu, wie man einem Ochsen frisches Futter vorwirft, und dann arbeiten die Walkhammer in ihren Felsengrotten einen halben Tag auf eigene Faust weiter. — Wie gesagt, dieß gehört Alles zur ethnographischen Schilderung der Morlachen.

Das Labyrinth der Felsen, Gebüsche und Wasserstrahlen ist auf dieser Seite noch viel größer als auf der anderen, und hier muß man insbesondere die eigenthümlichen Reize der Kerka-Cascaden studiren. — Diese bestehen hauptsächlich darin, daß daselbst, so zu sagen, eine ganze Gesellschaft von Wasser-Akrobaten versammelt ist, von denen jeder sein besonderes kleines Kunststück auf seine Weise auszuführen beständig thätig ist. Hier springt ein dicker klarer Strahl in einem weiten Bogen über dich weg, dort läuft dir ein murmelndes Gewässer blitzschnell unter den Füßen hin. Einige jener Strahlen erreichen die Tiefe unten mit einem Sage, andere schlagen schäumend auf Felsenabsätze auf, die ihren Sprung unterbrechen und sie noch zu mancherlei Verwandlungen zwingen. Auf einer Stufe ist ein Felsenbassin ausgehöhlt, das voll flüssigen Kry stallstoffs ist, und in welchen eine kleine Cascadenbranche ganz für sich

hinabspielt. Es ist, als wenn jedes für sich seine kleine malerische Wirthschaft triebe, wie die verschiedenen Bürgerfamilien mitten in einer großen Stadt.

Den schönsten Schmuck dabei gewährt aber die reiche Vegetation, welche überall auf diesen Felsen und zwischen jenen Wasserläufen herumrankt. Wilde Feigenbäume, Weiden, einzelne Delbäume, verwilderte Weinranken, Dornensträucher und andere Gewächse bilden die mannichfaltigsten Bosquets. Im Frühling, wenn es überall duftet und blüht, muß es hier geradezu entzückend sein. Auf einigen Tuffsteinstufen fand ich, und dieß verwunderte mich etwas, kleine Gebüsche von hohem Schilfe, so hoch wie kleine Tannenbäume. Ich fand diese Schilfgärtchen auf allen Stufen des Wasserfalls, und es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, dieß Gewächs, das man sonst nur in sumpfiger Niederung zu sehen gewohnt ist, hier auf so gefährlichen und hohen Positionen zu erblicken.

Weil der Mensch sich hier überall bei den verschiedenen Cascaden etwas zu schaffen gemacht hat, so kann man von der Seite aus einigermaßen weit in das besagte Labyrinth hineindringen. Es sind kleine Wege ausgetreten und von Fels zu Fels steinerne Brücken geschlagen, die ihrerseits die Fülle des Pittoresken noch vermehren. Es ist nur schade, daß man nicht Gallerieen und Tunnels durch das Ganze und ringsherum hindurchgebrochen hat. — Je nachdem das Wasser der Kerfa mächtig oder schwach ist, kann man mehr oder weniger weit hinein kommen; wenn es sehr stark ist, zur Zeit der Frühlingsfluth, gar nicht weit, denn dann verbinden sich die meisten der einzelnen Fäden zu einem ganzen Gewebe, und der Wasserfall stürzt in einem

mächtigen Schwallde über die ganze Bank mit einem Male hinüber, reißt dann auch Bäume aus, löst die Tuffsteinfelsen, zerstört die kleinen Brücken und beschädigt oft die Mühlen.

Wir gingen auch hier wieder bis ganz oben auf das Plateau hinauf und fanden hier die Ruinen eines Fabrikgebäudes, das man in neuerer Zeit angelegt hatte. Ich glaube, es sollte eine Tuchfabrik werden. Welche unglücklichen Verhältnisse dieses Etablissement in Trümmer gelegt haben, ist mir unbekannt. Ob vielleicht Eifersucht der Besitzer der bereits bestehenden Etablissements im Spiele war, weiß ich auch nicht.

Es giebt übrigens Leute in Dalmatien, die sehr große Dinge mit den Kerka-Wasserfällen im Sinne haben. Wenn die Mühlen nur alle recht ordentlich eingerichtet wären, so könnten sie wohl so viel Mehl mahlen, als ganz Dalmatien gebrauchte. Auch glaubt man noch andere große Fabrik-Etablissements anlegen zu können. Wenn dieß reussirte, und wenn man dann auch die anderen Kerka-Wasserfälle mit Fabriken versähe, so könnte hier wohl die wahre Lebensader zur Hebung der dalmatischen Industrie gefunden sein.

Ein Schriftsteller über Dalmatien hat die sonderbare Hypothese aufgestellt, daß die Kerka-Wasserfälle sich erst in neuerer Zeit gebildet hätten. Er meint nämlich, daß die verschiedenen Risse, auf denen die Cascaden der Kerka herabkommen, nur als Verstopfungen des Flußbettes zu betrachten seien, die der Fluß durch seine Tuffsteinbildung sich selber geschaffen habe. Zuerst, sagt er, seien Felsen von den Seitenwänden herabgefallen. Auf diese hätte das Wasser seine Tuffsteine abgesetzt und im-

mer mehr aufgehäuft, bis die Riffe, ähnlich wie Korallenbänke, zu der jetzigen Höhe aufgewachsen seien. Weil er diese Riffe als noch fortwährend im Wachsen begriffen betrachtet, so schreibt er diesem Umstande auch die Versumpfung der Gegend bei Knin zu und will sie wie die Eisbänke, die sich in unseren Flüssen bilden, um den oberen Gegenden Luft zu verschaffen, wegsprengen. — Aus vielen Gründen, die ich nicht auszuführen brauche, ist es übrigens viel wahrscheinlicher, daß den besagten Katarakten ursprüngliche Felsenabstufungen des ganzen Terrains, die weit in's Land hineinreichen, und auf denen sie seit vorsündfluthlichen Zeiten herabrauschen, zum Grund liegen. Uebrigens mögen, wie gesagt, durch den Tuffstein diese Stufen hie und da in etwas erhöht worden sein, und eine theilweise Beseitigung derselben möchte allerdings sehr vortheilhaft auf die Regulirung des Flußlaufs einwirken.

Als wir wieder zurückschifften, hielten wir noch einmal in einiger Entfernung von dem wundervollen Naturschauspiele, das wir soeben in seinen Details bewundert hatten, an, um einen Totaleindruck mitzunehmen. Ich kann diesen Totaleindruck nicht besser bezeichnen, als wenn ich sage, daß es uns schien, als hätten wir eine colossale Gartenterrasse vor uns, die ein Gärtner mitten in einer Wüstenei aufstellte, bei der er auf jeder Stufe eine hübsche Baumanlage machte, und wo er zu jeder derselben einen kleinen sonnigen, blinkenden, schäumenden, perlenden Wasserstrahl führte. In des Franzosen Cassas bekanntem Werke befindet sich eine sehr treue Ansicht des Ganzen sowohl als eines Theils desselben. Auch habe ich bei dem Maler Alt in Wien Darstell-

ungen sowohl der „gebrochenen Welle“ als der „thauenden Fluth“, ich meine des Skardinski-Slap und des Roncis-Slap gesehen. Ein Maler, der das Detail studiren wollte, könnte, wie aus dem Vorigen hervorgeht, ein ganzes Album voll hübscher und sehr mannigfaltiger Skizzen hier an der Kerkfa sammeln. Uebrigens wäre es ihm, wenn er sich etwa zu diesem Zwecke länger unter den hiesigen Müllern ansiedeln wollte, auch zu empfehlen, vorsichtig zu sein. In Bezug auf Sicherheit stehen diese Mühlen und Wasserfälle, wie es scheint, nicht eben im besten Rufe. Man hat uns gesagt, es sei schon hie und da ein Passagier hierher gekommen, der nachher wie Goethe's Fischer „nicht mehr gesehen ward.“ — Die Leichtigkeit, hier einen Menschen in aller Stille in einen der brausenden Wasserarme zu versenken und sich dann seiner Sachen zu bemächtigen, soll zu groß sein, als daß ein habellustiges morlachisches Menschenkind der Verführung stets widerstehen könnte. — Wie gesagt, ich selbst weiß nicht, was Wahres daran ist, aber es ist mir mehrfach davon erzählt worden, wie man denn überhaupt kaum ein schönes Naturversteck in der Morlachei findet, von dem es nicht gleich munkelt, dort sei es nicht geheuer. — Ein gewissenhafter Schriftsteller, wenn er mit seinen Schilderungen einer Gegend die Künstler gleichsam aufzufordern scheint, sie zu besuchen, hat doch auch die Pflicht, dieselben auf die Schlangen aufmerksam zu machen, die sie im Gebüsch finden könnten.

Als wir durch den Felsencanal, durch den wir herangekommen, zurückkehrten, kam eine liebliche frische Brise von der Marina her darin herauf, und diese brachte sogleich wieder mehrere kleine Segel heran, die an uns eins

nach dem anderen, mit Getreide beladen, zu den Wasserfällen hin vorübersegelten. Jedes Schiffchen hatte eine Mannschaft von 5 bis 6 Insulanern. Wir sprachen sie an, um zu erfahren, woher sie kämen. Die einen waren von den „Scogli di Sebenico“, die anderen von den „Scogli di Zara“. Ich muß mich wundern, daß die Reisebeschreiber von diesen Mehlschiffern und jener nationalökonomischen Bedeutung der Cascaden so wenig oder gar nicht, vielmehr immer nur von der pittoresken Seite derselben gesprochen haben. Und doch gewinnt die ganze Gegend auch für den Maler durch jene Verhältnisse weit größere Bedeutung und weit mehr Reize.

Auch bei den Müllern hatten wir keine Fische einkaufen können. Wir baten daher unsere Leute, sie möchten doch aufpassen, ob sie nicht etwa unterwegs einen Fischer entdecken könnten, der vielleicht frische Waare hätte. Als bald riefen sie in einer gewissen Gegend in die Felsen hinein. Ob ich zwar hier Niemanden bemerkte, so tönte doch gleich aus verschiedenen Grotten ein Echo zurück. Es waren an mehreren Punkten einsame Fischer beschäftigt, die uns in den Felsenverstecken gar nicht aufgefallen waren. Wir baten unsere Leute, sie möchten die Fischer fragen, ob sie „Lizza“ hätten. Man hatte uns dieß Wort gelehrt, als eins, das auf einen sehr schmackhaften Fisch hinziele. — Die Antwort, mit morlachischer Stimme gebrüllt, hieß: „O ja, sie hätten Lizza, aber sie könnten uns keine verkaufen.“ — „Warum denn nicht?“ — „Weil sie keine „Balancina“ (Wagschale) hätten.“ — Wir würden schon einig werden, sagten wir unseren Gondelführern, sie möchten nur darauf zu rudern. — Da hätte man nun sehen sollen,

welchen Lärm der gute morlachische Fischer anfang, als wir uns ihm näherten. Er protestirte heftig gegen uns. Er könne uns keine Fische verkaufen, er hätte ja schon gesagt, daß er keine „Balancina“ habe. -- Als wir herankamen, wurden wir freilich doch mit ihm einig, indem wir auch unser Geld eben nicht so genau abwägten, wie er seine Fische. Aber ich fand — ich glaube mit Recht — in diesem sonderbaren Benehmen des Mannes, der lieber auf das ganze Geschäft verzichten wollte, als es ohne die gewohnte Wage abzumachen, eine Bestätigung der ziemlich allgemeinen Behauptung, daß der Morlache im Handel und Wandel, in allen Einkaufs- und Verkaufs-Geschäften äußerst pünktlich und genau sei und eine peinliche Besorgniß habe, sowohl vor dem Uebervorthheilen, als vor dem Uebervorthheilwerden. Einem unserer Landsleute wäre unter diesen Verhältnissen seine Wage gar nicht eingefallen. Er hätte gleich in Bausch und Bogen einen runden Preis für seine Fische gemacht. Wir hatten übrigens unsere Lizzas gar nicht nöthig; denn unsere Wirthin hatte uns mittlerweile ein so reichliches und gutes Abendessen zusammengefunden und zubereitet, daß wir vollkommen zufrieden und beinahe überrascht waren.

17.

Scardona.

Nach der Mahlzeit nahm ich noch den schönen Mondscheinabend zu Hülfe, um die Stadt Scardona selbst anzuschauen und dort einen Besuch beim Pretore

zu machen. — Der Ort ist jetzt ziemlich klein, und die Einwohner klagten sehr, daß der Landhandel mit der Türkei im Argen liege. Früher kamen viele Waaren aus dem Innern der Türkei auf den Landwegen, die jetzt, wo die Dampfschiffe die ganze Türkei umspannen haben, mit größerer Leichtigkeit von entfernteren Punkten des Orients herbeigeschafft werden könnten.

Scardona liegt sonst für den Handel sehr gelegen, denn bis zu ihm hinauf kann die Kerka, die von dem Skardinski-Slap an ganz kataraktenlos ist, mit Seeschiffen befahren werden. Sie bildet daher eigentlich mit Sebenico, ihrer Tochterstadt und Rivalin, zusammen den Mündungs-Stapel der Kerka. In alten Zeiten, bevor das heranwachsende Sebenico entstand, war Scardona dieß allein. Von allen dalmatischen Küstenorten ist Scardona am längsten in den Händen der Türken gewesen, und dieser Umstand hat zu dem Uebergewicht des schon lange venetianischen Sebenico wohl nicht wenig beigetragen. Seit 5 Jahren ist die Hauptstraße des Ortes sehr schön gepflastert, wie denn viele dalmatische Städte sich einer solchen nützlichen Reform unter dem österreichischen Gouvernement erfreuten. Jetzt in der wundervollen Mondscheinnacht war die halbe Bevölkerung auf der Straße, auf der die halbvermummten Damen und Herren wie auf dem Marcus-Platz Venedigs spazieren wandelten.

Das heutige Scardona liegt auf der Ostseite des Felsenberges, der wohl zur Entstehung einer Befestigung und Ansiedlung die nächste Veranlassung gegeben hat. Zur Zeit des alten Scardona soll der Boden daselbst aber noch ganz sumpfig und überschwemmt gewesen sein;

und dieses alte Scardona selbst soll auf der Westseite des besagten Berges gelegen haben. Auch jetzt noch giebt es daselbst Häuser, nämlich eine Art Vorstadt oder Armenquartier der heutigen Stadt, „Zagradje“ (buchstäblich: „hinter der Stadt“), im Italienischen „Borgo“ genannt. — Ich besuchte dieses „Zagradje“. Es ist ein erschrecklicher Ruinenhaufen, aber von lauter neueren türkischen und morlachischen Trümmern. Keine Spur mehr von den Römern, von ihren Säulenknäufen, Bogen und Tempeln. „Man sollte hier eigentlich wieder nicht gehen“, munkelt es, „weil es hier nicht geheuer wäre“. Doch bestieg ich noch den besagten Castellberg, der die beiden Städtebauplätze scheidet. Das ist ein Springen von einem Block auf den anderen, um da hinauf zu kommen. Oben steht freilich nichts mehr aufrecht als ein Stück einer alten Mauer. Allein die Aussicht auf den Wasserspiegel der Kerka, auf die von Lichtern flimmernde Stadt, auf die Thäler und Felsenwüsten umher, die alle im klarsten Mondschein, mithin sehr deutlich vor mir lagen, war höchst interessant.

Da meine Blicke hier auf der Höhe zum letzten Male auf diesem oft genannten Fluß, den ich nun bei seiner Quelle sowohl als bei seiner Mündung gesehen hatte, ruhten, so will ich hier etwas über seine historische Bedeutung, die für Dalmatien nicht gering ist, beibringen, so weit ich diese Bedeutung gefaßt habe.

Die Kerka, die, wie gesagt, am Fuße der hohen Gränzmauer des Dinara entspringt und von Anfang her eine bedeutende Quantität Wasser mit sich führt, bildet einen Canal, der von Nordwesten nach Südwesten quer durch das Land geht und senkrecht auf der Küste des

adriatischen Meeres steht. Er macht einen natürlichen und sehr markirten Einschnitt in das Land, und es war daher auch leicht begreiflich, daß man ihn zur Bestimmung der Gränzen der Unterabtheilungen des Küstenstrichs benutzte. Die Römer nannten ihn „Titius“, und sie ließen ihre alte Provinz Liburnia von Norden her bis an den Titius gehen, sowie das eigentliche Dalmatien von Süden her ebenfalls bis an diesen Fluß ging. Da derselbe aber zugleich an seiner Mündung einen prächtigen Hafen hat, da er mehrere Meilen aufwärts bis zu seinem ersten Wasserfalle schiffbar ist, da es zwischen den oberen Wasserfällen mehrere schiffbare Seen und Flußabschnitte giebt, und da endlich das ganze Land umher weit minder gebirgig ist als andere Abschnitte Dalmatiens, die oberen Kerkathäler auch zu bequemen Passageplätzen über die Gränzgebirge hinüberführen, so mußte daher nothwendig die Kerka und das ganze Thalsystem, das sich um sie gestaltete, als ein Sammelplatz zur Concentrirung der Bevölkerung erscheinen. Es mußten Hauptstädte und Hauptmärkte an ihren Ufern entstehen, und sie mußte eine Lebensader dalmatischer Staatengebilde werden.

Dies scheint auch schon in den ältesten Zeiten der Fall gewesen zu sein; denn wir finden an ihr einige Meilen unterhalb Knin in der Nähe des genannten Katarakts von Bracich die jetzt unbedeutenden Trümmer einer ehemaligen Hauptstadt Namens Burnum oder Liburnum. Später entstand hier an der Kerka die Capitale von ganz Dalmatien, das einst so bedeutende Scardona. — Als Scardona in den Wirren durch die Geschichtschreiber nicht entwirrter Völkerkämpfe fiel, kam Sebenico, wieder einer

der Hauptorte Dalmatiens an der Mündung der Kerka, empor, welches noch vor hundert Jahren über zwanzigtausend Einwohner in seinen Mauern versammelt haben soll und noch jetzt in militärischer Hinsicht einer der wichtigsten Punkte ist. Es schützt die Mündung des Flusses, dessen Quellenhaupt das vielumkämpfte und auch noch jetzt befestigte Knin vorstellt.

Die Vorzeit also, dieß sieht man, hat aus der Kerka gemacht, was sie daraus machen konnte, einen Gränzgraben, einen Handels canal, eine Befestigungslinie. Wenn nun auch unsere manufacturirende und maschinenbauende Zeit, die oben bezeichneten Pläne der dalmatischen Industriellen verfolgend und die bisher ziemlich ungeschickt benutzte und so billige Triebkraft, welche die Natur in den fünf Katarakten des Flusses dargeboten hat, auf ihre Weise benutzend, einen Fabric canal aus der Kerka machte, so würde sie auch ihre Pflicht thun und dem Fluß in ihrem Geiste eine neue Bedeutung einflößen.

18.

Das Land Kotar.

Das Land, welches man nun, von der Kerka aus nach Zara reisend, mitten durchschneidet, ist also das eigentliche alte Liburnien. Es ist ein im Ganzen niedriges Land, von der Figur eines Dreiecks. Die eine südwestliche Seite dieses Dreiecks bildet die Küste des adriatischen Meeres, die andere südöstliche der Fluß Kerka, und die

dritte oder nordöstliche die hohe, gegen Süden scharf abfallende Mauer des kroatischen Gebirges Belebitch. Dieses letztere zieht sich in seiner nördlichen Hälfte nahe an der Küste hin und beschränkt daher Liburnien auf einen schmalen Küstenstrich bis Fiume hinauf. In seiner südlichen Hälfte aber weicht er mehr in's Innere zurück, und das liburnische Küstenland wird ganz mächtig und breit. Genau gleich also Liburnien in seiner natürlichen Begränzung der Figur einer Flasche mit langem schmalen Halse und weitem Bauche. Bauch und Hals haben sich oft von einander getrennt und besondere Schicksale gehabt. Der Hals von Novigrad bis Fiume gehörte häufiger zu Kroatien, Ungarn, zu den Ländern im Osten des Belebitch, der breite Leib vereinigte sich häufiger mit den Ländern im Süden der Kerka, mit Dalmatien, der Provincia Spalatina. — Zuweilen hat dieser südliche Theil auch ein eigenes Ganze für sich gebildet und besondere Namen gehabt. „Das Priorat von Brana“, „die Grafschaft Zara“, „das Banadego“ sind solche Ländernamen, welche mehr oder weniger, ganz oder theilweise diesen von uns jetzt durchreisten Strich zu verschiedenen Zeiten bezeichneten. Der vermuthlich ziemlich alte und noch heute gehörte Name, den das slavische Volk diesem Landstrich giebt, ist „Kotar.“ Ein mehr nördlicher Theil des Landes längs des Belebitch wird vom Volke „Buccoviza“ (Buchenland) genannt, ein Name, dem man in slavischen Ländern von der „Buccowina“ im Nordosten bis zu diesem und dem montenegrinischen „Buccowiza“ im Südwesten so oft begegnet.

Das liburnische Land Kotar nebst der alten Grafschaft Zara ist, wie ich sagte, im Ganzen niedrig und

flach, jedoch nur verhältnißmäßig, nämlich im Verhältniß zu der famosen und Alles überragenden kroatischen Bergmauer des Belebitch im Norden. Im Verhältniß zum völlig flachen und niedrigen Niveau des Meeres stellt es sich als ein steiniges, von vielen niedrigen Berg-
rücken durchzogenes Plateau dar. Alle diese die specielleren Züge der Physiognomie des Landes bedingenden Berg-
rücken laufen wie in ganz Dalmatien mit der Haupt-
richtung des adriatischen Meeres parallel, von Südosten nach Nordwesten. In dieser Richtung erstrecken sich die
meisten Thalvertiefungen, in dieser Richtung laufen die
Flüsse, die Zermagna und viele, deren Namen man nicht
zu merken braucht. In dieser Richtung haben auch die
Seen des Landes und die in dasselbe eindringenden
Meeresarme, der See von Brana, der See Radin, das
Mare di Novigrad, der Canale della Morlacca u. s. w.,
ihre vornehmste Längenerstreckung.

Obwohl die italienisirten Küstenbewohner jetzt das
von uns bisher geschilderte innere Dalmatien, die Gegend
an der oberen Cetinna und Kerka bei Knin, Sign u. s. w.
vorzugsweise mit dem Namen „la Morlachia“ beehren,
so wird doch auch dieses liburnische Kotar noch ganz von
demselben Stamme der Morlachen bewohnt. Ein Rei-
sender bemerkt in dem Habitus, dem Costüm, den Sitten
der Leute keinen auffallenden Unterschied. Doch behaupten
Kenner, daß der eigentliche Morlache in der ganzen Pracht
seiner ursprünglich guten und schlechten Eigenschaften nur
dort im Inneren bei Knin und Sign, in dem sogenann-
ten „paese del nuovo acquisto“ zu finden sei, sowie denn
eben solche Kenner wiederum behaupten, daß der serbische
Volksstamm jenseits der dinarischen Alpen in Bosnien

und der Herzegowina den wahren Typus seiner ursprünglichen guten Eigenschaften unter türkischer Herrschaft noch besser behauptet habe als in allen den Ländern, welche die Italiener, Venetianer oder Oestreicher mit der Sittenverderbniß der Culturvölker erfüllten. Ich will darüber nicht streiten, allein es ist ein Factum, daß viele von denen, welche für das Slaventhum schwärmen, alles Gute und Schöne erst jenseits der östreichischen Gränze verlegen, und daß in der Türkei ihr slavisches, sittenreines Ur-Eden beginnt.

Wir fuhren mit der frühesten Morgensonne von Scardona aus in das Land Kotar hinein, zunächst bei Scardona selbst in einem lieblich kleinen Thale, lieblich, weil es mitten in den Felsen ringsumher wie ein Lamm im Löwenrachen steckt. Nahe bei Scardona bemerkten wir noch das Lazareth, das hier ehemals den türkischen Karavanen diente, das aber jetzt ganz verlassen und öde da stand, entweder weil es keine Pest oder kein türkisches Handelsleben mehr giebt.

Als wir uns aus diesem Thale hervorgehoben hatten, fuhren wir durch lauter felsiges Flachland, in dem die Dörfer noch rarer verstreut waren als die Bäume und Büsche, und kamen nach einer Fahrt von 22 Miglien auf der Mittestation zwischen Scardona und Zara, in Bencovaz, einem unbedeutenden Marktflecken, aber im Lande Kotar weit und breit berühmt, an.

Unterwegs setzte ich meine Betrachtungen über das matische Felsen fort, Betrachtungen, die sich einem hier auf Schritt und Tritt aufdrängen, und die der Leser, wenn er begierig ist, die Länder oder wenigstens die Impressionen, welche dieselben auf einen unbefangenen

Reisenden machen, kennen zu lernen, mit genießen muß. Ich habe nun genug dalmatische Felsen gesehen, um sie wenigstens einigermaßen charakterisiren und in Classen eintheilen zu können.

Obenan stehen die Felsen Gegenden, bei denen man die Brille, das perspectiv, das Mikroskop herausnimmt und vergeblich sein Auge anstrengt, um irgend ein Gebüsch oder auch nur ein Pflänzchen, ein grünes Blatt, wenn auch nur eine Distel, zu entdecken. Bei uns in Deutschland giebt es nur wenige ganz schroffe und senkrechte Wände, die eine solche extreme Nacktheit zur Schau tragen. In Dalmatien aber, und eben so weiter in Epirus und Griechenland zeigen sich unabsehbare Gebirgsrücken, meilenlange Abhänge, die sich nicht entblößen, diese alles Maß überschreitende Nacktheit zu offenbaren. Man durchwandelt ganze Thäler, in denen man steckt wie eine infusorische Molluske in dem Gebiß eines Haifisches. Da ist nicht nur das Geripp und Gerüst, sondern auch Gaumen, Fleisch und Zunge, Alles knochig, zahnig, hart und felsig.

Darnach sieht man als zweite Classe eine Menge eben so ausgedehnter Felsengeklüfte und Abhänge, die von dem verstreuten Pflanzenwuchs, den sie unterhalten, wie gesprenkelt erscheinen. Es sind steinige Ebenen, felsige Hügelgruppen und Vorsprünge, die im Ganzen nackt zu nennen sind, in denen aber alle zehn Schritt aus einem Loche oder einer Rille ein dicker dichter schöner Pflanzenbusch hervorquillt, sei es ein mächtiger Haidestrauch, oder ein Myrthenbusch, oder sonst eine Blumen- oder Gestrüppgattung. Bei diesen mit Pflanzen betüpfelten Felsen erscheint die Einsprenkelung der Be-

getation oft so regelmäßig vertheilt wie die Flecken auf einem Leopardenfell. Die Pflanzen erscheinen nicht etwa in Gruppen und kleinen Massen beieinander, sondern, wie gesagt, regelmäßig vertheilt, alle zehn Schritte eine. Es sieht aus, als wenn sie erpreß mit der Meßruthe vom Gärtner so gestellt worden wären. Mit dieser Regelmäßigkeit ist es etwas Wunderbares, denn man sollte denken, daß da, wo ein Busch sich halten konnte, daneben ein zweiter und dritter sich noch besser entwickelt haben müßte. Aber es muß dieß wohl mit einer gewissen Regelmäßigkeit in der Art und Weise der Zerklüftung des Felsenbodens zusammenhängen, in Folge deren immer in gewissen Distanzen ein Loch erscheint, das zur Aufnahme von einem Bißchen Erdreich und Wurzelwerk geeignet war. — Diese getrigerten Felsen möchte ich mit einem kurzen englischen Ausdruck „Pepper and Salt“ nennen, einem Ausdruck, den die Engländer bekanntlich bei einem gewissen Wollgewebe gebrauchen, wo die Grundfarbe weiß, das Schwarz aber wie Pfeffer dem Salze eingestreut ist.

Endlich kommen diejenigen Felsenlandschaften, bei denen die Pflanzen schon näher beisammenstehen, und wo man aus der Ferne einen zarten grünlichen Schimmer an den Gebirgen entdeckt. Diese Gebirge mit einem grünlichen Schimmer und Anfluge, auf denen Wiesen und Weiden gleichsam im Embryo vorhanden sind, erfüllen das Herz und Auge des Reisenden mit Freude, sowie auch die Schäfer und Schafe des Landes, obwohl es für diese letzteren selbst unter jenen als Schafweiden betrachteten, grünlich angeflogenen Felsstrichen Dalmatiens Stellen giebt, bei denen ich mir

nicht denken kann, daß die Schafe auf andere Weise ihren Hunger stillen können, als indem sie von Grashalm zu Grashalm einen ellenlangen Sprung machen. — Der grünlichen Anflüge giebt es jedoch von den verschiedensten Graden, von dem wässerigsten Grün, das ein Maler auf seiner Palette bereiten und als Grün erkennen kann, bis zu dem dunkeln, frischen, lebendigen Sastgrün, wie es die halmreichen Wiesenteppiche, die dichten Gebüsche und die schattigen Wälder der Landschaft einweben. Diese Dinge sind aber rarissimae aves in Dalmatien, und wenn sie dem Reisenden nach tagelangem Wandern begegnen, so glaubt er allemal in ein Paradies zu gelangen und von einem Eden oder einem Thal Tempe sprechen zu dürfen.

Die Gegenden des Kotar bis Bencovaz gehören meistens in die Classe der Pfeffer- und Salzfelden, sowie der Steinlandschaften mit grünlichem Anfluge. Von Bencovaz bis Zara wird der Anflug stärker. Wenn ich so spreche, so gebrauche ich natürlich ein wenig den groben Pinsel. Nimmt aber man mehr das Einzelne vor, so kann man allerdings einzelne Flecke bezeichnen, die recht hübsche Ausnahmen machen. So war z. B. auch bei Bencovaz die grünliche Dämmerung, welche Gräser, Gebüsche, einzelne Bäume und Ackerpflanzen über der Felsenlandschaft verbreiteten, ziemlich energisch.

19.

Station Bencovaz.

Wir trafen in Bencovaz eine Menge morlachischer Bauern aus der Umgegend versammelt, die in unserer Locanda wie Bienen aus- und einschwärmten. Es war eben ein Zahltag für sie. Sie hatten ich weiß nicht was für Abgaben zu entrichten, und ein italienischer Beamter hatte in der Locanda seinen Sitz aufgeschlagen, um diese Abgaben von ihnen einzusammeln. Dieser arme Beamte machte den Morlachen gegenüber nichts weniger als eine imponirende Figur. Er war in Civil gekleidet, sah blaß und verstudirt aus, hatte gar keine Waffen bei sich und nichts als sein Papier, seine Tinte und seine Feder zur Hand. Die Leute, denen er den Tribut abnahm, waren dagegen hochstämmige Kerle, mit Pistolen und Handscharen bis an die Zähne bewaffnet, braunbärtig, langhaarig und wild zum Erschrecken, und doch drängten sie sich wie Lämmer vor des Beamten Thüre, der außer einem ihn begleitenden Schreiber ganz allein war und dann und wann ein Zeichen gab, wenn es einem der bewaffneten Kerle erlaubt sein sollte, hereinzutreten, um seine Steuer zu erlegen.

Ich habe mehr Male solche unbewaffnete italienische Schreiber und Beamte solchen Haufen von Morlachen gegenüber gesehen, und Anfangs wurde mir ganz ängstlich dabei zu Muth, etwa wie, wenn ich Herrn von Alken in seinen Löwenkäfig gehen sah. Aber man hat mir versichert, daß die Angst hier weit mehr auf der Seite der Morlachen als auf der der Beamten sei. Die Mor-

lachen, sagte man mir, seien an die Pistolen, Gewehre, Handschare u. s. w. so gewöhnt, daß man ihnen damit gar nicht mehr imponiren könne. Dagegen aber hätten sie einen angeborenen oder instinctartigen Respect vor dem gewöhnlichen schwarzen Civilrocke und vor einem Menschen, der eine Schreibefeder in der Hand führe und einem „Scrittore“ oder „Pretore“ ähnlich sähe. Vor diesem zögen sie schon von Weitem den Hut. Dieß ist natürlich, denn schießen und stechen können sie ja alle, aber zu schreiben versteht beinahe keiner, und ihnen muß die Schreibkunst daher noch immer wie eine Art Zauberei vorkommen. Sie benehmen sich in allen Schreibstuben, die ihnen etwas enge vorkommen, ziemlich schüchtern und legen da eine bewundernswürdige Disziplin an den Tag. Diese italienischen Beamten, deren Corps sich wohl schon in der venetianischen Zeit gebildet hat, kennen ihre Morlachen sehr gut und wissen sie zu behandeln und zu zügeln, d. h. so weit die Wirksamkeit ihrer Schreibstube geht. Denn außer derselben, in den Felsenklüften, ist es ihnen nicht allemal gut, jenen Morlachen zu begegnen. Man erzählte mir von einem dieser Herren, den man mir zeigte, daß er schon zwei Mal von den morlachischen Haiduken überfallen und ausgeplündert worden sei, daß er aber trotz dieser Respectwidrigkeit nichtsdestoweniger noch fortfahre, von seiner Schreibstube aus jene Leute zu regieren. So sagt man ja auch, daß die russischen Bauern zuweilen ihren Priester, wenn er nicht gerade in pontificalibus vor ihnen steht, durchprügeln und doch nachher demselben Priester wieder andächtig zuhören.

Wir hatten unseren Beamten und noch ein Paar

Eingeborene und Kenner des Landes in Bencovaz bei uns zu Tische, wo eine soeben eingelaufene Nachricht von einer eclatanten Räuberei, welche eine Partie Morlachen in der vorvorigen Nacht in der Gegend von Zara ausgeübt hatten, den Gegenstand unserer Unterhaltung bildete. Ein Duzend Kerle, so erzählte man uns, hatten nämlich der Diligence, die alle Wochen zwei Mal aus Kroatien über den Belebitch nach Zara geht, in der Nacht aufgelauret, sie überfallen und, nachdem sie den dieselbe begleitenden Gensdarmen ein förmliches Treffen geliefert und einige von ihnen, so wie den Kutscher und den einzigen Passagier, den der Wagen enthielt, einen Albanesen, zum Tode verwundet und versprengt, Alles ausgeplündert. Der Vorfall wurde uns in allen seinen Details erzählt, und da diese Nachricht von einem so eclatanten Attentate natürlich die ganze Bevölkerung — vermuthlich in sehr verschiedenartigem Sinne — aufregte, so gab es denn allerlei für mich sehr interessante Debatten, bei denen hie und da einige helle Streiflichter auf die Beschaffenheit des Landes und die Gesinnung seiner verschiedenen Bewohner fielen. Und man ließ bei dieser Gelegenheit eine Reihe morlachischer Ortschaften oder Schlupfnester, von denen jene That ausgegangen sein könnte, oder in denen sich sonst zum Raube geneigtes Volk aufhalte, die Revue passiren. Einige äußerten zwar die Meinung, es möchte wohl nur loses Gefindel gewesen sein, das sich von der türkischen Gränze herübergezogen hätte. Allein die italienischen Beamten behaupteten: Nein, nein, es seien die eingeborenen Bauern und Landleute selbst gewesen. Diese hätten ja allgemein nicht nur eine große Duldung, sondern sogar eine entschiedene

Berehrung für Räuber und Banditen, d. h. für ächte unternehmende Räuber, die ihr Leben und ein Gefecht bei ihren Thaten riskirten. Diese nannten sie ja hier wie anderswo in Dalmatien und Serbien „Haiduci,“ das hieße so viel als „Gente enterprendente, gente valorosa, gente d'onore.“ Einen solchen Haiduken zu beschützen, zu verstecken, zu befördern, daraus machte sich Jeder nicht nur kein Gewissen, sondern eine Pflicht. Namentlich wurden die Bewohner eines benachbarten morlachischen Ortes Namens Carin dieser Gesinnung beschuldigt. Er liegt an der innersten Spitze des Wasserarmes, welcher in seinen verschiedenen Abtheilungen und Bassins die Namen: Canale della Morlacca und Mare di Carin führt. In alten Zeiten war an diesem Orte, der für Handel und Schifffahrt sehr gelegen ist, die oft genannte römische Stadt Carinium oder Carinum, und man erschrickt fast über den jetzigen tiefgesunkenen Zustand dieser Länder, wenn man jenen alten Stadtnamen ein halbverfallenes morlachisches Raubnest führen hört.

Also von diesem Carin, so sagte man, sei höchstwahrscheinlich jene famose Raub- und Mordthat ausgegangen. Die Bewohner seien lauter griechische Morlachen, und daneben liege ein griechisches Kloster, „il convento di Carin,“ und die Mönche und griechischen Priester seien nicht selten als die geistigen Urheber und Begünstiger einer solchen That zu betrachten. Sie absolvirten nur gar zu leicht die Haiduken für ihre Verbrechen. Auch voriges Jahr noch sei die Post in der Nähe von Carin angefallen worden. Die Soldaten hätten damals zwar den Angriff zurückgeschlagen, aber nun hätte gewiß die Jugend, die „gente enterpren-

dente“ von Carin ein point d'honneur darein gesetzt, nicht nur einen guten Fang zu thun, sondern auch diesmal die Soldaten zu besiegen. Ihr Ehrgefühl, „il loro sentimento d'onore,“ habe einen solchen eclatanten Sieg über die „Soldatesca,“ nöthig gemacht.

Sollte man, wenn man so etwas hört, fast nicht glauben, daß solche morlachische Raubunternehmungen nur eine Variation der Tscheten und Ausfälle der Montenegriner und Serben wären. Der unternehmende Räuberinn dieser Völker will etwas zu thun haben, und ist es ihm unter österreichischem Scepter verwehrt, gegen die Türken etwas auszuführen, so wendet er sich zuweilen gegen die eigenen einheimischen Soldaten und Gensdarmen. Doch schlägt er dabei immer zwei Fliegen mit einer Klappe. Er verrichtet eine vom Volke bewunderte Heldenthat und errafft sich auch liebliche Habe. Etwas zu rauben muß aber wohl immer dabei zu sein.

Das genannte Carin soll nun ein wahres Helden-Räuberneß sein. „Un luogo d'ammazzamento,“ „un luogo di Schmuggel e di contrabandieri“ nannten es unsere Leute zu wiederholten Malen. Es traf sich, daß gerade der „capo villa“ (das Dorfhaupt oder der Schulze) von Carin in Bencovaz, das nur zwei Stunden davon entfernt ist, zugegen war, eben auch wegen Abgabenangelegenheiten. Es war ein ehrwürdiger Alter mit greisem Haupte. Er war allerdings längst von dem Vorfalle unterrichtet. Aber seine Leute von Carin, sagte er, wären buona gente, und er wäre überzeugt, daß keiner von ihnen sich je bei einer solchen Sache betheiligt hätte. Das wären gewiß „cattiva gente“ von der Gränze, „malviventi,“ „lupeschi“ (Lumpengesindel) aus der Türkei.

Aber natürlich sagten wieder unsere Italiener: „der Capovilla ist der Vater seiner Kinder, und der wird sie nicht verrathen.“ Sie verrathen sich überhaupt nie untereinander, und es ist äußerst schwer, den Verbrechern unter ihnen auf die Spur zu kommen. Alle Zeugen und auch die Verbrecher selbst wissen sich vor Gericht immer ganz ungemein geschickt herauszureden. Denn beredt sowohl als schlau sind diese Morlachen allesammt von Haus aus. Auch verstecken sie die Dinge, welche sie rauben, so gut, daß man sie fast so schwer wiederfindet, wie die Schätze, welche das Meer bei einem Sturme verschluckt hat. Sie hüten sich sorgfältig, die geraubten Dinge, wie dieß wohl leichtfertige und minder solide Diebe in anderen Ländern thun, etwa alsbald wieder in Cours zu setzen und unter die Menschen zu bringen. Vielmehr vergraben sie sie alsbald in den Boden, hinter Felsen und in versteckte Plätze und lassen sie da Jahre lang unangetastet liegen, betteln und spielen die Glenden noch ärger als zuvor. Erst wenn die Sache ganz vergessen ist, holen sie ein Stück nach dem anderen hervor und machen Gebrauch davon. Es ist schon der Fall vorgekommen, daß ein Morlache sein ganzes Haus und Grundstück mit sammt einem solchen geraubten und vergrabenem Schätze verkaufte, an Jemanden, der natürlich von diesem Schätze nichts wußte. Er selber zog in eine andere Gegend und besuchte erst nach zehn Jahren sein Grundstück wieder, um das geraubte Gut auszugraben und in seinem neuen Aufenthaltsorte zu verzehren.

„Auch die Beschaffenheit der österreichischen Geseze und die österreichische Proceßordnung thäten,“ so sagten meine Leute, „der Räuberei in der Morlachei viel Vorschub. Die Geseze

seien viel zu milde, für einen weit civilisirteren Zustand passend, als er sich bei den Morlachen fände, und dem Charakter dieses Volkes gar nicht angemessen, so wie die Proceßordnung viel zu vorsichtig und ängstlich, der Proceßgang viel zu schleppend und langsam sei. Der rächenden Hand entschlüpften die Morlachen wie die Schlangen, und meistens käme, wenn auch noch so viele eingekerkert würden, doch kein Endresultat dabei heraus. Daß vielleicht der Eine oder Andere, der sich mehr oder weniger gravirt gezeigt hätte, in eine entfernte östreichische Festung verbannt würde, mache im Ganzen gar keinen Effect auf das Volk. Um diesem einen recht heilsamen Schrecken einzulößen, ihm ein tüchtiges Gebiß ins Maul zu legen, thäte man am besten, auf der Stelle einen Galgen auf dem Schauplaze der Missethat zu errichten und daselbst den Einen oder Anderen, dem man eine Betheiligung nachweisen könne, möglichst rasch aufzuhängen, damit es Jeder an der Straße sehen könne, wie die Räuber bestraft würden. Denn vor dem Aufhängen hätten allerdings diese Leute einen außerordentlichen Respect, und dann wirke auch die Strafe, die der That unmittelbar auf dem Fuße folge, viel besser bei diesen Menschen, die wie die Kinder seien und sich nur vor dem Feuer scheuten, das ihnen sofort die Finger verbrennte. Das Standrecht, das wäre das Wahre für diese Leute. Und dann würde auch das ganz vortrefflich helfen, wenn die Bewohner eines und desselben Dorfs für das Betragen ihrer Mitbewohner solidarisch verpflichtet würden. Geschähe in einem Dorfe etwas, so wäre in der Regel mehr oder weniger die ganze Bewohnerschaft, die immer eine Familie, eine Gli-

que, einen Stamm bildete, dabei betheiligt. Es wäre daher recht und billig, daß ihr auch in solido eine Buße auferlegt würde. Geschähe dieß, so würden die Morlachsen schon auf ihre unternehmungslustigen Leute besser aufpassen und auch geneigt werden, diese anzugeben. Dieß klänge vielleicht hart und ungerecht, aber nach den Verhältnissen des Volks und Landes wäre es gar nicht unrecht und unbillig und insbesondere nicht unpolitisch, wenn man in einem solchen Falle wie der vorliegende ganz einfach die Dorfschaft Carin, oder die anderen benachbarten Gemeinden, auf deren Gebiete jene That vollbracht worden sei, verpflichte, die geraubten dreitausend Gulden und noch eine Geldbuße dazu zu zahlen. So ein Gesetz über solidarische Verpflichtung der Gemeinden, auf deren Grund und Boden ein Raub geschehen sei, oder deren Mitglieder denselben ausgeführt hätten, würde äußerst wohlthätig für das ganze Land sein. Bisher wären die armen Gensdarmen und Panduren bei der Bertheidigung der ihnen anvertrauten Personen und Güter gegen Räuber und bei einem etwaigen Kampfe mit diesen im größten Nachtheile und durch allerlei ihren Waffengebrauch hindernde Vorschriften beschränkt gewesen. So habe bisher ein Pandur auf die Räuber nie schießen dürfen, wenn sie ihm das Angesicht zugewendet hätten. Habe er sie von hinten durch den Rücken geschossen, so sei ihm selber der Proceß gemacht worden. Dieß seien sehr nachtheilige Gesetzesbestimmungen, und es sei viel schädlicher fürs Ganze, wenn die Räuber viel Aussicht hätten, zu entkommen, als wenn einmal ein Bandit statt durch die Brust durch den Rücken geschossen würde.

Unter den „luoghi d'ammazzamento“ (Mord- und

Todtschlagorten) des Landes nannten unsere Herren insbesondere auch noch einen nicht weit entfernten kleinen Platz am Meere, Namens Slosella. Dieser Ort liegt an einer kleinen Meeresbucht nicht weit von Brana, in gerader Linie vier Meilen von Bencovaz. Die dortigen Morlachen sollen geradezu halb wie die Wilden leben, und obgleich offenbare Seeräuberei auf der Adria nicht mehr möglich ist, so soll es doch keinem Schiffer, er sei denn wohl bewaffnet, anzurathen sein, in die Bai von Slosella einzulaufen. Wenn die Slosellaner glaubten, seiner Herr werden zu können, so würden sie ihn sicher plündern. Ich habe seitdem über diese Slosellaner noch ein merkwürdiges Capitel in der Reiseschilderung des Franzosen Cassas gelesen, und wenn auch nur die Hälfte von dem, was er sagt, und was man mir von ihnen erzählte, wahr ist, so muß es immer noch ein gräßliches kleines Völkchen sein. Diese Slosellaner machen aber wohl eine Ausnahme, denn sonst werden die „gente maritima“ (die an der Küste wohnenden Dalmatier) im Ganzen für „buona gente“ ausgegeben. „Aber wie sind denn die auf den Inseln?“ fragte ich. „Ah Signor, gente buonissima! tutti Catolici!“ (Ach mein Herr, das sind ganz vortreffliche Leute! Es sind lauter Katholiken!). „Die Katholiken rauben nicht. Voriges Jahr befand sich unter den Räubern, die bei dem Anfall auf die Post bei Carin thätig waren, zwar ein Katholik, aber nur Einer unter einem Duzend Griechen.“ — Daß ich mit lauter Katholiken geredet hatte, brauche ich wohl nicht zu sagen, eben so wenig wie, daß, wenn ich mit Griechen gesprochen hätte, ich wohl ganz andere Ansichten

über „cattiva“ und „buona gente“ würde zu hören bekommen haben.

Während wir uns auf diese Weise leise unterhielten, war draußen immer der lauteste Lärm unter den in der Locanda aus- und eingehenden Morlachen. Ich wollte mehre Male vom Tische aufspringen, weil ich dachte, die Leute wären mit einander handgemein geworden. Aber meine Tischgenossen beruhigten mich und sagten, dieß wäre bloß die gewöhnliche morlachische Conversation, die sich heute vielleicht nur etwas feurriger gestalte, weil eben von Geldangelegenheiten dabei die Rede sei.

Da ich mich nun wieder der Küste zuwandte und mit Zara meine Reise im Innern sich endigte, so benutzte ich die mir in Bencovaz vergönnte Zeit noch zu einem Ausfluge in ein benachbartes Dorf, um noch einige Morlachen in ihren heimischen Schlupfwinkeln selbst aufzusuchen. Ein Bencovazer Cicerone führte uns in die Wohnungen einiger armen und einsam hausenden Morlachen. — Noch ehe wir in ihre Gehöfte eintraten, rief unser Cicerone sie bei Namen: „He Marco! Spiro!“ und erst als die Besitzer herauskamen und uns sahen, traten wir ein. Dieß war ebenso wie an dem Abend in Verlicca. Einige Hunde, die auf uns zustürzten, wurden von den Eigenthümern selbst mit Steinen verfolgt und verschucht. Und wir konnten nun Alles ruhig ansehen. Das eine der Gehöfte war ziemlich groß und von einer aus Feldsteinen erbauten Mauer umgeben. Der obere Rand dieser Mauer war mit Dornenbüschen bedeckt, die ihre Zweige nach außen streckten. Auf jedem Busch war zur Be-

festigung ein dicker Stein gelegt. — Die Häuser waren aus Feldsteinen erbaut und auch mit solchen Feldsteinen gedeckt, zu welchem letzteren Zwecke man aber die flachsten ausgesucht hatte, Alles natürlich „ohne anfügenden Kitt.“ In dem Hause selbst gab es nur einen einzigen Hauptraum, dessen Ameublement und Vorräthe wir revidirten.

Alles war so wie in den Häusern von Verlicca, die ich oben erwähnte. Ein Feuerheerd auf dem Boden an der Hinterwand des Hauses, darum ein Paar Holzflöße und Steinblöcke zum Sitzen. In der einen Ecke ein Paar kleine runde Steine, welche die Hausmühle vorstellten. Doch freute ich mich der Gusla, die in der anderen Ecke stand, als eines Zeichens, daß das Feuer der Poesie und Musik auch noch in diesen Hütten glimmt, so kunstlos die Gusla auch war. Denn sie war noch viel roher geschnitten als die, welche ich bei unseren Montenegrinern sah. An dem Hasenfelle, das über sie ausgespannt war, waren inwendig sogar noch die Haare des Hasen sitzen geblieben, wie wir deutlich durch die Resonanzlöcher, die sich in dem Trommelfell befanden, erkennen konnten. Als ich fragte, was der Grund dieser Behaarung sei, und ob der Ton dadurch vielleicht auf eine eigenthümliche Weise modificirt würde, sagte uns unser Cicerone: „Was für ein Grund? Der Morlache wird eben zu faul gewesen sein, die Haare abzufragen. Sie müssen wissen, mein Herr, daß der Grund und Ursprung aller Dinge hier in der Morlachei Bequemlichkeit ist!“

Außer dieser Gusla haben die Morlachen ziemlich allgemein noch zwei Blasinstrumente, erstlich die einfache Flöte,

„Slavich“ (d. h. Nachtigall) genannt, und dann die Doppelflöte, die „Svirala.“ Diese Svirala hat zwei Röhre, das eine mit vier, das andere mit drei Löchern, und die Grundtöne beider Röhre weichen in der Terz auseinander. Die einfache wie die Doppelflöte sind in der ganzen Slavenwelt von den Karpathen bis nach Konstantinopel hin verbreitet. Und vermuthlich sind sie in diesen Gegenden schon uralt*). Die Doppeltibien der alten Griechen und Römer verehren vielleicht in der roh gearbeiteten Svirala ihre Urmutter.

In wahre Verlegenheit setzten wir die guten Leute, als wir uns nach ihrem Bette erkundigten, und nachdem sie unsere Frage endlich verstanden hatten, geriethen wir unsererseits ebenfalls in Verlegenheit, da wir nicht nur kein Bette, sondern auch keine Spur von Stroh oder Heubündeln fanden, auf denen sie hätten ruhen können, und da wir unseren Morlachen Muskeln von Leder und Eisen zutrauen mußten, um zu glauben, daß sie auf dem harten Steinboden wirklich schliefen, den sie uns als ihre Schlafstellen bezeichneten.

Eben so sehr aber als ihre Betten, setzten uns ihre Speisevorräthe in Erstaunen. Wir fanden bei ihnen Folgendes: erstlich eine Kalabasse oder Kürbißflasche voll wilder Birnen, die sie im Walde gesammelt hatten.

*) Strabo sagt von einem alten Volke der griechisch-slavischen Halbinsel (den Dardanern) Folgendes: „Wiewohl die Dardanier völlig wild waren, so daß sie Höhlen ausgruben und darin Wohnungen machten, so befeßigten sie sich doch der Musik und bedienten sich von jeher sowohl der Flöten als der besaiteten Musikwerkzeuge.“ — Mit einer kleinen Modification des „völlig wild“ paßt diese Stelle auf ein Haar auch auf die Morlachen, Montenegreiner etc.

Diese Birnen sahen ungefähr so aus und waren auch beinahe so hart wie Haselnüsse. Zweitens, zwei große Schläuche von Ziegenfell mit dicker saurerer Milch. Sie hingen an der Wand, und die Milch, von der die Ziegenschläuche angeschwollen waren, war ein Mittelding zwischen Käse und Molken und wohl schon einige Wochen alt. Drittens zwei Kalabassen mit Hirse- und Maiskörnern. Der Maiskörner waren nur wenige, und diese am Feuer gebraten oder geröstet. — Dieß war Alles, was wir entdecken konnten. Von Brot keine Spur. Doch mag es dessen hier allerdings zu Zeiten von derselben Gattung, die ich oben beschrieb, geben.

In diesem — ich will nicht sagen Elende, denn die Leute kennen nichts Besseres und sind an nichts Besseres gewöhnt, — zwischen diesen dürftigen Hausgeräthen und diesen kümmerlichen Vorräthen bewegten sich ein Mann, eine Frau, ein erwachsenes Mädchen und ein Bursche. Den größten Contrast zu der ganzen Einrichtung bildete die Kleidung des jungen Mädchens. Sie war aufgepuzt und behangen wie ein Marienbild, dem hundert Wallfahrer ihre Botivgeschenke dargebracht haben. Wie alle diese morlachischen Jungfrauen, hatte sie Kopf, Hals und Gürtel, Brust, Nacken, Ohren und Finger mit allen den Perlen, Gold- und Silbermünzen, Ringen, Brochen bedeckt, die ihr ganzes Vermögen und ihren Brautschaz bildeten. Wir konnten nicht umhin, dieses Prachtexemplar jungfräulichen Ueberflusses etwas näher zu betrachten; als wir aber ihre Müße betasteten und ihre Halsschnüre mit den Fingern berührten, um einige der Dinge, die sie da hängen hatte, näher zu beschauen, zog sie sich wie eine berührte Schnecke zurück und machte ein so saueres Gesicht, als

wollte sie uns in den Finger beißen. Als ihr aber unser Cicerone zurief: „Nè boiss! nè boiss!“ (fürchte Dich nicht, Mädchen!), beruhigte sie sich und ließ es geschehen.

Man weiß hinlänglich, mit wie vielen Bändern, Schnüren, Riemen, Schnallen und Quasten die Pferde angeschirrt sind, welche die Königin von England zum Parlamente fahren; aber diese Pferde anzuschirren, muß für den königlich englischen Stallmeister eine wahre Kleinigkeit sein, gegen die Mühe, die eine gewöhnliche morlachische Bauerndirne hat, ihren alltäglichen Kleiderapparat anzulegen. Man würde es nicht begreifen, wie diese Mädchen die Zeit dazu finden, wenn man nicht erführe, daß sie auch des Nachts beim Schlafen einen großen Theil ihres Putzes nicht ablegen. Ein Mann, der auf Freiers Füßen geht, hat es in diesem Lande sehr bequem, er braucht das Mädchen seiner Wahl nur anzusehen, um einigermaßen berechnen zu können, was die Partie werth ist. Auffallend ist noch der Contrast des Verfahrens dieser Mädchen in Bezug auf ihren Schmuck mit dem sonst im Lande gewöhnlichen Verfahren bei solchen Schätzen. Sie tragen dieselben offen zur Schau, während es sonst Landessitte ist, Geld und Geldeswerth so viel als möglich zu verstecken und zu vergraben. Aber, wie gesagt, die Mädchen sind bei diesen Völkern geseit, kein Mensch tastet sie an. Selbst einem Räuber würde es nie einfallen, eine Jungfrau auszulündern, und wenn sie auch so wie sie da geht und steht, ein paar hundert Gulden werth sein sollte. Die Räuber fallen lieber die von Gensd'armen bewachte Diligence an als ein solches Mädchen, wo sie doch ohne alles Risiko oft einen eben so reichlichen und weit bequemeren Profit machen könnten. Es soll noch

gar nicht vorgekommen sein, daß ein Mädchen von den Haiduken ausgeplündert worden wäre. In der That, dieß ist für Räuber etwas bewundernswerth Ritterliches.

Nicht auf ihre Geräthschaften, Instrumente und Maschinen, sondern auf die Ausschmückung und Auskleidung ihrer Person hat sich bei dem Morlachen die Erfindungsgabe geworfen. Seine Maschinen und Instrumente sind plump und dürftig; seine Kleidung aber ist vollständig, reich und sogar nicht geschmacklos. Sie ist die vornehmste Erfindung, welche der Morlache gemacht hat, und da ich schon angemerkt habe, daß er an seiner Kleidung sogar mit einer gewissen Religiosität hält, so ist es wohl nicht unpassend, wenn ich hier beim Schluß meiner morlachischen Reise noch einmal auf diesen Gegenstand, den man in anderen Ländern nicht so oft besprechen würde, zurückkomme und es versuche, eine vollständige Schilderung des morlachischen Costüms, das ich mir nicht nur an den Leibern der Leute und in ihren Kleiderschränken oft besehen habe, sondern auch bei den Schneidern und Kleiderhändlern mir zuweilen in seinen Einzelheiten habe zeigen lassen, zu entwerfen. Uebrigens ist es nicht leicht, diesen Gegenstand zu behandeln, und ich kann mich bei Weitem nicht für vollständig unterrichtet ausgeben. Doch will ich nicht mehr sagen, als ich weiß.

Da die Schöpfung mit Adam angefangen hat, so will ich bei den Männern beginnen. Dhnedieß ist die einfachere Männerkleidung am leichtesten zu verstehen. Vorerst ist bei ihnen das Hemd merkwürdig, das sehr weite und lange Ärmel hat, alsdann die Hose. Diese

ist bei den Morlachen einfacher und constanter als irgend etwas Anderes und besteht fast immer in jenen weiten blautuchennem Bein- oder vielmehr Lendenkleide, das bis auf die Kniee herabgeht und dort mit den Kniერიemen oder die „Patschanizza“ endet, das Feld den Strümpfen und Schuhen überlassend.

Von den Beinkleidern gehen zwei Wege, einer abwärts und einer aufwärts. Verfolgen wir zunächst diesen Weg, so kommen wir zuerst zum Gürtel, der bei den Männern „Pascanizza“ (der Waffenträger) heißt. Er ist natürlich ein Hauptstück ihres Costüms, weil er bei ihnen die Stelle aller unserer Westen-, Rock- und Hosentaschen vertritt. Er besteht meistens aus mehrern wie Kohlblätter übereinandergelegten Lederstreifen, in deren verschiedene Abtheilungen sie ihre Waffen, Pistolen, Dolche, Messer, Pfeifen, Geldbeutel u. s. w. hineinpracticiren. Auch ist er sonst noch mit mehrern Kästchen und Taschen, einem Tabacksgefäße, einem Pulver- und Patronentäschchen, einem Feuererschlagungsapparat, einem kleinen Delgefäße für das Schmieren der Flinten, einem Hammer zum Schärfen der Flintensteine u. s. w. umhängen.

Ueber dem Gürtel wölbt sich die Brust, die zunächst von der „Jazerma“ bedeckt ist. Diese ist, wie unsere Weste, ein knappes Gewand, meistens von rothem Tuche und gewöhnlich sehr bunt geschmückt und mit Gold gestickt. — Ueber diese Jazerma wird der Ueberrock, das eigentliche Hauptkleid, die sogenannte „Kopora“, geworfen; er ist meistens lang und von einem dicken wollenen Stoff. An den Rändern und besonders an den Ärmeln ist er verschiedentlich ausgeschmückt und ausgehängt. Die Muster dieser Ausschmückungen sind sehr

manchfaltig, in gewissen Gegenden aber constant, und man erkennt daran, freilich aber auch noch an anderen Variationen in Schnitt und Form die verschiedenen Stämme, Gemeinden, Thal- und Bergschaften oder Inseln, denen die Leute angehören.

In schlechtem Wetter und auf Reisen werfen sie nun über dieses ihr gewöhnliches Alltagscostüm noch die sogenannte „Kabanizza“, einen weiten Mantel aus rothwollenem Stoff. Das rothe Tuch, aus dem sie diese Kabanizza machen, ist ein nur etwa einen Fuß breites Gewebe, dessen schmale Streifen aneinander genäht werden. Da man diese groben Nähte immer ziemlich deutlich erkennt, so sieht die Kabanizza meistens breit gestreift aus. Sie ist so weit, daß man die ganze Figur mit dem Gewehre und dem gesammten Waffenschmuck darin einhüllen und vor Regen schützen kann. Auch ist im Nacken eine spitze Kapotte befestigt, die sie über den Kopf ziehen. Die Leute sitzen bei Regen darin, wie unsere Soldaten in einem Schilderhause. Natürlich bekommt man aber die Kabanizza nicht häufig im Lande zu sehen, weil nicht Jeder ein solches ziemlich kostbares Kleidungsstück hat. Nichtsdestoweniger aber ist doch die Kabanizza eins der bei uns bekanntesten Kleidungsstücke dieser kroatischen und serbischen Stämme, nach welchem wir sogar einer Abtheilung der österreichischen Truppen den Namen „Rothmäntler“ gegeben haben.

Das in der ganzen Welt aber am weitesten berühmte Kleidungsstück, das aus diesen illyrischen Ländern hervorgegangen, ist wohl ohne Zweifel die sogenannte „Dalmatica“, ein Oberkleid mit weiten Ärmeln, welches nicht nur die Diakonen der römisch-katholischen

Kirche tragen, sondern das auch einen Theil des Costüms der alten römisch-deutschen Kaiser ausmachte. Bekanntlich waren nicht nur Marc Aurelius und Diocletianus, sondern außer ihnen noch wenigstens ein Duzend römischer Kaiser aus Illyrien gebürtig, und es gab keine Provinz im römischen Reiche, die diesem so viele Herren und Gebieter gegeben hätte, wie Dalmatien. Vielleicht erklärt es sich daher, daß die Dalmatica, der dalmatische Nationalrock, in das kaiserliche Costüm überging. Vermuthlich finden wir das Urbild dieser priesterlichen und kaiserlichen Dalmatica in dem weißen weitärmeligen Rocke, welcher noch heutiges Tages in einigen morlachischen Districten und auch bei den Montenegrinern getragen wird. Andere sagen, die Dalmatica sei aus dem weiten langärmeligen Hemde der Dalmaten hervorgegangen.

Am gleichförmigsten beschaffen scheint mir neben den Beinkleidern der rothe Mantel, die Kabanizza, zu sein. An ihm giebt es, glaube ich, gar keine Variationen. Er ist bei den Morlachen, wie bei den Kroaten, ungarischen Südslaven, Bosniaken, Serben und wohl auch bei den Albanesen und fast allen Völkern der europäischen Türkei derselbe. Es ist ziemlich natürlich, daß man bei der Ausschmückung eines solchen Kleidungsstückes, wie es dieser große Regenmantel ist, weniger raffinirte. Dasselbe sollte nur nützlich und zweckmäßig, d. h. weit, bequem, dicht und dickwollig sein, und für das Nützliche giebt es immer weniger Modificationen als für Schmucksachen.

Anders ist dieß mit der Bekleidung des Kopfes, des einzigen Theiles des übrigens so nackten menschlichen Körpers, den die Natur selbst schon mit einem dichten Pelze bedeckt hat, und dessen „Kappizza“ (so nennen die

Morlachen ihre Kopfbedeckung) eigentlich mehr Schmuck als sonst etwas ist. Dem oberflächlichen Beobachter erscheint die Kappizza überall bei den Morlachen zwar nur als ein rundes, knappes, schirmloses Käppchen, das sie hie und da bequasten oder auch nach der Weise der türkischen Turbans mit einem Tuche umschlingen, für den Kenner aber variirt dieselbe von Thal zu Thal und hat so viele Spielarten wie die Kelche der so verschiedentlich gezeichneten Tulpen. Beschreiben kann ich dieß aber nicht, weil ich diese Variationen nicht kenne.

So viel von dem, was die Schneider für die morlachischen Männer gethan haben. Die Kleidung der Weiber ist noch viel componirter und manchfaltiger und läßt sich nicht einmal genügend beschreiben, ohne das Buch mit Bildern anzufüllen wie ein Modejournal. Um aber etwas näher auszuführen, was ich oben behauptete, daß Niemand das An- und Ausziehen sich so schwer gemacht hat, wie die morlachischen Weiber, so will ich mir nur erlauben, die beiden Extremitäten bei ihnen zu berühren, die Füße und den Hals.

Was die Füße betrifft, so behandeln wir anderen Europäer diesen künstlichen Organismus verhältnißmäßig sehr cavalièrement. Wir stricken ihm einen Strumpf, der bis an die Waden hinauf alle verschiedenen Gliedmaßen unseres Piedestals umfängt, und in dem sich Zehen, Hacken u. s. w. zurechtfinden müssen, wie sie mögen. Die Morlachinnen verfahren viel kritischer und sehen an dem Fuße beinahe eben so viele Theile wie ein Bildhauer, der ihn abgießen will. Zuerst nehmen sie die Partie über den Hacken besonders vor und nähen ihr ein kleines Gewand, das sie „Klasnje“ nennen.

Diese Klasnje geht bis über die Waden hinaus und wird mit einem unter dem Fuße herumgehenden Bande oder Riemen befestigt. Bei den Mädchen ist sie meistens weiß und roth. Dann kommt der Hauptkörper des Fußes daran, den die sogenannte „Nafutsche“ bedeckt. Diese ist weiß bei den Mädchen, roth bei den Weibern. Der Vorderfuß hat wieder sein apartes Costüm, die sogenannte „Naretsche“, in welche sie die fünf Zehen stecken. Den Fußsohlen endlich dient die „Opanke“, die eigentliche äußere Fußbekleidung, die wieder mit einem unsäglichen Aufwande von Bändern und Schnüren um den Fuß und um alle die genannten Strumpfstheile herum zusammengeschnürt wird. Ich wollte einmal in Zara alle die verschiedenen Theile der morlachischen Fußbekleidung bei einander sehen; allein obgleich wir zu verschiedenen Boutiquen und Künstlern herumliefen, so konnte ich dieß doch nicht so schnell, als es meine Zeit erlaubte, zu Stande bringen.

Noch weit größer und mannigfaltiger sind aber die Details des Schmucks, den die Weiber um Hals und Brust entwickeln. Das Hauptstück ist da, glaube ich, der sogenannte „Plotsch“. Dieser Plotsch besteht aus zwei etwa einen Fuß langen Riemen oder Bändern, die zu beiden Seiten über die Brust herabgehen, mit vielen Goldstickereien, goldenen Knöpfen, Münzen und dergleichen bedeckt sind und sich ungefähr so präsentiren, wie die bunten Hosenträger unserer Tyroler, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht deren Zweck haben und bloß lose über der Brust herabhängen. Durch ein Querband, das hinten über den Nacken weggeht, sind sie unterein-

ander verbunden. An beiden Enden des Plotsch, unten bis in die Gegend des Gürtels herab, hängen die „Mangiuße“, große Ringe, an welchen mittelst kurzer Kettchen oder Bänder eine Menge Kleinigkeiten, Steine, Perlen, Münzen u. baumeln.

So viel von dem Brustschmuck in senkrechter Richtung. Nun kommt die wagerechte Linie, welche Richtung die sogenannte „Maita“ verfolgt, eine ebenfalls ungemein bunt bestickte Querschnur, die horizontal über die Brust wegläuft. An diesem Querbande hängen wieder viele glitzernde Medaillen-Schnüre herab, zu den Seiten kürzere, in der Mitte aber eine ganz lange, die ein höchst prachtvolles Hauptmedaillon, „Tocca“ genannt, bis auf die Magengegend führt, wo es hin- und herbaumelt.

Ueber der Brust bleibt nun aber noch der Schwarzenhals. Und wenn man hier hin blickt, fängt einem ordentlich an zu schwindeln. Das Hauptstück ist dort eine doppelte Perlenschnur, in deren Mitte ein Kreuz ungefähr über dem sogenannten Herzgrübchen glitzert. Außerdem aber scheinen sie hier am Halse auch noch sonst Alles zu deponiren, dessen Glanz ihnen in die Augen sticht. Man entdeckt da Korallenschnüre, venetianische Glasperlenreihen, Bernsteinstücke, tausend böhmische Granatsplitter, Aechtes und Unächtes durcheinander.

So weit von vorne. Nun muß man sich das Püppchen aber umdrehen und von hinten beschauen. Hier findet man bei den Unverheiratheten die Haare in einem, bei den Verheiratheten in zwei Zöpfen herabhängen. Auch giebt es wieder an den Spitzen die-

fer Haarzöpfe eigenthümlichen Schmuck, bei den Mädchen Bänder, bei den Weibern Medaillen.

Was die eigentlichen Kleider der morlachischen Frauenzimmer betrifft, so hat man mir darüber Folgendes angemerkt. Zuerst haben sie ein Hemd mit sehr weiten Ärmeln, die meistens mit rothen Stickereien bedeckt und der einzige Theil desselben sind, der äußerlich zum Vorschein kommt. Darüber ist ihr Hauptgewand, der „Uspanan“ (auch „Modrina“ oder „Zarga“) genannt. Dieß ist eine Art Unterrock, der bei den Mädchen weiß, bei den Weibern blau ist. Daher hat er auch wohl seinen Namen „Modrina“; denn „modor, modra, modro“ heißt im Illyrischen blau. Ueber den Uspanan oder die Modrina wird das eigentliche dickwollige Ueberkleid, der sogenannte „Sadac“, geworfen, ein sehr kleidsamer rundlicher kurzer Rock ohne Ärmel.

Die morlachischen Frauen kennen auch den Gebrauch der Schürze, die sie „Bregliatscha“ nennen. In der Mitte der Taille über den Hüften fassen sie, wie die Männer ihre Unterkleider, durch einen Gürtel zusammen, der bei ihnen „Litar“ heißt. Wie fast Alles bei ihnen doppelt und dreifach ist, so ist es auch dieser Gürtel. Zuerst kommt ein unterer Gürtelstreifen von Wolle, eigentlich die Hauptsache, und darauf der obere Gürtel von Leder, der auf seiner Außenseite mit allen möglichen Zierathen, bei den Armen von Blei, bei den Reichen von Silber, versehen ist. — Von diesem Gürtel hängen wieder lederne Riemen oder Bänder herunter, an denen die Hausfrauen Schlüssel, ein krummes Messer, eine große Nadel und andere Instrumente befestigt haben; außer diesen nützlichen Dingen aber auch

noch kleine Schellen oder Glöckchen und andere Metallstücke, denn die Morlachen sind überall neben dem Nützlichen auch für das Schöne oder wenigstens für den Klingklang und Schimmer sehr besorgt.

Was den Kopfsputz betrifft, so sprach ich schon oben von der rothen „Baretta“ der Mädchen. Die Frauen tragen statt dessen den „Zasmaf“, ein Tuch, das sie auf dem Kopfe befestigen und hinten herabhängen lassen.

Ich sagte oben, daß die Stickereien an den Hemden, Mützen und Röcken der Leute, je nach den Kreisen und Districten ihrer Herkunft, sehr verschieden seien. In der That, sie sind so zahlreich, wie die Dörfer, Städte, Ortschaften, Thäler und Inseln des Landes. Und es gehörte ein eigenes weitläufiges Studium dazu, wenn man sich da zurecht finden wollte. Ja sogar nach den Religionen scheinen diese Stickereien zu variiren. Wenigstens zeigte mir ein Kaufmann verschiedene „Nasubke“ (Männerstrümpfe), von denen er sagte, daß die Griechen sie kauften, und andere, nach anderen Mustern gearbeitete, die er als nur für die Katholiken bestimmt bezeichnete. Auch sprach mir ein Goldschmied, bei dem ich war, immer von „katholischen“ und „griechischen“ Knöpfen. Das Griechenthum und der Katholicismus füßen ihnen also vom Blute aus bis in die Strümpfe und bis in die Knöpfe hinein.

So viel nun über die Kleidung der Morlachen. Ich habe sie freilich aus Mangel an hinreichender Kenntniß sehr unvollkommen beschrieben. Allein der Leser wird doch immer dabei einige Winke über den Charakter und die Weise dieser Nation erhalten, und wohl bemerkt haben, wie reichhaltig dieser Gegen-

stand an ethnographischen und psychologischen Bemerkungen und an historischen Zusammenhängen ist. Es lohnte sich in der That wohl, ihn genauer zu studiren und in seiner ganzen Bedeutung darzustellen. Doch wäre nur ein eingeborener, lange im Lande lebender Kenner dazu befähigt.

20.

Am Fuße des Belebitch.

Auf dem Wege von Bencovaz nach Zara kamen wir zuerst durch ein kleines Thal, wo ich, da sich sonst nichts darbot, die morlachischen Heuwagen beobachtete, die, von 6 Ochsen geschleppt, uns von Zeit zu Zeit begegneten. Ich habe diese Wagen zwar schon oben beschrieben und mehrer Male erwähnt, aber man muß die ganze Maschine im Gange sehen, um den rechten Eindruck davon zu bekommen. Die sechs Ochsen schleichen dabei und setzen ihre Füße so langsam vor einander, als wäre ihnen jeder Schritt zuwider und als wüßten sie nicht, ob sie das Bein rückwärts oder vorwärts bringen sollten. Der Wagen seinerseits sieht wie ein in Holz verwandeltes Ochsengerippe aus. Die ungeschmierten Räder quieken und seufzen ganz jämmerlich, als wäre es ihnen die größte Pein, daß sie sich bewegen müßten. Zuweilen drehen sie sich eine ganze Zeit lang fort. Dann aber auf einmal kommt ein Rad auf eine seiner besagten vierkantigen Seiten zu liegen, und nun läßt es sich eine Strecke müßig fortschleifen, als wollte es ausruhen von den Dreh-Strapazen. Plöz-

lich aber rappelt es sich wieder auf, weil vielleicht ein im Wege liegender Stein den Anstoß dazu gab, und nun hebt es sich auf die Kante und macht einen Satz, als ob es das Versäumte nachholen wollte. Der Wagen erhält dabei einen Schwung auf die entgegengesetzte Seite, daß man fürchtet, er müsse umkippen. Aber es kommt ihm bald ein anderes stützendes Rad zu Hülfe, das sich seinerseits auf die Kante stellt und ihm einen anders gerichteten Ruck giebt, der ihn wieder zurecht bringt. — Wenn man sich in sie recht hineindenkt, so findet man auch in so einer Maschine ein Stück der National-Seele, die der Morlache ihr eingehaucht hat, und die nun zu dem Reisenden daraus hervorspricht.

Bald übrigens, als wir uns wieder ein wenig auf dem steinigen Plateau-Rücken des Landes Kotar hervorgearbeitet hatten, stellte sich unserem Auge ein noch viel würdigerer und großartigerer Gegenstand der Betrachtung dar, nämlich die ganze prachtvolle Gebirgsmauer des Belebitch, den wir bis Zara nun nicht wieder aus den Augen verloren, und der uns immer in einer Entfernung von 3 bis 4 Meilen zur Rechten und im Angesichte blieb.

Wir hatten den Belebitch zwar schon vorher an einigen anderen entfernteren Punkten gewahrt, allein in seiner ganzen imponirenden Größe erschien er uns erst jetzt. Dem Mittelpunkte der südlichen Hauptmasse dieses Gebirges waren wir hier ungefähr gerade gegenüber, und wir übersahen einen Höhenzug von wenigstens 40 Miglien Länge.

Dabei ist das Merkwürdige, daß sich der Belebitch

längs dieser ganzen Linie durchweg ungefähr auf gleicher Höhe erhält. Er ist nicht, wie z. B. die Alpen, mit hohen Gipfeln versehen, welche die gemeine Höhe des Ganzen stellenweise bedeutend überragten. Auch hat er bei Weitem nicht so viele Einschnitte und Klüfte wie die Pyrenäen. Er ist wie eine hohe Mauer, mit nur wenigen nicht sehr hervorspringenden Zinnen längs ihrer Kante. Nur rechts an ihrem südöstlichen Ende hebt sich diese Mauer einmal zu einer besonders hohen Pyramide (dem sogenannten Beliki Tschernopaz) empor, fällt dann aber zugleich auch zu einem niedrigen Stück Mauer ab, das sich gegen die Gegend der oberen Kerka hin verliert. So einförmig demnach im Ganzen die obere Linie des Belebitch-Rückens gestaltet ist, so bunt sieht es am Fuße und vor dieser Mauer aus. Da blickt längs der ganzen Wand hin ein wahres Gewirre von Felszacken und Köpfen hervor. Doch sind diese Zacken und Köpfe alle ziemlich dicht an die Wand angeschlossen und zeigen sich in der Ferne mit ihr als ein Ganzes, so daß es aussieht, als seien hier die Bormauern der großen Naturbefestigung in Trümmern zerfallen. Dieses ruinenhafte Gezack geht längs des ganzen Belebitch 10 deutsche Meilen weit und noch weiter hin. Es sind lauter kahle und wüste Spitzen, Klüfte und Schluchten dazwischen. Kein Dorf, kein Baum, keine Thurmspitze, kein Gebäude oder Waldwerk irgend welcher Art winkt daraus hervor. Aber nur so weit, als Dalmatien geht, geht auch diese Vegetationslosigkeit. Gleich jenseits des Rückens, in dem frischen Hochlande Kroatien, soll es grüne Weiden und eine energische Bewaldung geben. Es ist hier also eben so wie auf der türkischen und dal-

matischen Seite der dinarischen Alpen. Der Belebitch scheint nach Dalmatien zu eine vollkommen todte Trümmerwand zu sein, die aber nichtsdestoweniger eben jetzt, als wir unsere Blicke auf ihren Zinnen umherirren ließen, einen wunderbar zauberischen Anblick darbot. Es glühte nämlich eben wieder der rosenrothe Schimmer der adriatischen Abendsonne auf allen Gipfeln und umgab sie mit einem unbegreiflichen, aber entzückenden Zauber. Es leuchtete, als wenn hier ganz Dalmatien von einer mit purpur- und carmoisinrothem Sammet ausgeschlagenen Riesenwand umgeben sei. Das Gewirre der niedrigen Gipfel am Fuße und am Abhange der Mauer glühte auch durchweg, und man glaubte die leuchtenden Wellenköpfe eines Meeres in wilder Brandung an jener Mauer hinausschlagen zu sehen.

Aber auch an und für sich, ohne diese wundervoll malerische Verschönerung, ist der Belebitch ein den Geographen und Historikern im höchsten Grade reizendes und anregendes Phänomen, eines der merkwürdigsten und großartigsten in ganz Dalmatien, dem hier in Bezug auf historische Bedeutsamkeit nur die dinarischen Alpen selbst an die Seite gesetzt werden können. — Hier bei dieser markirten Naturscheide war auch den Menschen von jeher eine Marke gesetzt. Bis an den Fuß des Belebitch laufen die Linien der dalmatischen Oelbäume und Weingärten und überhaupt der ganzen Vegetation der adriatischen Meeresküste. Er macht in dieser Hinsicht einen eben so markirten Abschnitt, wie die Mauer des Karsts bei Triest, an dessen Meeresküste es auch noch durchweg südlich duftet und blüht, während jenseits „der Norden“ beginnt. Ebenso wie für die Pflanzen war auch für den

wandernden Menschen der Belebitch von jeher eine schwer zu übersteigende Barriere. Von Zara und überhaupt weit und breit von der Küste des adriatischen Meeres her nimmt Der, welcher dort das Land bewohnt und beherrscht, schon mit den Augen Besitz von dem ganzen flachen Striche bis zur Kante des Belebitch hinauf. Bis dahin sind alle Naturverhältnisse gleichartig. Darüber hinaus wird Alles fremdartig.

Natürlich war es daher, daß von den ältesten Zeiten her Alles, was den Namen Dalmatien führte, das ganze Dalmatien selbst, der Strich Liburnien, die Grafschaft Zara, das morlachische Land Buccowizza bis zu dieser Gränzscheide und nicht weiter vordrang. In dem vom Belebitch umschlossenen jenseitigen Lande wohnte schon zu der Römer Zeiten ein eigenthümliches Volk, die Zapyden, die auf dem hohen Grat des Gebirges ihre Gränzsteine mit den Liburniern hatten. Eben dieselben Gränzsteine haben noch heutiges Tages die Morlachen und Kroaten, die Nachfolger der alten Liburnier und Zapyden, miteinander. Freilich sind die Kroaten, ihre Herrschaft über die ihnen von der Natur gesteckte Gränze hinaus ausbreitend, zuweilen über jenen Höhenrand ihres Berg-plateau-Kessels in das dalmatische Tiefland eingebrochen und haben hier Herrschaft geübt, so wie auch das Umgekehrte von Dalmatien aus statt hatte. Aber man ist doch immer wieder zu den alten Naturmarken zurückgekehrt, die auch noch heute, wie gesagt, ihre Gestung nicht verloren haben.

Die Römer haben schon von Zara (Jadera Colonia) aus eine Straße über den Belebitch (Mons Adrius) in's Land der Zapyden (Kroaten) hineingebaut. Aber

nachdem diese Straße verfallen war, sind die Völker kriegend und handelnd Jahrhunderte lang auf Wegen über den Belebitch gezogen, die den noch heute in Montenegro existirenden sehr ähnlich sein mochten. Erst in neuester Zeit haben die Oestreicher wieder hier eine ihrer schönen Bergstraßen ausgeführt, die bei dem Punkte Prag in zahllosen malerischen Windungen über das Gebirge von Dalmatien nach Kroatien hinüberführt. Da wir uns in der Nähe desjenigen Punktes dieser Straße befanden, wo, wie ich sagte, in der vorvorigen Nacht ein blutiges Attentat vollführt worden war, so konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, den Schauplatz dieser Mordscenen zu besuchen. Wir machten daher den kleinen Umweg, fuhren querfeldein und kamen nach zweistündiger Fahrt bei dem morlachischen Dorfe Smilich oder Smilzitsch auf der Belebitch-Straße an. Es dauerte auch nicht lange, so hatte unser Kutscher, der selbst in der Dämmerung, die bereits angebrochen war, Augen wie ein Luchs hatte, sehr bald die rechte Stelle auffindig gemacht. Auf der Straße selbst war sie an der Seite bloß durch einige Aufkrazungen des Bodens bezeichnet, welche die Pferde in ihrem Todeskampfe gemacht haben mochten. Im Gebüsch aber auf beiden Seiten des Weges entdeckten wir 8 bis 9 kleine aus Feldsteinen gebaute Bastionen. Dieselben bestanden aus solchen kantigen und spizigen Steinblöcken, wie sie auf der Oberfläche von ganz Dalmatien zu finden sind, und die der Morlache sowohl als der Montenegriner und Serbe bei jedem Kampfe schnell zu einer Art Fortification zurecht zu legen weiß. Diese kleinen Fortificationen waren rund, jede zur Aufnahme eines Kämpfers

geschickt und alle etwas schief gegen die Straße gerichtet, gegen den Belebitch hin, von woher die Haiduken die Diligence erwartet hatten. Sie standen alle etwa sechs Schritt von einander und auch in angemessener Entfernung von der Straße in's Gebüsch hinein. Die zackigen Steine waren so geschickt und fest in einander gelegt, daß wir die kleine Mauer nicht einreißen konnten. Dieß war Alles sehr bedachtsam geordnet, und die verschworenen Räuber mußten ihren Plan lange vorher besprochen haben.

Die Gegend war ringsumher flach, steinig und nur mit dürftigem niedrigem Buschwerke bedeckt, so daß die langen Morlachen über dieses weit und breit hinaus schauen und die Diligence schon von ferne hören und bei der hellen Mondscheinnacht auch erblicken konnten. — Mehre dieser bequemen Kerle hatten in ihren kleinen Bastionen sogar Moos zusammengepackt, damit sie en attendant recht bequem darauf liegen oder knien konnten. Auch fanden wir Fidißus und andere Ueberbleibsel dabei verstreut. Vermuthlich hatten sie zuvor ganz gemüthlich ihr Pfeifchen geraucht.

Als sie den Wagen nahe genug glaubten, dechargirten sie mit schräggerichteten Schüssen alle auf einmal, tödteten einige Pferde nebst dem Kutscher, verwundeten andere Leute, — vermuthlich hatten sie diese verschiedenen Zielscheiben ihrer mörderischen Kugeln auch schon im Voraus unter sich vertheilt, — brachten so den Wagen zum Stillstand und sprengten nach einem kurzen Gefechte mit den Gensdarmen die ganze Gesellschaft auseinander.

Jene, die Gensdarmen, begleiteten den Wagen leider

nicht zu Pferde, sondern nach einer alten, unzweckmäßigen Vorschrift, die vermuthlich jetzt bei der in ganz Dalmatien neu organisirten Gensdarmmerie abgeschafft worden ist, in einem zweiten Wagen, der hinterdrein fuhr. Dieß mochte allerdings dazu dienen, die Kräfte der Gensdarmen zu schonen, mußte aber im Falle eines solchen Kampfes ihre Wirksamkeit und Bewegung sehr geringen. Nachdem die Soldaten, Kutscher, Conducteure und Verwundeten, die der Uebermacht der Räuber nicht gewachsen waren, sich aus dem Staube gemacht hatten, fielen die Haiduken über den Wagen her und raubten allen Geldeswerth, den sie finden konnten, darunter 5000 Gulden neuen österreichischen Papiergeldes, das in Zara ausgegeben werden sollte. Glücklicherweise aber hatten sie die große eiserne Geldkiste, welche die Hauptsumme enthielt und die in den Wagenkasten zu fest eingelassen war, nicht so schnell öffnen können, als es ihnen wegen der vielleicht bald heraneilenden Soldatenpatrouille rathsam erschien. Sie hatten vergebens mit ihren Feldsteinen daran herumgehämmert und diesen Schatz am Ende im Stiche lassen müssen. — Auch die Leichname der armen Pferde, die dabei umgekommen waren, sahen wir noch einige hundert Schritt weit vom Wege zwischen den Steinen und dem Gestrüppe liegen.

Nachdem wir Alles besichtigt, setzten wir unsere Reise über Zemonico nach Zara im schönsten Mondscheine fort. Viele berittene und nicht berittene Morlachen, die von Zara her kamen, begegneten uns. Ich hätte gern gewußt, in welcher Weise sie jenen Vorfall unter sich besprechen mochten. Da die Sache für die Räuber so eclatant ausgefallen war, da diese ihren Streich so gut

berechnet und so sicher ausgeführt hatten, da sie keine Verwundeten dabei zählten, ohne doch einen Kampf mit den Soldaten gescheut zu haben, so war die allgemeine Meinung, die Morlachen sprächen mit etwas weniger Abscheu und etwas mehr Bewunderung von diesem Coup, als es eigentlich Christen zukomme. Auch mache, so glaubte man, das Gefindel überall spitze Ohren und fühle gewiß die Begierde in sich wieder erwachen, auch seinen Antheil am Gewinn zu haben und wo möglich nächstens ebenfalls einen Coup auszuführen, und alle Reisenden waren daher jetzt etwas ängstlich. Die gute neue österreichische Gend'armerie wird dieß aber hoffentlich verhindern und die Sicherheit des Verkehrs in diesen Gegenden erhalten haben.

Ich gestehe, daß ich mich eben nicht sehr wohlthuenden Betrachtungen über die Morlachen hingab, indem ich so den letzten Strich ihres Landes bis zur See küste durchfuhr, und ich bedauerte es, daß ich mit einer so wenig idyllischen Impression von diesem interessanten Volke Abschied nehmen mußte. Dem Leser wird es auch weniger angenehm sein, als wenn ich ihm statt dessen eine schöne Liebesgeschichte oder einen so hübschen Roman, wie die Gräfin Rosenberg hätte erzählen können. Ich bin überzeugt, es fehlt unter den Morlachen an dem Lieblichen und Romantischen nicht, und ich habe auch selbst hierüber schon einige Andeutungen fallen lassen; allein der Reisende muß, wenn er ein nützliches Bild liefern will, sowohl die Schatten als die Lichter wiedergeben, die ihm unterwegs in die Augen fallen. Nur daraus kann dann ein brauchbares und treffendes Gemälde hervorgehen. Wer sich einmal die Mühe gegeben hat, wie ich es schon mit einigen Ländern gethan habe, ihre Reiseliteratur durch

einen längeren Zeitraum hindurch zu verfolgen, der wird bemerkt haben, wie die mannigfachen Erfahrungen, welche die Reisenden selbst in den verschiedensten Zeitaltern machten, oft wunderbar und auffallend einander ähnlich sind, wie diese Erlebnisse, so zu sagen, constant bleiben. Der Leser wird daher einigen Respect vor den treu-berichtenden Reisebeschreibern bekommen, deren Routen und Schilderungen fast alle wie einander gleichlaufende Linien sind, — parallele Linien, aus deren Zusammensetzung am Ende das treue Bild des Landes hervorgeht. Im Grunde genommen kann der Reisende Alles, was ihm in einem fremden Lande auffällt und begegnet, als bleibend und charakteristisch betrachten, und er versündigt sich eigentlich gegen seine Pflichten, wenn er ein Glied in der Kette seiner Erfahrungen ausläßt. — Ich hoffe auch nicht, daß ich bei meinen freilich nur sehr dürftigen Beiträgen zur Schilderung der Morlachen und der Morlachei nach irgend einer Seite hin bedeutend über die rechte Linie hinausgegangen bin. Ich hoffe, der Leser wird in dem, was ich vorbrachte, Gutes und Böses so gemischt finden, daß, wenn er es sich zurecht legt, er am Ende die rechte Vorstellung von dem Volke empfängt.

Uebrigens ist man allerdings auch in Zara noch nicht ganz zum Lande hinaus, und Manches werden wir noch innerhalb der prachtvollen Thore dieser Stadt, die sich jetzt hinter uns geschlossen haben, nachzuholen Gelegenheit finden.

21.

Z a r a.**Fabricirung des Maraschino di Zara.**

Schon in der Morlachei hatte man mir gesagt, daß in Zara in einer Locanda ein ganz vortreffliches Zimmer zu vermietthen wäre, und daß ich mich dort sehr wohl aufgehoben finden würde, wenn ich das Glück hätte, gerade dieses Zimmer frei zu treffen. Unterwegs bot sich mir eine Gelegenheit, Nachricht von demselben einzuziehen. Ich hörte aber zu meiner Betrübniß, daß es schon seit Wochen von einem anderen Reisenden besetzt sei. Es waren daher bei meiner Ankunft in dieser Stadt einige Kreuz- und Querkzüge in ihren engen, nicht eben lieblich parfümirten, keineswegs tageshell erleuchteten Gassen unvermeidlich, bis ich endlich ein recht wohnliches Zimmer und gefällige Wirthsleute, die mich aufzunehmen sich nicht scheuten, fand. Doch hatte ich dabei den Vortheil, die Stadt gleich vom Anfang herein in ihren verschiedenen Abtheilungen kennen zu lernen und einige der ihr eigenthümlichen Scenen zu belauschen. In einem Hause, in das ich unterwegs hineinklickte, spielten ein paar kleine dalmatische Buben Soldaten. Obgleich sie dabei unter einander italienisch sprachen, commandirten sie doch in der Sprache der österreichischen Offiziere, nämlich deutsch: „Richt oi!“ (Richt Euch!) — „Feir!“ (Feuer). — An einer Straßenecke unterhielten sich ein paar Männer, vermuthlich Scoglianer (von den Inseln vor Zara) sehr lebhaft mit einander, und dabei bemerkte ich, daß sie die

beiden den dalmatischen Inseln eigenen Sprachen buchstäblich promiscue gebrauchten. Ihre Unterhaltung war zur Hälfte aus italienischen, zur Hälfte aus slavischen Phrasen zusammengesetzt, jedoch so, daß, wenn der Eine italienisch anfang, der Andere auch italienisch antwortete, wogegen, wenn dann der Eine in's Illyrische umschlug, auch der Andere seine Erwiederung illyrisch gab. Zuweilen war aber auch dieselbe Phrase aus illyrischen und italienischen Ausdrücken zusammengesetzt. — Aus einem Hause erzitterten melancholische Tremolandos der Morlachen, wie ich sie in der Nacht bei Verlicca gehört hatte, aus einem anderen, wo italienische Arbeiter noch spät, ich vermuthete wohl bei der Arbeit, aufsaßen, Gesänge, die ganz nach dem Muster der Lieder unserer Reisegefährten auf dem Dampfschiffe componirt waren und die ich gleich als lombardisch-venetianische Weisen erkannte.

Ich freute mich sehr, daß ich nun in der Hauptstadt des ganzen Königreichs angelangt war, in welcher nothwendig so Vieles aus allen Theilen desselben zusammengeführt werden muß, und wo ich während der fünf Tage bis zur Ankunft des Dampfschiffes recht bequem manches Versäumte nachholen und manches Geschaute recapituliren konnte. — Auch muß ich gestehen, daß Zara nach der Reise in der Morlachei einen recht angenehmen Eindruck auf mich machte; ich glaubte wieder Culturboden unter mir zu haben, und entdeckte hier zu meiner Ueberraschung auch außerdem so viele anziehende und merkwürdige Gegenstände, daß ich am Ende nur bedauerte, des Dampfers Ankunft nicht noch um andere fünf Tage hinauschieben zu können.

Ich glaube, daß es der Stadt Zara wohl ungefähr so geht wie vielen großen Männern und Dichtern, z. B. dem dänischen Autor Holberg, der in der Welt berühmter ist durch seine launigen Lustspiele als durch sein dickes dreiquartbändiges und treffliches Werk über die Geschichte Dänemarks, oder wie der italienische Laureatus Petrarca, dessen Name durch seine liebeglühenden Sonette an die Laura, deren er selber später nur achselzuckend und erröthend gedachte, bei vielen Millionen berühmt wurde, während nur wenig Ausgewählte ihn wegen seiner gelehrten Forschungen und Studien kannten und schätzten. — Nicht wer sich und Anderen durch Studium den Kopf zerbricht, sondern wer sich an die Leidenschaften der Menschen wendet, ihr Herz oder ihr Zwerchfell erschüttert, oder wer ihnen den Gaumen figelt, wie z. B. Zara durch seinen Rosolio, der wird bei ihnen allgemein beliebt und berühmt.

Wer auch nur die römische Provinzialgeschichte studirt und darin gesehen hat, daß Zara oder Tadera schon damals der gewöhnliche Ein- oder Ausseeschiffungshafen war für diejenigen, welche von Dalmatien und Illyrien nach Istrien und Oberitalien, oder umgekehrt von dort hieher reisten, — wer auch nur sich die Mühe gegeben hat, die venetianischen Annalen zu lesen, um daraus zu erkennen, welche hundertjährigen Kriege die Venetianer um den Besitz dieser Stadt, sowohl mit den tapferen Bürgern derselben, als auch mit den Königen von Kroatien und Ungarn und den Kaisern von Byzanz führten, der wird doch, mag er nun im Centrum aller Cultur oder an dem Ende der civilisirten Welt an der Newa, Wolga oder am Mississippi leben, schon hundert Mal von dem Rosolio-Maraschino di Zara gehört haben,

und diese Stadt wird ihm wenigstens aus den kleinen Devisen bekannt sein, welche die Verfertiger dieses Liqueurs auf ihre kleinen länglichen strohumflochtenen Flaschen fleben.

Ich muß gestehen, daß es mir auch nicht viel besser ging. Wenigstens wußte ich nichts von den interessanten und ausgezeichneten Kirchen, welche in den engen Gassen dieser kleinen Stadt versteckt sind, von den wundervollen Bauwerken des Sammiceli, welche ihre Außenwerke zieren, von den trefflichen Schätzen und Hilfsmitteln zur Kenntniß Dalmatiens, die man in dem Archive der Centralbehörde des Landes findet, von welchen vielfach merkwürdigen und lehrreichen Sachen ich später erst Einiges kennen lernte. Und ich bat daher vor allen Dingen, daß man mir eine Rosoliosabrik zeigen möchte, was denn auch gleich frühmorgens am folgenden Tage geschah. — So erfuhr ich denn über diesen interessanten dalmatischen Industriezweig an Ort und Stelle durch die Güte eines Freundes etwa Folgendes:

Rosolio nennt man im Italienischen jedes gebrannte Wasser. Das Wort kommt vermuthlich von *rosolare*, das heißt „kochen“ oder „braten,“ und entspricht daher fast buchstäblich unserem deutschen „Branntwein.“ Der Maraschino ist eine besondere Art Branntwein, der von Marasken (Marasche), d. h. einer gewissen Gattung saurerer Kirschen, gemacht wird. Es heißt also so viel als unser deutsches „Kirschwasser,“ und „Rosolio-Maraschino“ ist demnach buchstäblich zu übersetzen mit „Kirschbranntwein.“

Die Marasken (saureren Weichselfirschen) wachsen zwar an sehr verschiedenen Punkten Dalmatiens und seiner

Inseln, die besten aber gedeihen nur in der Nähe von Spalato in den Bergen der sogenannten Voglizza an der Sonnenseite jenes Goldberges (Monte Mossor) und auf der Insel Brazza bei Spalato. Dieß sind fast die einzigen Gegenden, deren Producte zu dem ächten Rosoliofabrikate in Zara benutzt werden. Die Marasken stehen dort nur auf der Sonnenseite der Berge, wie denn überhaupt überall in Dalmatien auf der Schattenseite derselben nichts Gutes gedeiht. Man darf die Kirschen nicht überreif werden lassen, weil sich dann leicht sehr schnell eine Essiggährung einstellt. Es giebt einen gewissen Zeitpunkt der Halbreife, der abgepaßt werden und wo man sie pflücken muß. Am Ende Juni oder Anfangs Juli, je nach der Witterung des Jahres, ist die Ernte. Auch müssen die Kirschen, ähnlich wie die Oliven, recht frisch vom Baume und recht schnell in Arbeit genommen werden. Die beste Localität für die Anlage von Rosoliofabriken wäre demnach eigentlich Spalato. Weil sie aber einmal in Zara existiren, so sucht man, um eine Verderbniß der Früchte zu vermeiden, ihre Verschiffung möglichst schnell zu befördern. Kleine Schiffe, die sowohl aufs Segeln, als aufs Rudern eingerichtet und mit einer gehörigen Anzahl von Ruderknechten versehen sind, transportiren sie längs der dalmatischen Küste in Eilsfahrten nach Zara. Kaum in Zara angekommen, werden sie ausgepackt, in die Fabrik geschafft, und hier hat man dann zweihundert, dreihundert, vierhundert „Donne“ (Frauen und Mädchen) bereit, um die Kirschen so schnell als möglich auszukernen. Man macht nämlich in der Regel den Maraschino bloß von dem Fleische der Kirschen, und dieß ist der gewöhnliche Rosolio-Maraschino.

In kleinen Quantitäten wird aber auch ein Maraschino bereitet, bei dem die Kerne mit benutzt werden, und dieser heißt „Rosolio di osse di Marasche“ (Liqueur von den Kernen der Weichselfirschen). — Zuerst thut man nun das Fleisch der Kirsche in Bottiche, und es stellt sich alsbald die Gährung ein. Die Kirschen gähren immer eifriger und werden dabei drei Mal des Tages umgearbeitet, damit sich der Proceß gleichmäßig durch das Ganze verbreite, und die oberen Schichten nicht anders werden als die unteren. — Außer den Kirschen selbst wird auch stets eine gewisse Quantität junger frischer Blätter des Maraskenbusches von Spalato verschrieben. Diese Blätter, von denen aber die Stiele zuvor sorgfältig abgepflückt werden müssen, zerstampft man und thut von dem gewonnenen Blättermuße eine gewisse Portion zu dem „Vino di Marasche“ (Kirschwein) hinzu. So nämlich heißt der mittlerweile durch die Gährung entstandene Saft. Die besagten zerstampften Blätter des Baumes sollen dem Liqueur vorzugsweise sein eigenthümliches und beliebtes Aroma geben. Von dem durch diese Mischung von Kirschenfleisch und Blättermuß gebildeten Saft, dem zuvor auch noch zehn Procent Traubenbranntwein beigemischt werden, wird nun der Liqueur abgezogen. — Die Blasen und Vorrichtungen, auf denen die Leute abziehen, schienen mir zwar sehr alterthümlich, aber ich glaube, sie ändern nicht gern etwas in ihrem einmal herkömmlichen und erprobten Verfahren, weil nicht jede sogenannte Verbesserung auch gleich ein edleres Product liefert. Zuweilen haben sie solche Verbesserungen versucht, sind aber schnell wieder zu der alten Weise zurückgekehrt, weil sie bemerkten, daß dadurch eine

kleine Nuancirung des Geschmacks in dem Rosolio hervorgebracht würde, die ihn der Kritik der Kunden aussetzen und seinem Rufe schädlich werden könnte. Die Zeit des Gährens, die Quantitäts-Verhältnisse der verschiedenen zu mischenden Substanzen, dieß ist Alles sehr genau bestimmt, und manche haben darüber aufgeschriebene testamentarische Recepte ihrer Vorfahren, die sie heilig und geheim halten und genau befolgen. Ein mir befreundeter Fabrikbesitzer erzählte mir, er habe einmal in der Meinung, er könne dadurch eine kleine Verbesserung hervorbringen, eine nur sehr geringfügige Veränderung in den Mischungsverhältnissen angeordnet. Gleich aber sei dieß von seinen feinschmeckenden Kunden im Auslande entdeckt worden. Sofort habe man ihm von Triest aus geschrieben, der letzte Maraschino wäre „troppo fiacco“ (etwas zu matt), gewesen, und schnell sei er zum alten Verfahren zurückgekehrt. In diesen Mischungsverhältnissen, so wie auch noch in einigen anderen Vortheilen und Kunstgriffen bestehen die Geheimnisse jeder Fabrik. Auch wissen manche noch gewisse Zugaben, die geeignet sind, den ächten Maraschino in vollem Glanze strahlen zu lassen, wie es bei den Alchymisten solche geheimnißvolle Zugaben für die Producirung des Goldes gab. Manche der früheren Fabrikanten sind große Chemiker gewesen und haben mit Brot, mit Stahl und mit sehr verschiedenartigen Substanzen experimentirt, und über ein solches Stückchen Brot oder Stahl, welches vielleicht dem Saft eine Zeit lang beigemischt bleiben muß, haben sie ihren Erben Nachweise als werthvolle Erbstücke hinterlassen.

Ist der Liqueur abgezogen, so wird er gesüßt.

Hierbei bedient man sich eines möglichst rein raffinierten Zuckers, damit der Saft wie ein klarer lichtvoller flüssiger Krystall glänze. Den reinsten und schönsten Raffinade, sagte man mir, bezöge man jetzt aus Hamburg. Man bekäme ihn viel besser von daher als von London. Weil aber selbst im besten Raffinade noch nicht alle fremdartige Beimischung völlig zerstört ist, so wird der Zuckersaft mit dem Liqueur zu wiederholten Malen durch mit Baumwolle gefüllte Trichter filtrirt. Alsdann wird er wie das Eau de Cologne in Köln in einer großen Urne gesammelt und aus dieser nun auf Flaschen gezogen. Auch bei dieser letzten Operation sind die Trichter wieder mit Baumwolle oder mit feinen Schwämmen versehen, damit jedes hineingekommene Stäubchen entfernt werde und damit der Feinschmecker in Petersburg oder Paris, in London oder New-York, der nicht bloß mit der Zunge, sondern auch mit dem Auge genießt, sich des klaren glänzenden und fließenden Krystalls erfreue.

Die Flaschen, deren man sich in den hiesigen Fabriken zum Rosolio bedient, sind alte, etwas grünliche, wenig ansehnliche Bouteillen aus den venetianischen Fabriken, und das Schilf, das man zum Schutz herumflacht, kommt von den dalmatischen Inseln und Küsten. — Man verpackt sie in große und kleine Kisten, hat aber auch elegante Kästchen für zwei oder auch für eine Flasche in Bereitschaft, die sich dazu eignen, um das kostbare Raß in einer entsprechenden Einfassung als zierliches Geschenk einem feinschmeckerischen Gönner oder Verwandten übersenden zu können.

Es existiren in Zara mehrere Maraschinofabriken. Die berühmteste und bedeutendste ist aber die von Drioli.

Der Maraschino-Drioli ist der schönste von allen und namentlich in England am meisten gesucht. In dieser Fabrik machen sie nur eine einzige Sorte von Maraschino ganz von derselben Güte und ganz zu demselben Preise, während in anderen Fabriken verschiedene Sorten zu geringeren oder höheren Preisen gemacht werden. Bekanntlich stellen auch die ächten Farinas in Cöln nur eine Sorte von Eau de Cologne von derselben Qualität und demselben Preise dar. Wenn in einer und derselben Fabrik verschiedene Sorten gemacht werden, so entsteht leicht eine Vermischung der Prozesse, die nachtheilig auf alle Sorten zurückwirkt und die Hervorbringung des Vollkommensten verhindert. Mich dünkt, auch Producenten anderer Art, viele Nichtfabrikanten könnten sich diese Erfahrung zu nuzen machen und sollten sich nur auf die Bearbeitung und Hervorbringung des Besten und Classischen in der Gattung von Productionen, der sie sich gewidmet haben, verlegen. — Freilich wird in anderen Rosoliosfabriken, namentlich in den neuerdings in Triest etablirten, dem Drioli Alles nachgemacht, sogar seine Etiquette und Verpackungsweise, eben so wie dieß dem wahren Farina in Cöln geschieht. Aber Kenner können doch an seinem unnachahmlichen Geschmack den ächten Maraschino-Drioli vom falschen unterscheiden. Dabei soll man vorzugsweise auf den Nachgeschmack merken. Dieser Nachgeschmack ist bei dem ächten Drioli äußerst lieblich. Der Liqueur verhaucht so zu sagen auf der Zunge wie Blumenduft, und während bei dem unächtten oder minder guten immer ein mehr oder weniger flacher und fader Nachgeschmack bleibt, kommt bei dem ächten schließlich das Aroma der Weichselfirsche, der reine

Fruchtgeschmack, noch einmal zum Vorschein, so daß es also auch hier heißt: das Ende krönt das Werk. Die anderen Fabrikanten können diese Krone nie recht vollkommen herausbringen. — Unter den neuerdings in Triest etablirten Fabriken speculiren daher auch viele bloß auf den Orient, wo man es so genau nicht nimmt. Die Drioli aber arbeiten vorzugsweise für die civilisirte feine Welt in London, Paris, Petersburg u. s. w. — Es ist mir unbegreiflich, daß die Dalmatier, die doch den Rosolio so untadelig herausbringen, nicht auch andere Industriezweige mit gleicher Perfection betrieben haben. Als ich in Zara anwesend war, standen gerade alle Maraschino-Fabriken schon seit einem Monat still. Juli, August und September sind die Hauptmonate ihrer Thätigkeit.

Die Cisternen.

Für feine Liqueure ist also, wie man sieht, in Zara sehr gut gesorgt. Hätte die Stadt aber auch nur eben so gutes, eben so untadeliges und eben so krystallklares Brunnenwasser. Allein mit diesem Artikel ist hier, wie überall auf den dalmatischen Inseln und Küsten, und wie auch in Triest und Venedig große Noth. Man kann sagen, daß, von Venedig angefangen, die gesammten Küstenstädte und Küstenländer auf der Ostseite des adriatischen Meeres*) kein anderes Wasser haben als das, welches sie sich in Cisternen mühsam und oft nicht in hinreichenden Quantitäten sammeln. Nur sehr wenige

*) Stellenweise ist dieß auch auf der Westseite der Fall, z. B. auf der apulischen Küste.

Punkte haben Quellen, Brunnen und Flüsse zur Seite. Das höhlen- und löcherreiche Kalkgebirge, aus welchem das ganze Land besteht, verschlingt alles Wasser, läßt es in die Tiefe fallen und giebt es nur an wenigen Punkten, meistens ganz in der Nähe des Meeres, wieder von sich. In manchen Gegenden sieht man Leute, — ganze kleine Caravanen von Männern und Frauen, tagelang über die Gebirge laufen, mit Wassereimern auf dem Kopfe, die sie bei einer weitentlegenen Quelle gefüllt haben. Auf manchen Inseln trocknen die Quellen und Cisternen zuweilen so aus, daß sie das Wasser bei irgend einer Flußmündung am Festlande schöpfen und zu Schiff übers Meer herbeischaffen müssen. Es soll in sehr schlimmen Jahren schon vorgekommen sein, daß man das Wasser für Zara aus der Kerka, wohin die Schiffe eine Reise von zwei bis drei Tagen haben, holen mußte.

In Zara und vermuthlich auch in anderen dalmatischen Städten haben sie einen oberen Stadtbeamten über ihre Cisternen und Wasserangelegenheiten, den sie „Pozzista*),“ d. h. Brunnenmeister, nennen. Ich besuchte diesen Herrn, und er hatte die Güte, mir einige Auskunft über die interessanten Werke, welche schon die Römer und später die Venetianer für die Versorgung der Stadt mit Wasser angelegt haben, zu geben und mir verschiedene auf dem Rathhause befindliche Risse und Pläne dieser Werke zu zeigen. Das Hauptwasserwerk, welches jetzt in Zara existirt, stammt von dem berühmten venetianischen Baumeister Sammicheli her. Es ist die größte und gepriesenste Cisterne in ganz Dalmatien und wird

*) Das Wort ist nicht recht Italienisch, etwas Bodolo.

als ein Meisterwerk der Baukunst betrachtet. Man nennt es „Cinquespozzi“ (die Fünfbrunnen), weil sich oberhalb fünf Schöpflöcher befinden. Es liegt am Rande der Stadt auf einem freien Platze zwischen dem Gouvernementspalaste und dem öffentlichen Garten. Es ist ausgemacht, daß schon die Römer hier ein Cisternenwerk hatten, welches Sammicheli bloß umbaute und restaurirte. Die Piloni (Pfeiler) und die Circonvallazione (Umfangsmauern) des in der Erde steckenden Bassins sollen größtentheils noch ursprüngliche Römerarbeit sein. Diese Pfeiler und Mauern bilden mit denen, welche Sammicheli hinzufügte, ein großes Bassin von mehr als 1500 Quadratellen Flächenraum und von einem Cubikinhalte von 40,000 Barili (Tonnen) Wasser. Durch gewisse versteckte Thore oder Schleusen kommt das schmutzige Wasser von den Straßen, Gärten und Häuserdächern in dieses mit Sand gefüllte Bassin hinein. Außer dem wird aber durch ein drei Miglien langes Aquädukt auch das Wasser einer kleinen Quelle hineingeleitet. Der Sand liegt darin mehre Ellen hoch, jedoch so, daß über ihm noch ein ziemlich weiter und hoher Raum bleibt, auf dem sich das einstürzende Wasser ausbreiten kann. Dasselbe sickert allmählig durch den Sand durch. Die größten Unreinigkeiten bleiben schon vor den mit Gittern versehenen Eintrittschleusen liegen. Minder grobe legen sich als eine Schlamm-schicht oben auf dem Sande an, und die feineren Substanzen bleiben unterwegs im Sande selbst stecken. Unten kommt das Wasser ganz klar an und trifft dann auf ein sehr solides und festes Mauerwerk (un muro a secco), das unter der ganzen Cisterne weggeht und gar kein Wasser durchläßt. Dieses sam-

sammelt sich daher unten bei den bis auf die Tiefe hinabgebauten fünf Brunnenröhren, die, im Uebrigen ringsum geschlossen, bloß unten Löcher und Spalten (fissure) haben, durch die das klare Wasser eintritt und darin wieder bis zu der Höhe hinaufsteigt, welche es im ganzen übrigen großen Raume des Bassins erreicht hat. — Die Schleusenthore auswärts müssen natürlich sehr oft gereinigt werden. Die Schlammsschicht auf dem Sande muß man alle drei oder vier Jahre einmal wegnehmen, weil sie am Ende das Durchfiltriren hindern würde. Man kann inwendig in allen Räumen und Abtheilungen des ganzen Werks herumgehen, freilich mit einiger Unbequemlichkeit. — Zuletzt verstopfen sich auch alle Zwischenräume im Sande. Dieser wird eine dichte lehmige Masse und filtrirt nicht mehr. Er muß alsdann herausgeschafft und mit frischem Sande vertauscht werden. Dieß ist bei den „Cinque pozzi“ zum letzten Male im Jahre 1848 geschehen. Nach hundert Jahren etwa wird es wieder nöthig sein. — In dem mittleren Brunnen der Cisterne befindet sich auch ein Wassermesser, damit man sich in jedem Augenblick von dem Stande des Wassers in der Cisterne überzeugen und darnach seine Maßregeln nehmen könne. Auch längs der Linie des Aquäducts, von dem ich sprach, sind mehrere kleine Bassins (vasche) angebracht, in denen das Wasser, sie durchfließend, temporisirt und die als Schmutzdepositorien dienen.

Die Römer hatten für ihre Cisternen ein viel größeres Aquäduct, welches nach der Meinung einiger das Wasser vierzig Miglien weit von den Wasserfällen der Kerka herbeiführte. Es ist über dieses Aquäduct ein Streit zwischen den dalmatischen Gelehrten entstanden,

und Einige haben behauptet, ein solches Aquäduct sei unmöglich gewesen, weil das Land zwischen Zara und der Kerfa bedeutend höher sei als die Wasserfälle dieses Flusses, und weil man nirgends die Tunnel finde, den die Römer etwa durch diese Höhen getrieben hätten. Es fragt sich indeß, ob die Römer nicht doch einen geeigneten Thalweg durch diese Höhe zu finden wußten. Und vielleicht mögen sie auch Tunnel gehabt haben, die jetzt spurlos verschüttet sind, die aber später durch einen glücklichen Zufall entdeckt werden können*). Gegen die Annahme des wirklichen Bestandes eines so großartigen Aquäducts spricht der Umstand, daß man nirgends an oder in der Nähe der Kerfa eine Spur des Anknüpfungspunktes finden kann. Dafür aber spricht erstlich die Thatsache, daß sich von Zara aus wirklich eine große Strecke weit die Ueberreste eines großen Aquäductes, der in der Richtung auf die Kerfa-Mündung fortgeht, noch heutiges Tages vorfinden, und zweitens der Umstand, daß sich in dieser Richtung außer der Kerfa nirgends mehr ein reiches, beständiges Wasserüberfluß versprechendes Gewässer entdecken läßt. Daß dem so sei, geht gnügsam daraus hervor, daß die Zaratiner, wie gesagt, noch jetzt in Zeiten der Noth ihre Zuflucht zu den Kerfacascaden nehmen müssen.

Ich befragte über diesen Punkt den Oberinspector der Cinquepozzi von Zara, der in diesen Angelegenheiten natürlich eine Art Autorität sein muß. Er seiner

*) Ich erinnere hierbei an den merkwürdigen Wassertunnel der Römer zwischen Trier und Cöln.

Seits nahm keinen Anstand, an die Existenz des Römer-Aquäducts zu glauben. Er sagte, er habe die ganze Linie, auf der sich Spuren von diesem Aquäduct befänden, verfolgt. Die letzten und äußersten Reste davon fänden sich bei dem auch von mir schon oben gelegentlich genannten Orte Slosella, an der Spitze eines in's Land eindringenden Meerbusens, 30 Miglien von Zara entfernt. Ein Bogen des Aquäducts bilde noch heutiges Tages das Thor dieses Orts. Daß dieses sogenannte Thor aber ein Theil des Aquäducts sei, erkenne man deutlich daran, daß sich über demselben noch Theile von den aus gebranntem Thon gestalteten Canälen oder Röhren befänden, in denen die Römer das Wasser laufen ließen. Aber freilich über diesen Ort hinaus fände man keine Ueberreste mehr bis zu den Kerka-Kaskaden, die von da noch 3 deutsche Meilen entfernt sind. — Es lasse sich auch ein Zweig dieser Wasserleitung nachweisen, der nach dem jetzigen Zara Vecchia (Alt-Zara), dem alten dalmatischen Belgrad (Albamaris, Weißstadt) der Slaven, führe, das einige für die von Ptolemäus genannte Stadt Blandona halten. — Man glaubt, daß das alte Jadera (Zara) eine sehr bevölkerte Stadt von wenigstens 40,000 Einwohnern war, und für so viel Menschen lohnte es sich dann wohl, ein solches Werk aufzuführen.

Einige Freunde hatten die Güte, mich noch den Abend zur Stadt hinauszuführen und mir den Anfang der Mauern jenes merkwürdigen Aquäductes zu zeigen. Man kann dieselben eine Strecke weit, längs des großen Weges, der in's Innere von Illyrien und Dalmatien führt, verfolgen. Mit Unterbrechung gehen sie etwa 3 Miglien weit fort. Es sind große, aber sehr zerstörte

Gemäuer, die jetzt zum Theil zu Einfassungen von Weingärten dienen. Nach 3 Miglien, wo sie jetzt aufhören, verließen sie vermuthlich diese Richtung, setzten in das Thal und Becken des Sees von Brana über und gelangten durch dieses nach dem oben genannten Slosella und nach der Kerfa.

Ein Albanesen-Dorf.

Wir kehrten längs des Meeres zurück, wo sich hart am Rande des erhabenen Ufers neben wüsten Feldern und Gebüsch ein kleiner Flußpfad hinzieht, den die Zarentiner zu einem Spaziergange benutzen, den sie aber zu einer vortrefflichen Promenade umarbeiten sollten. — Diese Küstenpromenade, von der aus sich sehr interessante Ausblicke auf die Inseln von Zara darbieten, führt bis zu einer kleinen in's Meer hinabsickernden Süßwasser-Quelle, welche sie „la Fontana del Imperatore“ (den Kaiserbrunnen) nennen. Es ist ein sehr dürftiges Gewässer, aber dennoch ist es von einem alten Gemäuer und einem Bassin umgeben, das noch aus den Römerzeiten stammt und mit seinen Ruinen und umherliegenden Blöcken eine Meeresstrandscene bildet, die recht malerisch ist, besonders wenn die albanesischen Mädchen aus dem benachbarten Dorfe Grizzo herabkommen, um hier Wasser zu schöpfen.

Albanesische Mädchen bei Zara? — Dieß möchte wohl Manchen in Erstaunen setzen, der von der Großmuth des venetianischen Dogen Grizzo gegen einige albanesische Flüchtlinge, denen dieser Fürst im Anfange des vorigen Jahrhunderts gewisse Felsenstriche in der Steinwüste von Zara schenkte, nichts gehört hat. — Aber es

ist eine den Geschichtskundigen hinreichend bekannte Sache, daß über die armen, damals größtentheils christlichen Albanesen, nachdem sie im Jahre 1467 ihren großen Helden Scanderbeg verloren hatten, eine schwere Zeit der Noth und Verfolgung von Seiten der Türken hereinbrach, und daß nun ganze Schwärme von ihnen mit Frauen und Kindern über das adriatische Meer hinübersflohen und im Königreiche Neapel Zuflucht fanden, viele aber auch als Soldaten in die Dienste christlicher Könige traten. Diese Flucht- und Verfolgungszeit dauerte etwa bis zum Jahre 1532, von wo an keine Albanesen mehr nach Neapel kamen. Im Jahre 1800 soll nach Bouqueville die Anzahl der albanesischen Colonisten in Neapel noch 64,000 betragen haben. Die Türken rotteten das Christenthum in Albanien größtentheils aus und machten die Mehrzahl der Albanesen zu Mohammedanern, die nun selbst gegen ihre eigenen katholisch oder griechisch gebliebenen Landsleute feindlich gesinnt wurden. Es kamen daher auch noch später oft Christen-Verfolgungen vor, und im Anfange des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit, als die Venetianer ihre dalmatische Herrschaft am weitesten ausgedehnt hatten, wendete sich an sie ein kleiner Haufe katholischer Albanesen aus der Gegend von Antivari, der unter Anführung seines Priesters vom väterlichen Boden hierher flüchtete. Der Erzbischof Zmajewitsch von Zara, der früher Bischof von Antivari gewesen und ihnen bekannt war, gewährte ihnen Unterstützung, und so bekamen sie zuerst einen Landstrich in der Nähe von Zemonico angewiesen. Hier wollten sie ein Dorf bauen, doch brach eine furchtbare Krankheit unter ihnen aus, welcher viele erlagen, und in Folge deren sie abermals fliehend

in die Nachbarschaft von Zara zogen, wo sie zur Erbauung eines Dorfes Erlaubniß erhielten, das sie zu Ehren des oben genannten Dogen „Erizzo“ nannten. — Hier pachteten sie von den Zaratinern einige Aecker und Landstriche, auf denen sie Wein- und Gemüsebau für die Stadt betrieben. Ihre Aecker bei Zemonico blieben aber dabei noch bis heute ihr Eigenthum, und sie bestellen sie von Erizzo aus, was etwas umständlich ist, da sie 6 Miglien weit davon entfernt sind.

Ich besuchte natürlich diesen interessanten albanesischen Ort, der überhaupt das einzige Dorf vor den Thoren von Zara ist, und zu dem, wie gesagt, ein gewöhnlicher Spaziergang der Zaratiner hinausführt. Ich gedachte dabei der holländischen Colonie bei Kopenhagen, der deutschen Dörfer bei Petersburg, der russischen Ansiedelung bei Potsdam, welche ähnliche Vorstadt-Geschäfte für ihre Hauptstädte übernommen haben, wie Erizzo für Zara, nämlich das Gemüsegarten-Wesen, die Viehzucht, die Milcherzeugnisse und außerdem auch noch das Schlachtwesen und den Fleischverkauf. — Aber freilich sieht Erizzo etwas malerischer, d. h. eigenthümlicher, wilder und unregelter aus als die besagten nördlichen Vorstadt-Colonieen. Man wandt auf dem Fußpfade über lauter Felsenknorren hin. Kürbisse, Weinreben und Gebüsche ranken wild umher. Die Gehöfte und Häuser haben ganz die Façon der morlachisch-montenegrinisch-albanesischen-Troglothytenwohnungen, und das Ganze nimmt sich frappant so wie ein Stück aus der Mitte von Scanderbeg's barbarischem Lande aus.

Ich besuchte einige albanesische Bauern in dem Inneren ihrer Wohnungen, die sie ganz von losem Stein

gebaut und mit Steingeröll umgeben hatten, wie der albanesische Reisende Bouqueville dieß beschreibt, als wenn es auch hier noch Ueberfälle der Türken und Blutfeinde abzuwehren gälte. Die Leute von Crizzo sprechen drei Sprachen, das Illyrische (Slavische), das sie der übrigen dalmatischen Landbewohner wegen nöthig haben, das Italienische, wegen ihres Verkehrs mit der Stadt, und das Albanesische oder Skipetarische, das ihre eigene Hei-
maths- und Familiensprache ist.

Raum traten wir in ein Haus, so lief der Eigenthümer desselben zum Weinfasse und füllte einen großen Becher mit vino nero, welchen er uns zum gastfreundlichen Gruße entgegenhielt, als verstände sich dieß von selbst. Es ist hier eine allgemeine Sitte, den Fremden so zu begrüßen, und bevor man getrunken hat, ist der Gruß bei ihnen eben so wenig fertig, wie bei den Engländern, bevor man die Hand geschüttelt hat. — Wir mußten diesen Wein aus Artigkeit nothwendig kosten, denn sie halten es für die größte Beleidigung, wenn ihnen Jemand den ihm auf der Hauschwelle dargebrachten Trunk abschlägt. In Montenegro soll dieß sogar hinreichen, um ihm die Blutrache zu erklären. Sie nahmen uns Alle, obgleich wir ihnen nicht bekannt waren, sehr höflich auf und sahen bei unserem unerwarteten Besuche viel weniger verdutzt aus, als dieß wohl hier und da bei den Bauern in England oder Deutschland der Fall gewesen sein würde. Wein tranken wir ihnen viel zu wenig; dennoch zeigten sie uns gern ihre häuslichen Einrichtungen. Diese Leute haben, wie alle Illyrier, eine merkwürdige Geschicklichkeit darin, aus bloßen losen und unbehauenen Steinen ohne Kalk allerlei Mauer-

Zimmer- und Hausgestalten zusammenzusetzen. Freilich hilft ihnen dabei nicht wenig die natürliche Form der Felsbrocken des Landes, die alle von Haus aus sehr vielgezackt und durchlöchert sind und gleichsam mit natürlichen Zapfen und Zähnen sich von selbst in einander verschränken, wenn man sie über einander legt. Hie und da helfen die Leute auch etwas mit Kalk nach. Einige haben zuweilen die Ränder, Ecken und Kanten ihrer Dächer und Mauern mit Kalk beworfen, so daß einige Kalkstreifen gleichsam wie Bänder das Ganze zusammenhalten helfen. Nur Wenige haben alle Zwischenräume mit Kalk ausgefüllt, aber die Meisten hatten, wie gesagt, ganz wie nach Schlegel die Römer gebaut: „Massen auf Massen gehäuft, ohn' anfügenden Kitt.“

Auch führten sie uns zu ihrem Pfarrer. Nie in meinem Leben habe ich eine eigenthümlichere Pfarrwohnung gesehen. Dieser gute Seelenhirte war aus dem Orte Grizzo selbst gebürtig, von einer albanesischen Bauernfamilie und gleich in dem bäuerlichen Hause seiner Aeltern wohnen geblieben, um die Wirthschaft des älterlichen Hofes, aus der er etwas mehr Subsistenzmittel zog als aus seiner Pfarrstelle, besser verwalten zu können. Die eigentliche Pfarrwohnung, welche die Gemeinde gebaut hatte, ließ er daher leer stehen. Bei diesem guten Manne, der nach der gastfreundlichen illyrischen Weise, trotz unserer Demonstrationen, vor allen Dingen wieder eine Weinflasche zwischen sich und uns setzen ließ, sahen wir eine Menge slavischer und albanesischer Bücher. Er verstand noch sehr wohl die Sprache der Albanesen oder, wie einige unserer Gelehrten lieber sagen, der „Skipetaren“,

als wenn damit etwas Aechteres, Volksthümlicheres und Bezeichnenderes gesagt würde. Allein dieser Name „Skipetaren“ ist bei den Albanesen noch weniger bekannt oder landesüblich als der Name Morlachen bei den dalmatinischen Serben. Es ist etwas recht Betrübtes um unsere geographischen Volksnamen. Man freut sich darüber, wenn man so einen neuen schönen Namen gefaßt hat, und meint, daß man nun recht genau etwas Bestimmtes und Eigenthümliches damit bezeichnen könne, und auf einmal erfährt man dann, daß so ein Wort bloß ein Schelt- oder Spizname ist, den einige müßige Fremde erfunden haben, den das Volk selbst ganz desavouirt, und daß dieses für sich gar keine so scharfe und bequeme Bezeichnung hat, sich vielmehr als Theil einem großen unbestimmten Ganzen, z. B. den Slaven, unterordnet, oder am Ende sich wohl gar bloß „Landeskinder“ oder „Menschen“ oder so etwas nennt. So soll nun auch wieder der Name „Skipetar“ gar nichts genau bezeichnen. Es soll eine italienische Erfindung sein und von dem italienischen Worte „Schioppetario“, d. h. Büchschütze (von „Schioppo“, d. i. Flinte) kommen. Die Albanesen bekamen dann diesen Namen von den Italienern ungefähr eben so wie die Germanen (Geer-Männer) oder die Sachsen (von „Sara“, einem den Sachsen eigenen Schwerte) von den Römern. — Ich fragte den albanesischen Pfarrer, ob er und seine Leute ihres Vaterlandes Albanien noch wohl gedächten und ob sie es liebten. „Come no?“ (Wie denn nicht?) erwiderte er rasch. „Wir gedenken noch stets des Landes unserer Väter; Gott segne es! Auch kommen noch alljährlich

einige unserer Landsleute zu uns, uns zu besuchen, und es kehrt keiner von den Albanesen, die nach Triest oder Venedig handeln, in Zara ein, ohne nach Grizzo hinauszukommen und die Landsmannschaft zu begrüßen. Auch lernen noch alle unsere Kinder von ihren Müttern das Albanesische.“ — Die illyrischen oder slavischen Bücher des Pfarrers waren alle in glagolitischen Lettern und zwar in Rom gedruckt, die albanesischen in „Patavia“ (Padua). Die Beichte nimmt der hiesige Priester seinen Leuten in beiden Sprachen ab. Die Anzahl der im Dorfe wohnenden Seelen beträgt zwölfhundert. Es war viel Leben in dem kleinen Orte und, da es eben Sonntag war, auch viel Getümmel und Jubel. Die Soldaten und die geringere Classe von Zara haben, wie es scheint, hier einige Vergnügungsplätze.

Wir besuchten auch die Kirche und den Kirchhof von Grizzo. Vor dem Altare der Kirche waren ganze Wälder von Wachskerzen aufgesteckt, und diese waren so wunderbar gruppenweise vertheilt und angeklebt, wie die Gebüsch- oder Blumenhaufen in den dalmatischen Felsen. Die Maria und das Christuskind auf dem Altarbilde hatten nicht wie der Papst dreifache, sondern vierfache silberne Kronen auf dem Haupte. Ich habe dieß mehrfach in dalmatischen Dorfkirchen bemerkt. Obgleich das Uebrige bloß in Oel gemalt ist, so sind doch die Kronen der Marienbilder von wirklichem Silber. Auch hatte die Maria so zahlreiche Perlenschnüre und reiche Schmucksachen um den Hals hängen, wie ein serbisches Mädchen. So giebt denn der Mensch seinen Heiligen nicht nur menschliche Gestalt, sondern in jedem Lande auch mehr oder weniger von seinem nationalen Costüm.

Die Kirchen.

Mit Grizzo und Albanien schloß ich den Abend meines ersten Tages in Zara. Mit den interessanten Kirchen der Stadt begann ich den Morgen des zweiten. Zara ist eine Stadt von etwa achttausend Einwohnern, und in den Kirchen einer Stadt von dieser Größe in unserem protestantischen Norden, z. B. in Preußen oder in England, wird man in der Regel äußerst wenig Gegenstände finden, welche die Phantasie ansprechen, oder an welche sich ein bedeutendes historisches oder kunstgeschichtliches Interesse knüpft. Aber hier ist das anders. Die Kirchen von Zara fand ich ganz über meine Erwartung reich an mannfach ansprechenden Kunstgegenständen und Monumenten.

Vorerst die Kathedrale der Stadt, die von dem Dogen Heinrich Dandolo im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gebaut wurde. Die Venetianer, welche französische Kreuzritter nach dem Oriente überschiffen sollten, nahmen diese Gelegenheit wahr, besser für ihr eigenes Interesse zu sorgen; sie engagirten die französischen Herren, ihnen im Vorbeigehen zum Besitze des rebellischen Zara, das sich damals an Ungarn angeschlossen hatte, zu verhelfen, eroberten es mit ihrer Hülfe und wütheten bei dieser Gelegenheit so unbarmherzig gegen die Stadt, die in Flammen aufging, daß sie nachher reuig in sich gingen und jene Kirche bauten, um, wie es scheint, auch den Papst etwas zu versöhnen, der über die Gewaltthat der Kreuzritter gegen Christen zürnte. Es ist möglich, daß der Doge Dandolo, der diese Kirche gleichsam zur Sühne aufbaute, dann auch die franzö-

fischen Kreuzritter und ihre Soldaten zur Beisteuer und Mithülfe beizog. — In Zara erzählte man mir daher, daß die Franzosen einmal, als sie den Zaratiniern Unrecht gethan und die alte Kirche der Stadt zerstört hätten, von den Bürgern gezwungen, eben diese neue Kathedrale hätten aufbauen müssen. Und dieß scheint die volksthümliche Version zu sein, welche man hier der Sache gegeben hat.

Die Kirche ist im lombardisch-byzantinischen Style gebaut, und es ist daher bei ihr Alles rundlich. Die Bogen der Fenster, Thüren, Schiffe schlagen einen Halbkreis über den anderen, und man empfängt den Eindruck, als wenn man in mehre an einander gesetzte und aus Stein componirte große Weinfässer einträte. Ich begreife nicht, daß die verschiedenen Schilderungen, die ich von Zara gelesen habe, so wenig Aufhebens von dieser Kirche machen, die aber allerdings der Engländer Wilkinson mit Recht eines der merkwürdigsten Gebäude aus der christlichen Zeit in ganz Dalmatien nennt. Der Altar, den ein von kostbaren Säulen getragenes, höchst elegant geformtes Dach überdeckt, steht wie ein kleines Zelt mitten im Chorflügel. Altäre dieser Art habe ich mehre in Dalmatien bis nach Cattaro hinab gesehen. Eine ganz vortreffliche Schnizarbeit aus einem schwarzen Holze bieten die Chorstühle dar. Auch zeigte man mir sonst noch Kostbarkeiten aller Art in der Kirche, z. B. einen aus Silber getriebenen „Pastorale“ (Bischofsstab), eine sehr bewundernswürdige Gold- oder Silberschmiedsarbeit aus dem Mittelalter.

Auch öffnete man uns das Reliquiario und illumi-

nirte es. Der Eingang zu demselben ist von hinten, wo die Sacristane durch eine versteckte Pforte hineinfrohen und dann von unten her innerhalb des mit Fenstern verschlossenen Schreines erschienen und uns die Prachtstücke durch die Fenster beim Kerzenschimmer zeigten. Ich mußte mich wie in Ragusa über die Menge von Dingen wundern, welche die frommen Leute des Mittelalters hier zusammengebracht hatten, durch Ankauf, Schenkung und auch durch frommen Raub. Das merkwürdigste Stück ist „un osso di San Marco“ (ein Knochen des heiligen Marcus) in einem silbernen Kasten. Ein Zaratiner wußte im Oriente durch List zum Schrein und Leichnam des heiligen Marcus zu gelangen, noch bevor derselbe nach Venedig gekommen war, und nahm ihm einen Knochen aus der Schulter heraus, damit auch seine Vaterstadt Zara wenigstens einen kleinen Antheil an dem Heile, das dieses wunderthätige Pfand verbürgte, bekäme. Die Venetianer, nachdem sie den übrigen Körper des Marcus erhalten hatten, wünschten auch den unrechtmäßig von den Zaratineren entwendeten Knochen wieder zu erlangen; aber diese wußten alle deswegen an sie ergangene Aufforderungen und Befehle zu eludiren. Einmal ließen sie sich mit den Venetianern auf einen Tauschhandel ein. Diese sollten ihnen ein Stück vom Kopfe des heiligen Titus, des ersten Apostels des Christenthums in Dalmatien und daher des verehrtesten Heiligen des Landes, schicken, wofür die Zaratiner ihnen den Knochen des heiligen Marcus verabfolgen lassen wollten. Die Venetianer schickten auch wirklich das Stück von dem Kopfe des Titus, und die Zaratiner behielten es. Aber den besagten

Marcusknochen behielten sie auch und haben ihn bis auf den heutigen Tag nicht zurückgeschickt. Sie freuen sich vielmehr, daß sie nun Beides besitzen, und Manche mögen noch jetzt glauben, daß die kostbare Reliquie ihrer Stadt Ruhm und Heil bringt, obwohl sie durch Diebstahl erlangt und durch Wortbruch behalten ist. Ich sprach darüber mit einem Sacristano, dem ich etwas in's Gewissen redete, der mir aber lächelnd erwiderte: „Ich weiß nicht, wie unsere Vorfahren es gemacht haben, die Venetianer hinter's Licht zu führen; aber wir waschen jetzt unsere Hände in Unschuld und erfreuen uns der für uns glücklichen Fügungen; denn es ist doch wohl unsere Pflicht nicht, die Venetianer, wenn sie ihren Marcusknochen vergessen haben, daran zu erinnern.“ Mich dünkt, diese Kauf-, Schenk-, Tausch- und Diebstahls geschichten der Reliquien und Heiligenbilder gehören zu den curiosesten Fällen und Problemen für den Psychologen und Juristen; freilich kamen auch schon im Alterthume Entwendungen und Entführungen von Götterstatuen vor. Drestes z. B. raubte das Bild der Diana aus Taurien.

Um Reliquien, sowie um ihre Freiheiten und Privilegien haben die Zaratiner, die ehemals sehr tüchtige Leute, kernige Bürger und eifrige Republikaner gewesen zu sein scheinen, Jahrhunderte lang mit den Venetianern blutig gestritten und sie lange als ihre Unterdrücker angesehen, gegen die sie unzählige Male revoltirten. Aber während der langen Zeit der späteren Unterthanenschaft haben sie doch am Ende Sympathieen für sie gewonnen, und jetzt gedenken die Zaratiner des gebrochenen Marcusk Löwen fast mit eben so viel Theilnahme, wie die Vene-

tianer selbst, was natürlich kein Wunder ist. Die Zaratiner versichern daher auch, daß die „Bandiere della Repubblica“ (die venetianischen Paniere) im Dome neben dem Altare von den Priestern versteckt und vergraben seien. Einige glauben aber, die Oestreicher hätten diese Paniere hier ausgegraben und entführt oder zerstört. Manche sprechen dagegen: sie lägen sicherlich noch da, aber nur Wenige kennen den eigentlichen Ort ihres Verstecks. Mich erinnerte diese Geschichte an eine ähnliche Sage in unserer hanseatischen Stadt Bremen, wo das Volk auch glaubt, daß ein zweites Rolands-Panier oder Rolands-Bild unter den Gewölben des Rathhauses der Stadt vergraben sei, damit es verwahrt würde, wenn etwa ein Napoleon oder sonstiger Eroberer die alte Statue, die als Zeichen der Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt auf dem Marktplatz steht, umwerfen sollte. Haben doch auch die Böhmen ihren Löwen, die Deutschen ihren alten Kaiser sich in Höhlen und Gebirgen schon längst verkriechen lassen, wie jetzt neuerdings die Zaratiner ihren Marcus-Löwen unter den Kirchen-Altar.

Noch viel sonderbarer als die Entwendungs-Geschichte jenes Knochens des heiligen Marcus ist das, was sich einstmals die Königin Johanna von Ungarn bei ihrer Anwesenheit in Zara in einer anderen Kirche der Stadt erlaubt hat, nämlich in der St. Simeons-Kirche, wo der ganze Körper des heiligen Simeon, des Schutzheiligen der Stadt Zara, aufbewahrt wird. Eine frühere Königin von Ungarn, Elisabeth, hatte diese kostbare Reliquie zur Stadt gebracht und sie derselben geschenkt. Sie wurde mit der größten Feierlichkeit eingeholt. Es wurde ihr eine eigene Kirche gewidmet, und

sie wurde in einem prachtvollen silbernen Sarkophage beigesetzt, den man noch heutiges Tages hinter und zum Theil über dem Altar, von 4 Engeln emporgehalten, schweben sieht. Dieser Sarkophag, der in der Kirche eine sehr schöne Figur macht, soll 8000 Unzen an reinem Silber wiegen und 22,000 Ducati d'oro werth sein. Früher aber waren auch die großen schönen Engel, welche ihn tragen, von Silber. In einer Zeit der Noth nahmen aber die Venetianer, mit oder ohne Erlaubniß des Heiligen, diese Engel weg, schmolzen sie ein und setzten dafür 4 bronzene an die Stelle, die aber freilich aus türkischen Kanonen gegossen und sehr gut gearbeitet sind. — Zwei große Delbilder zu der Seite des Altars stellen die Geschichte der Ankunft und des Empfanges des heiligen Körpers dar. Der heilige Simeon erlangte bald einen großen Ruhm in Dalmatien, Ungarn und überhaupt in der Christenheit, und jene oben genannte Königin von Ungarn und Neapel, Johanna, bat, als sie einmal durch Zara passirte, die Zaratinische Geistlichkeit, man möchte ihr etwas von der Reliquie des heiligen Simeon mittheilen. Allein die Priester wollten sich unter keiner Bedingung darauf einlassen. Johanna, die, wie es scheint, eine äußerst verschmitzte und eigensinnige Frau war, bat nun, man möchte ihr wenigstens den Schrein öffnen und sie den heiligen Simeon küssen lassen. Dieß geschah. Und während die Königin sich zum Küssen auf die Hand des Körpers niederließ und es den Anschein hatte, als wenn sie mit ihren Lippen in inbrünstigem Gebete und in langen anhaltenden Küssen darauf verweilte, nahm sie diese Gelegenheit wahr und löste dem Körper — ob sie es mit

den Zähnen oder mit der Hand that, weiß ich nicht — einen Finger ab und steckte ihn bei. Die Entwendung wurde nicht sogleich entdeckt. Als aber Johanna, ihres frommen Raubes froh, sich mit dem Finger einschiffte, erhob sich ein heftiger Sturm, der sie nach vieler ausgestandener Gefahr und Noth wieder in den Hafen von Zara zurückbrachte und so lange an ihrer Abreise hinderte, bis sie endlich reuig in sich ging und den Finger wieder herausgab. Sie steckte ihm noch dazu alle ihre Gold- und Brillantringe an, die sie eben selber an den Fingern trug, und gab ihn so geschmückt dem Schreine zurück, that Buße in der Kirche und segelte dann mit günstigem Winde davon. — Dieß sind, wie gesagt, wirklich lauter ganz sonderbare Geschichten, die der Beachtung des Historikers und des Psychologen gleich werth sind und die eigenthümliche Denk- und Handlungsweise einer früheren Zeit charakterisiren. Als solche, als interessante historische und psychologische Probleme theile ich sie daher hier auch nur mit, und es fällt mir natürlich nicht ein, dabei ein schiefes Licht auf die Gebräuche und Meinungen der Katholiken fallen lassen zu wollen.

Ich gedachte in Zara auch des Empfehlungsbriefes, den mir der gefällige junge Franziskaner in Spalato für seine Zaratiner Freunde gegeben hatte, und zeigte denselben in dem hiesigen Franziskanerkloster vor. Dafür bekam ich denn ihre ziemlich reich geschmückte Kirche, so wie auch ihr altes schön gemaltes „Antifonario“ (Psalmbuch), das sie herbeischleppten, zu sehen. Dieses Antifonario enthielt eine Menge prachtvoll gemalter Initialen und zierlicher Miniaturbilder. Die guten Patres und die kleinen ausbelfenden Franziskaner-Burschen, —

es waren ganz junge Knaben in der Mönchstracht, — die mit mir darin blättern, ließen mir keinen Buchstaben durchschlüpfen, und wenn ich einmal aus Versehen zwei Seiten umschlug, so hatte es gleich Einer entdeckt und wies mir das Uebersehene nach. „Halt!“ sagten sie, dazwischen greifend, „hier haben Sie den „Empio“ (Teufel) überschlagen, wie er Gott werden will“. — „Halt wieder! Hier die kleinen Engel, die auf den Schnörkeln und Arabesken wie Ritter auf ihren Pferden reiten und ihre langen Kreuze schwingen, wie die „Crociati“ (Kreuzritter) ihre Lanzen.“ — Die kleinen und großen Franziskaner führten mich sehr freundlich in allen Winkeln ihres Klosters herum, zeigten mir in ihrer Kirche eine schwarze byzantinische Mutter Gottes, deren Gesicht so dunkel war, daß man nichts weiter sah als einen schwarzen Fleck, was sie aber dem Volke desto mysteriöser und ehrwürdiger erscheinen läßt, -- alsdann die schöne Aussicht auf's Meer, die man aus einigen Zimmern ihres Klosters genießt, — und endlich ein großes Gemälde, auf das ich Historiker und Kostüm-Maler aufmerksam mache. Dieses Bild nämlich, welches, wenn ich mich recht erinnere, im 15. Jahrhundert von einem Venetianer gemalt wurde, stellt eine Anbetung des heiligen Marcus durch die Dalmatier dar. Eine Menge Dalmatier, Männer, Weiber, Kinder, knien vor diesem Heiligen. Ihre Physiognomien und Kostüme sind sehr mannichfaltig und interessant. Bei welcher Gelegenheit, bei welcher wiederholten Unterwerfung der Zaratiner unter den Marcus-Löwen dieses Bild verfertigt wurde, erfuhr ich nicht. Leider aber lassen die Franziskaner dasselbe verkommen. Man sollte es von ihnen zu acquiriren suchen und in

irgend einem historischen Museum aufstellen. Ueberhaupt könnte man wohl neben unseren, das Schöne kultivirenden Gemäldegalerieen auch einige Bildersammlungen für die Historiker anlegen. Vieles, was den Gemäldegalerieen nichts als Ballast ist, wäre für historische Museen ein wahres Pretiosum.

In der Marienkirche der Benedictiner (Chiesa della Santa Maria dei Monachi Benedettini) ist ein Bild der Maria, welches Einige für einen Titian halten. Andere aber glauben, es sei von Titians Bruder, Cesare Vecellio, gemalt. Von demselben ist hier auch eine Kreuzigung Christi, auf welcher der finstere tief melancholische und trauernde Himmel und das bleiche Licht, das mitten in der Finsterniß auf den Gekreuzigten fällt, vortrefflich und ergreifend dargestellt sind. „E una luce fredda di tenebre!“ bemerkte schauernd der italienische Freund, der mich begleitete.

Wie gesagt, ich habe keine der Zaratini'schen Kirchen ohne Nutzen und Gewinn besucht, auch nicht die Kirche des heiligen Michael. Sie gehört den Franciscani del terzo ordine, die auch Laien und verheirathete Leute in ihren Orden aufnehmen, welche den Strick des Ordens als Gürtel unter ihren Kleidern tragen. Der Franciscaner, der uns hier herumführte, war ein Spanier, und dieß gab uns Veranlassung zu einer längeren Unterhaltung mit ihm. Zuletzt wandte sich unser Tempelgespräch auf die vierfachen silbernen Kronen und den reichen Halschmuck der dalmatischen Marienbilder, die wir auch in dieser Kirche wie in Grizzo und vielen anderen Ortschaften des Landes fanden.

Einer unter uns, ein eifriger und sehr frommer

Katholik, fing nun gesprächsweise an, gegen diese Ausschmückung der Marienbilder zu reden, und auf italienische Weise erglühend, ereiferte er sich dabei so, daß er am Ende sagte: „es wären einige Priester und Mönche schuld, daß die Bauern und Vorstädter noch solchen barbarischen Schmuck der Maria darbrächten. Die Priester sollten doch den Leuten lehren, daß dergleichen Kronen der Himmelskönigin gar keinen Werth hätten, daß sie nicht im Stande wären, ihr würdige Kronen zu kaufen, und daß unsere besten Opfer und Darbringungen für Christus, Maria und Gott ein frommer Sinn, ein demüthiges Herz, ein silberreines Gemüth seien.“ — Luther hätte nicht besser reden können als mein katholischer Freund. „Habe ich nicht Recht?“ fragte er uns und unseren spanischen Mönch, der ganz aufmerksam zuhörte. „Ah! è vero, è vero! è un bel pensiero!“ (es ist wahr! es ist wahr! das ist ein schöner Gedanke!) sagte dieser ganz verwundert über den Mann, als wenn ihm dieser Einfall noch nie vorgekommen wäre. Ich hörte aber seine Kirchen- und Klosterschlüssel, die er in der Hand hielt, etwas aneinander schlagen, und wir halfen ihm aus der Verlegenheit, indem wir ihm Lebewohl sagten.

Die vornehmsten Kirchenbücher in allen diesen Zaratünischen Stadtkirchen waren in lateinischer Sprache, wie denn überhaupt in den meisten Kirchen der dalmatischen Städte der Gottesdienst in dieser Sprache abgehalten wird. Zugleich aber haben sie in vielen Kirchen, namentlich in den Vorstadtkirchen oder in solchen, welche von den Landleuten oder, wie die Priester mir immer sagten, von den „Foranei“ (den Fremden, das heißt den fremden Bauern aus dem Innern) besucht werden,

neben den lateinischen auch noch glagolitische Kirchenbücher, aus denen sie dann den Gottesdienst für diese „*Foranei*“ zuweilen in illyrischer Sprache halten. In den Kirchen außerhalb der Städte für die slavischen Landleute ist der Gottesdienst immer illyrisch, und die Kirchenbücher sind da auch in glagolitischer Schrift abgefaßt. Es ist merkwürdig genug, daß die Dalmatier fast das einzige Volk in Europa sind, das vom Papste endlich das Privilegium errang, daß der Gottesdienst nicht in lateinischer, sondern in ihrer eigenen slavischen Sprache abgehalten wurde. Die Slaven hängen so sehr an ihrer Väter Sprache, daß die katholische Kirche, wenn sie nicht am Ende hierin nachgegeben, sie wohl ganz verloren hätte, indem sie dann alle zur griechischen Kirche übergegangen wären. Ein gut Theil der ganzen illyrischen Geschichte dreht sich um die Streitigkeiten, Gesandtschaften, Machinationen, Volksbewegungen, Kriege, welche dieser Sprachenstreit zwischen Kroaten und Dalmatiern auf der einen Seite und dem Papste auf der anderen veranlaßte. Dem Leser, der etwa von diesen merkwürdigen Streitigkeiten nie Notiz genommen haben sollte, diene nur zur Nachricht, daß sie endlich dahin geschlichtet wurden, daß es den katholischen Illyriern gestattet ward, die Messe in ihrer eigenen Sprache zu lesen und zu hören, jedoch unter der Bedingung, daß die slavischen Kirchenbücher nicht mit den bei allen anderen Slaven üblichen und auch in der griechischen Kirche gebräuchlichen kyrillischen Lettern, sondern mit einem eigenthümlichen und, wie Einige glauben, expreß zu diesem Zweck erfundenen Alphabete, dem sogenannten glagolitischen, geschrieben würden. — Wer nähere Aufklärung über dieses

Alphabet und über die noch ziemlich dunkle Art seiner Entstehung wünscht, den verweise ich auf die Werke von Schaffarik und der anderen slavischen Gelehrten. Ich bemerke nur noch, — und diese Bemerkung habe ich nicht bei Schaffarik gefunden, — daß wir in der sogenannten glagolitischen Kirchensprache ein Beispiel davon haben, daß eine Sprache bloß dadurch nicht nur äußere, sondern auch innere Eigenthümlichkeiten bekam, daß sie mit besonderen Lettern geschrieben wurde. Ursprünglich mochte die dalmatische Kirchensprache der allgemeinen slavischen Kirchensprache ganz nahe stehen oder mit ihr eins sein. Da aber der dalmatische Alltagsdialekt sich im Laufe der Jahrhunderte bedeutend veränderte, in der glagolitischen Kirchensprache dagegen das Alte mehr beibehalten wurde, da zugleich das in der Schale der kyrillischen Schrift aufgefangene slavische Idiom allmählig einige literarische Umwandlungen erlitt und da auch das in der Schale der glagolitischen Schrift aufgefangene Slavische wieder nicht ganz beim Alten blieb, sondern seine eigenthümlichen kleinen Veränderungen erfuhr, so weicht dieses letztere in seiner Wortform nicht nur von dem dalmatischen Alltagsdialekte, sondern auch von der mit kyrillischen Lettern geschriebenen Kirchensprache etwas ab und muß nicht nur als ein besonderes Alphabet, sondern in gewissem Grade auch als ein besonderer slavischer Dialekt aufgefaßt werden. Das Alphabet hat hier von außenher auf die Sprache rückgewirkt, wie auf die Sitten und den Charakter eines Volksstammes etwa die Annahme eines fremden Nationalcostüms rückwirkt. — Mit Ausnahme der dalmatischen italienisirten Städte herrscht das gla-

gotische Alphabet als Kirchensprache fast bei allen slavischen Katholiken Dalmatiens, sowie auch bei einigen Gemeinden in Albanien, Bosnien und Kroatien. In diesen Ländern, den einzigen katholischen der Christenheit, findet man eine Menge lateinischer Priester, die kein sterbendes Wörtchen Lateinisch verstehen.

Auch das griechische Gotteshaus in Zara besah ich mir. Die griechische Gemeinde besteht hier nur aus vierhundert Seelen. Wie denn die griechische Kirche und Geistlichkeit unter der Republik Venedig, welcher Fr. Paolo viel Nebles von ihr prophezeit hatte, überall in sehr engen Schranken gehalten wurde, so wurde auch jenen Zaratinischen Griechen der Bau einer Kirche nur unter der Bedingung gestattet, daß sie in derselben auch einen Altar für die Katholiken errichteten und offen ließen. Natürlich war ihnen dieß eine sehr drückende Bedingung, die sie gleichwohl erfüllen mußten. Als im Anfange dieses Jahrhunderts die Franzosen das Land eine Zeit lang beherrschten, erlaubten sie den Griechen, jenen katholischen Altar aus ihrer Kirche zu entfernen, wie denn die Franzosen überhaupt die griechische Kirche von ihren venetianischen Banden und Ketten befreiten, daher sie auch noch heutiges Tages einige Sympathie unter den dankbaren Griechen finden.

Der unirten Griechen giebt es in Zara sowie überhaupt in ganz Dalmatien noch weniger. Doch sah ich in der Simeonskirche für sie einen Altar errichtet, wo, wie man mir sagte, die Messe nach griechisch uniretem Ritus gelesen wird (*ove si legge in rito Greco unito*). Auch dieser Altar steht in einer ganz katholischen Kirche, obgleich er einer anderen Confession angehört.

Die Alterthümer.

Die letzte Kirche, welche ich in Zara sah, war die des San Donato. Sie gehört schon halb oder ganz in die Kategorie der römischen Alterthümer der Stadt, und obwohl man jetzt ein von Fremden beinahe nie besuchtes Magazin daraus gemacht hat, so ist sie doch eins der merkwürdigsten Gebäuden von Zara. — Es war ein heidnischer Tempel, der erst zu einer christlichen Kirche und dann zu einem Magazin umgewandelt wurde. Man hat mehre Stagen und Waarenböden darin angebracht, und die schönen Säulen und ihre zierlich gearbeiteten corinthischen Capitälcr blicken überall durch das an ihnen befestigte Holzgebälke und Breterwerk durch. Mich erinnerte diese Donatuskirche etwas an die des heiligen Doimo in Spalato. Nach Farlati (einem Schriftsteller, der ein großes, sehr bekanntes Buch über die kirchlichen Angelegenheiten Dalmatiens geschrieben hat) befindet sich in der Donatuskirche eine Inschrift, die besagt, daß eine gewisse „Apuleja Quinta, Tochter des Marcus,“ diesen Tempel der Juno geweiht habe.

Es giebt aber auch sonst manche interessante Ueberreste aus dem römischen Alterthume in dieser Stadt. Die Substructionen der Cisternen und das Aquäduet erwähnte ich schon. Am ersten fallen aber jedem Besucher die beiden großen antiken Säulen auf, die jetzt auf zwei verschiedenen öffentlichen Plätzen stehen, die eine auf dem Krautmarke, die andere in der Nähe des Regierungspalastes. Sie sind sowohl dem Augenschein als der

Tradition zufolge Römerarbeit. Die auf dem Krautmarkt (piazza delle erbe) ist die größere. Sie besteht aus drei großen Marmorblöcken, einem Knause und Piedestale. Alle Ecken sind sehr abgerundet, ausgebrochen und abgewaschen. Man sagt, daß diese Säule ursprünglich einem Tempel der Livia Augusta angehört habe. Die Venetianer haben sie als Träger ihres Marcusgenius benutzt. Oben haben sie einen Block angebracht und darauf ihren Löwen gesetzt, dessen Physiognomie aber jetzt noch mehr verwaschen ist als die Säule selbst. Weiter unterhalb hängt ein in Stein ausgehauenes Wappenschild. An der einen Seite der Säule ist ein eisernes Stuit oder Futteral angebracht, um an Markttagen eine Fahne hineinzustecken, auf der anderen aber eine dicke Kette mit Halseisen, an dem die Venetianer arme Sünder zur Schau ausstellten. — Also diente dieser schöne antike Marmorpilaster auch als Schandpfahl. Man könnte ein ganzes Buch über die verschiedenen Arten schreiben, wie man im Mittelalter die ehrwürdigen Reste des Alterthums gemißbraucht und zum Aerger der Antiquare herabgewürdigt hat. Dieß Ausstellen am Halseisen hat in Zara, glaube ich, jetzt aufgehört, leider aber noch nicht das Herumwandeln der mit Ketten beladenen Sträflinge in den Straßen. Wie in den ungarischen Städten hört man sie hier überall mit ihren schweren Ketten klirren, da man sie zur Reinigung der Straßen und zu anderen öffentlichen Arbeiten benutzt. Dieß ist eine schwere Strafe für das Publicum und für jeden Unschuldigen, der nun mit diesen Sträflingen auf denselben Trottoirs wandeln und die

melancholische Kettenmusik mit anhören muß. Man hat in neuerer Zeit viel gegen die öffentlichen Hinrichtungen gesprochen, wodurch das Zartgefühl verletzt und das Publicum demoralisirt würde. Dieselben Gründe lassen sich gegen dieses alltägliche Kettengeklirre anführen.

Eine der interessantesten Antiquitäten in Zara ist das Stück eines Triumphbogens, das jetzt das Hafenthor (porta marina) der Stadt bildet und einer langen Inschrift zufolge von einer reichen römischen Dame, Melia Aniana, ihrem Gemahl, Lepidius Bassus, gesetzt wurde. Wie fast alle die dalmatischen Städte, so hat auch Zara zwei Hauptthore, ein Seethor (Porta marina) und ein Festlandthor (Porta terrafirma). Dieses letztere ist hier in Zara, eben so wie auch anderswo, das am meisten geschmückte und größte. (Ich bemerkte schon bei dem Diocletianischen Palaste in Spalato etwas Aehnliches). Der große Baumeister Sammichele hat es im Jahre 1543 gebaut, als ein gewisser „Diedus“ in der Stadt Zara Comes und „Michael Salomon“ Praefectus war. Es ist das schönste Stadthor in ganz Dalmatien. Ich betrachtete es häufig und gern und las die alte venetianische Phrase, die so deutlich darüber ausgehauen steht, als ob sie noch immer eine Bedeutung hätte: „Pax tibi Marce Evangelista meus“ (Friede sei mit dir, Marcus, du mein guter Botschafter!). Ja Friede hat er nun allerdings, der Marcus, — den ewigen! — Mitten über dem Thore soll Sammichele ein äußerst zierliches Wächterhäuschen aus Stein gebaut haben. Dieses fehlt jetzt. Sonst aber ist das Ganze noch sehr vollständig.

Man schafft noch jetzt häufig Alterthümer aus dem

Boden von Zara heraus, wo man ihn nur umwendet. So zeigte man mir verschiedene kürzlich entdeckte Inschriften und sehr interessante Trümmer, darunter eine Säule und einen Herculeskopf, die man bei Gelegenheit eines Straßendurchbruchs in der Gegend der Piazza delle erbe ausgegraben und über einem der Eingänge zu diesem Plaze eingemauert hatte. Uebrigens sollen dergleichen Ausgrabungen bei der Stadt Nona, die einige Meilen im Norden von Zara liegt, noch viel lohnender sein. Einige meinen daher, daß Nona zur Zeit der Römer bedeutender gewesen sei als Tadera. Vielleicht rührt aber sein größerer Reichthum an Antiquitäten auch nur daher, daß dieser Ort später unbedeutender wurde, während in Zara, welches stets volkreich blieb, die Alterthümer mehr verbaut und verbraucht wurden. Auch in dem von einem Wohlthäter Zaras, dem General von Welden, angelegten Garten der Stadt sind noch verschiedene Alterthümer aufgestellt.

Es giebt hier ein kleines städtisches Museum, das eine sehr wohlgeordnete Sammlung antiker Münzen und mehrere Naturmerkwürdigkeiten enthält. Unter diesen letzteren interessirte mich ein Proteus aus der Höhle der Cetinnaquelle, als ein Beweis der Verbreitung dieses Thieres in Dalmatien, so wie einige Industrie-Producte des Landes, z. B. Flechtarbeiten und Rigen aus den Fasern der Aloe, die sehr fest und stark sind, und Gewebe (Handschuhe) aus dem Barte einer Muschel, die in Spalato gemacht worden waren und die man den bekannten Neapolitanischen Geweben dieser Art nachgeahmt hatte. Ich habe mir eine Paar solcher Muschelbarthandschuhe

gekauft, aber keine guten Qualitäten an ihnen entdecken können. Dieser Industriezweig wird sicher das Land nicht blühend machen.

Außer der Münzsammlung auf dem Stadtmuseum sah ich noch die eines Privatmannes, des Dr. Lanza, eines vorzüglichen Kenners und Freundes der Alterthümer seines Vaterlandes, und recapitulirte hier, von seiner Güte unterstützt, noch einmal die Figuren der alten griechischen Ziegen von Lissa, der Delphine von Brindisi, der Weinstöcke von Pharos u. s. w.

Die merkwürdigste Sammlung von Kunstgegenständen und Alterthümern enthält aber die der sogenannten Casa Pellegrini. Es ist die größte Sammlung ihrer Art in Dalmatien. Sie wurde im vorigen Jahrhundert von einem Kunstfreunde mit großem Fleiße angelegt, ist aber jetzt durch Erbschaft in andere Hände gekommen. Glücklicherweise lernte ich die jetzigen Eigenthümer nicht kennen, die ein sehr geringes Interesse für Alterthum und Kunst zu haben scheinen. Denn die interessanten Dinge, die sie besitzen, hätte kein Völkerwanderer, der etwa eine römische Stadt ausraubte, rücksichtsloser in Löchern, Winkeln und Kustkammern durcheinander werfen können. Ich begreife nicht, wie so etwas in einer italienischen oder italienisirten (d. h. doch wohl civilisirten) Stadt möglich ist. Ich respectire allerdings das Recht des Eigenthums bis zu einem gewissen möglichst hohen Grade. Aber in einem Falle wie dieser sollte Expropriation erzwungen werden. Die meisten Alterthümer der Casa Pellegrini stammen aus Nona (dem Aenona der Römer) her, viele aber auch von den dalmatischen Inseln (z. B. von Lissa, Pharos und anderen). In

dem kleinen Gehöfte des Hauses steht eine ehrwürdige Versammlung von römischen Bildsäulen und Kaiserstatuen, auch Götterbildern, worunter ein Bacchus aus Marmor, der mir die Pretiose der Sammlung zu sein schien. Dieser Bacchuskopf ist groß, sehr schön, der Ausdruck des Gesichts äußerst lieblich, milde und sanft. Sogar die barbarischen Morlachen vom Gebirge, unter denen die Casa Pellegrini nicht unbekannt ist, verlangen hier häufig Einlaß und wandern andächtig zwischen den alten Bildwerken herum. Freilich bleiben sie, was ich schon oben gelegentlich sagte, mit gefalteten Händen in der Regel nur vor einer sehr grotesken, plumpen und herculischen Statue stehen und flüstern sich ins Ohr, das sei ihr Held Marco Kraljewitsch. — Inschriften sind eine Menge in den Wänden und in den Corridoren des Gehöftes eingemauert. Wenn wir wenigstens nur eine genaue Copie dieser Inschriften und einen Katalog der ganzen Sammlung hätten. Allein auch dafür ist nicht gesorgt*). Ein Gelehrter soll sich angeboten haben, ein vollständiges Verzeichniß derselben anzufertigen. Allein die Pellegrinischen Erben haben dieß von der Hand gewiesen. In einigen kleinen hinteren Räumen ist eine ganze Polsterkammer voll mit Cinque-Cento-Sachen, Gutes und Mittelmäßiges durcheinander. Gemälde, Holz- und Elfenbein-Schnitz-

*) Der ehemalige preußische Generalconsul in der Walachei, Herr J. F. Reigebauer, hat einige jener Inschriften copirt und in seinem soeben erschienenen Werke über die Südslaven, publicirt. In diesem interessanten Werke, das ich aber zu spät erhielt, um es bei meiner Reiseschilderung benutzen zu können, findet man auch noch nähere Nachweise über die Alterthümer des Casa Pellegrini.

werke, Metall- und Glaswaaren, auch schöne römische Gläser, alles in Staub und Spinnengewebe verkommand und häufig von Mäusen und Ragen besucht, die durch die nicht immer geschlossenen Fenster aus- und ein-spazieren. — Das österreichische Gouvernement, namentlich der Kaiser Franz, soll den Besitzern schon einmal sehr vortheilhafte Anträge gemacht haben über einen Ankauf, d. h. über die Errettung dieser Gegenstände aus dem Verderben. Aber sie haben auch diese Anträge nicht angenommen. Sie spannen ihre Forderung gar zu hoch. Und doch behandeln sie diese seltenen Dinge mit weit größerer Fahrlässigkeit, als jeder kleine Kaufmann und Krämer seine Töpferwaaren, seine Mandeln und Rosinen, oder seine Schwefelhölzchen! Und doch wachsen diese Dinge keineswegs alljährlich nach wie die Pomeranzen, Citronen und Schwefelhölzchen!

Der Palast der alten venetianischen Proveditoren.

Zu den für einen Historiker und Geographen interessantesten Dingen gehören in Zara die, welche in den unteren Räumen des Gouvernementspalastes bewahrt werden. Dieser Palast war die Residenz der alten venetianischen General-Proveditoren von ganz Dalmatien, die hier eine Art Hof, wie Fürsten, hielten und sich mit dem Pomp orientalischer Satrapen umgaben. Es war einer der einträglichsten, ehrenvollsten und von den venetianischen Nobili am meisten ambitionirten Proconsulposten der Republik. Gewöhnlich blieben die Proveditoren drei Jahre hier und wurden dann meistens als Proconsuln nach der Levante versetzt, die ihnen freilich — wenigstens zu einer

gewissen Periode — noch mehr Ansehen und Glanz gab als Dalmatien.

Unter den merkwürdigen Dingen, welche man die Güte hatte mich hier anschauen zu lassen, war erstlich das Archiv und zweitens die große Charte von Dalmatien, welche dort ausgearbeitet wird. Die letztere ist ein wahres Wunderwerk von Reichthum und Genauigkeit, und hätte ich von dieser Charte, deren zahlreiche Abtheilungen in mehren großen schönen Räumen aufgestellt sind, einen Abklatsch mit nach Hause nehmen können, so hätte ich davon mehr Erkenntniß Dalmatiens sammeln und ablesen mögen, als sonst aus irgend einem anderen Werke. Sie enthält das vollständigste Bild des ganzen Landes. Es ist sogar jeder Weingarten und jede Olivenpflanzung darauf verzeichnet. Sie wurde im Jahre 1824 begonnen, ist aber noch nicht ganz vollendet. Das Original wird hier natürlich deponirt bleiben. Aus ihm wird aber die Vervollständigung der österreichischen Generalstabs-Charte der ganzen Monarchie, die Dalmatien bis jetzt noch nicht umfaßt, hervorgehen, sowie sie auch die Quelle vieler anderen bald zu hoffenden näheren Kenntniß des Landes sein wird.

Das Archiv theilt sich in ein altes und ein neues. In dem alten sah ich noch das Document über die letzte und schließliche Ergebung Zara's an die Republik Venedig. Doch sind hier wie auch in Ragusa päpstliche Bullen die allerältesten Documente, welche man besitzt. Auch finden sich hier noch ganze Massen von Briefen und Correspondenzen zwischen den Dragomans der venetianischen Republik mit den serbischen Herzögen, Königen und Banen und den späteren türkischen

Paschas von Serbien, Bosnien, der Herzegowina und Albanien. Wer Zeit hätte, diese Documente alle zu lesen, zu sichten und den Stoff in seinem Kopfe zu verarbeiten und zu comprimiren, der möchte im Stande sein, viel schöne Kenntniß der Geschichte dieser Länder an's Tageslicht zu stellen.

Das neue Archiv ist abgetheilt in die Documente

- 1) aus der Periode der ersten österreichischen Herrschaft in Dalmatien von 1797 bis 1806,
- 2) aus der Periode des italienischen Königreichs von 1806 bis 1810,
- 3) aus der Periode des französisch-italienischen Königreichs von 1810 bis 1813,
- 4) aus der jetzt noch laufenden Periode der zweiten österreichischen Herrschaft von 1813 bis 1851.

Diese letzteren Documente sind wie alle vorigen meistens in italienischer Sprache geschrieben, doch giebt es auch einige deutsche Schriften darunter. Denn zwar ist die officiële Sprache, in welcher selbst die obersten Behörden Dalmatiens mit Wien correspondiren, die italienische; allein für gewisse Branchen dieser Correspondenz von Zara nach Wien hat man die deutsche Sprache eingeführt.

Vermischtes.

Ich habe mit dem größten Vortheile für mich einige Schulen von Zara besucht, sowie ich auch keine Werkstatt und keinen Kramladen dieser Stadt beachtete, ohne einige Kenntniß für das Land und Volk daselbst zu gewinnen, was ich nur deswegen bemerke, um auch andere Reisende zu veranlassen, dasselbe zu thun und sich solche Gelegenheiten nicht entschlüpfen zu lassen. —

Es ist mir zwar, ohne weittläufig zu werden, nicht möglich, hier alle die verschiedenen Besuche, die ich machte, zu schildern; aber von jeder Gattung meiner flüchtigen Aufzeichnungen will ich doch beispielsweise noch Eines oder das Andere hinzufügen; Andere werden auf demselben Wege weiter spüren.

In einer Gesellschaft hier in Zara trank ich eine Sorte ganz vortrefflichen Bocca-Weines, von dem ich in der Bocca selbst nichts erfahren hatte. Wie viel mag außerhalb der Weingärten auch sonst noch in der Bocca zu finden sein, wovon ich dort gar nichts vernahm!

Aus einem Kaufladen vernahm ich bei einem Spaziergange ein Glockengeläute, wie das der schweizerischen Alpenkühe. Ich ging hinein und fand einen Morlachen, der sich eben wirklich eine solche Kuhglocke einkaufte, um sie, wie er mir sagte, seiner Hauptkuh anzuhängen, damit sie die übrigen führe und leite. — Die Leute bekommen hier seit einiger Zeit diese Glocken von Triest, und dieselben verbreiten sich nun auch in den dinarischen Alpen, in Bosnien und der Herzegowina. Ich fand bei meinem Kaufmann ganze Haufen solcher deutscher Kuhglocken vorrätig.

Der üble Geruch in den Straßen Zaras und überhaupt wohl aller dalmatischen Städte wird recht unheimlich beim Scirocco; die Bora hingegen reinigt die Luft und nimmt den Dunst aus den Städten.

In meinem Wirthshause machte es mir Vergnügen, zu sehen, wie die Dalmatier auf ihren Küchenzetteln die Namen der deutschen und englischen Gerichte italienisiren. „Stral“ oder „Strullo“ erschien hier statt „Strudl“, „Bistek“ statt „Beefstakes“, „Buddino“ statt „Bud-

ding.“ — An den Wänden meiner Küche hingen alle Morgen verschiedene Fische, Meeresungethüme, wie ich sie noch nie gesehen hatte; einmal ein großer „Dental“ mit einem furchtbar dicken Kopf, ein anderes Mal ein „Barbone“, den ich auch gebraten auf die Tafel bekam. Mein Locanda-
besitzer und Koch war aus der Stadt Adria gebürtig, was mich sehr interessirte, weil ich diese alte Stadt, die dem adriatischen Meere den Namen gegeben hat, aber jetzt 25 Miglien von der Meeresküste entfernt liegt, nie gesehen habe. Auch diese Stadt ist jetzt wie Aquileja, wie Venedig, wie Triest, wie alle dieses Meer, dessen Herrschaft Oestreich aus sehr vielfachen Titeln in Anspruch nimmt, einst beherrschenden Städte, östreichisch.

Die kleinen Straßenjungen in Zara singen italienische Lieder ganz in der Art und Weise und ganz in dem Tacte unserer italienischen Soldaten auf dem Dampfschiffe.

Mit dem Deutschlernen ist es hier nicht weit her. Es ist zwar seit langen Jahren ein Professor der deutschen Sprache in Zara angestellt, er hat aber keine Schüler.

Die Namen der Bürger der Stadt sind zur Hälfte italienisch, zur Hälfte slavisch, z. B. ein Uglesitch und ein Bevilacqua, ein Stancich und ein Fabri, ein Negovetich und ein Dellavia. Einige Familiennamen schienen mir aus italienischen und slavischen Elementen zusammengeflossen zu sein. Ist dieß nicht z. B. bei dem Namen Ciglianovich der Fall? oder bei diesem: Giovanni Kreglianovich Albinoni? Selten erscheinen einmal deutsche Namen, z. B. Zelger, Boetner, Kadmann, oder magyarische, z. B. Nagy.

Von Journalen gab es in Zara 1850 zwei: *Il Osservatore Dalmato* und dann *la Gazzetta di Zara*. Es sind

zugleich, wenigstens jetzt (1850), die beiden einzigen Blätter in Dalmatien. Beide sind der Hauptsache nach in italienischer Sprache geschrieben, doch enthält das erstere auch Manches in illyrischer Sprache. Der Osservatore Dalmato ist Regierungsblatt, enthält außer den gewöhnlichen politischen Nachrichten auch geschichtliche Entwicklungen und belehrende Aufsätze für's Volk. Die Gazzetta di Zara ist Oppositionsblatt. Es war eben jetzt vom Feldmarschall Radetzky für Italien verboten, obgleich es in Dalmatien noch fort erschien*). Ein ausschließlich slavisches Blatt giebt es in Dalmatien jetzt nicht.

Eine ganz vortreffliche und wohl versehene Buchhandlung lernte ich in Zara in der von Battara kennen. — Man kann sich hier mit einer Menge literarischer Hülfsmittel über das Land versehen, die man anderswo, z. B. in Wien oder sogar schon in Triest, vergebens sucht.

Von der schulpflichtigen Jugend von Zara gehen 30 Procent wirklich in die Schule. Auf dem Lande ist aber das Verhältniß noch viel ungünstiger. Dorfschulen giebt es dort noch jetzt fast nirgends. Die Venetianer, die überhaupt in Dalmatien für Schulen gar nichts thaten, die nicht einmal die Begründung einer Druckerei in Dalmatien gestatteten, ignorirten das slavische oder, wie sie oft sagten, „scythische“ Element beinahe völlig. Nur die städtische Jugend wurde unterrichtet und erzogen, und auch diese nur dürftig und vermittelt der italienischen Sprache. Für die Bildung des slavischen Elements,

*) Ich habe gehört, daß es seitdem ganz unterdrückt ist.

obwohl dieses in Dalmatien beinahe zehnmal so stark ist, als das italienische, geschah gar nichts. In ganz Dalmatien besteht noch heutzutage keine einzige slavische Volksschule. Es wurden zwar in den letzten Decennien mehre Dorffschulen angelegt. Jedoch stellte man in ihnen meistens Lehrer an, die der Volkssprache ganz unfundig waren, und in denen man dem illyrischen Bauer hauptsächlich italienische Sprache beibringen wollte. Zum Glück sind seitdem mehre dieser Schulen wieder eingegangen. Seit einiger Zeit hat man jedoch für italienische Schulbücher gesorgt, welche eine illyrische Uebersetzung zur Seite haben. Der nautische Unterricht — für die seefahrenden Dalmatier so wichtig — war bis auf die neuesten Zeiten herab ganz den Bemühungen von Privaten überlassen. Einige nautische Privatlehrer hatten sich in Zara, Spalato und Sebenico etablirt. Seit einiger Zeit aber hat man Seiten der österreichischen Regierung der Normal-Schule der Stadt Zara (Imp. Regia Scuola Normale Capitale di Zara) eine nautische Schule (Scuola nautica) beigelegt, in welcher Mathematik und Nautik in italienischer Sprache vorgetragen werden.

Mit der Türkei hängt Zara über Anin und den Paß Grab zusammen. Von daher kommen die türkischen Waaren zur Stadt. Unter anderen kommt von daher auch einiges kleines schwarzes Vieh. Die Kroaten aber kommen vom Belebitch mit Grünzeug herunter.

„Rascia“ heißt das grobe Tuch, das die Leute sich hier überall selbst machen. Man findet es in der Regel nicht bei den Kaufleuten. Dagegen sind diese meistens mit dem „Scarlato“ versorgt, das so viel bei dem Na-

tionalcostüme der Dalmatier verbraucht wird. Ehemals bekamen sie fast alles Scarlato aus Venedig, jetzt beziehen sie es auch aus Deutschland (Kärnthen). Manche sagten mir, das venetianische sei beliebter, weil es besser Farbe hielte, besonders im Seewasser. Andere aber meinten, es wäre dieß nur ein Vorurtheil und könne höchstens von den gemeinen Gattungen gelten. Die besseren Sorten des Scarlato würden alle im deutschen Reich gemacht. Außerdem aber ginge viel deutsches Farbrat unter fremdem, italienischem und englischem, Namen in den Orient.

Bei den Goldschmieden in Zara, deren Läden kein wißbegieriger Reisender unbesucht lassen sollte, fand ich allerlei interessante Dinge, namentlich viele alte Münzen, von denen man, wenn man Glück hat, manches gute Stück hier aufkaufen kann*). Auch sah ich hier eine eigenthümliche Operation. Diese Goldschmiede von Zara gebrauchen nämlich die bekannten kleinen schneeweißen, etwas härthchen und kalkartigen Schilder, die der Tintenfisch hat, um darin Figuren auszuschnelden und allerlei Metallgüsse in ihnen wie in Thon oder Gyps zu bewerkstelligen.

Am letzten Abende meiner Anwesenheit in Zara,

*) Die Morlachen schreiben den alten Münzen und Medaillen eine gewisse Zauberkrast zu. Dieß ist ein uralter Aberglanbe. Schon der heilige Hieronymus kämpfte gegen den Aberglauben, den die ersten Christen namentlich den Münzen des Augustus beilegten. Jetzt sollen unter den Morlachen die Münzen und Medaillen der St. Helena sehr berühmt und besonders wirksam gegen Epilepsie sein. Sie kaufen aber unter dem Namen der Helena-Münzen überhaupt viele alte Münzen.

als wir eben, von einem Spaziergange heimkehrend, durch die schöne Porta terraferma von Sammichele wieder in die Stadt eintraten, sagte mein Begleiter: „Sehen Sie doch, wie schön die Sterne blicken!“ Ich blickte auf, und in der That der ganze Himmel leuchtete in überschwänglicher Pracht von zahllosen brillanten Welten über uns. Lieber Gott, welche unbegreifliche Fülle! Und wie mag man in steter Gegenwart solcher mächtigen Zeugen der Allmacht des Schöpfers noch so kleinen Dingen in Dalmatien nachjagen. Ich hatte über Dalmatien und seine Angelegenheiten die ganze übrige Welt schon seit Wochen vergessen, und als mein Freund mir den Kopf zum Himmel aufrichtete, wunderte ich mich über die Glorie fast wie ein Neugeborener. — Es war gut, daß ich eben mit Dalmatien zu Ende war, denn sonst hätten mir meine höchst irdischen Beschäftigungen wohl etwas verleidet werden können.

22.

Seefahrt von Zara nach Triest.

Am anderen Morgen bei Zeiten nahm uns der Lloyd-Dampfer wieder für Triest an Bord. Wir fanden unseren alten Capitän, unsere grotesken illyrischen Rostromini, unseren kleinen Mozzo wieder, leider aber auch den stürmischen Scirocco, der die See zu schäumen den Wellen aufhob. Viele Zaratiner, Herren und Damen, Kinder und Volk, begleiteten ihre mit uns reisenden Freunde und Verwandte an Bord und

liefen auch noch, Hände und Tücher schwenkend, so weit, als sie konnten, längs des Quais mit, an dem unser Dampfer, sich in Bewegung setzend, vorüberruderte, und dessen Spitze uns nun sehr bald im Rücken blieb.

Das Meer war wild, und wir tanzten bald an Ugljan, Rivagn, Sestrugn, Meleda und anderen Wüsten oder doch Beinahe-Wüsten — ich gebe zu, daß auf jeder Insel einige Hundert armer Scoglianer gegen dieß „Wüste“ protestiren mögen, — vorüber. — Glücklicherweise fand ich hinter dem Mastbaum ein großes Kabeltau im Kreise der Art zusammengelegt, daß in der Mitte ein bequemes und tiefes Loch blieb, wie in einem Vogelneste. Hier setzte ich mich hinein und las den ganzen Tag über in einem geschichtlichen Werke über Dalmatien. Ich saß darin ganz prächtig, und lernte da recht deutlich kennen, wie richtig die Vögel für ihre Nester in den schaukelnden Zweigen die Halbfugelform wählen. Denn das Schiff mochte sich und mich herumwerfen, wie es wollte, ich kam in meiner Rundung immer recht zu sitzen und ließ mich in meiner Lectüre nicht stören, — außer zuweilen um einmal nach einem Haufen lebendiger Steinhühner zu sehen, die in einem Hühnerbauer nicht weit von mir steckten und sich entsetzlich ängstlich gebärdeten. Es waren ihrer 20 mit lauter rothen Schnäbeln, rothen Füßen und rothen Augen und mit der eleganten Federfärbung, die jenen Thieren in ganz Dalmatien bis nach Griechenland hinab eigen ist. Die Morlachen wissen diese Vögel, die in ihren Steingebirgen zwischen den Felsklüften und Spalten so häufig ihre Nester haben, lebendig zu fangen. Dieß machen sie so: Sie nehmen einen tiefen Korb oder Kasten, graben ihn in die Erde oder stecken

ihn in eine Felsenspalte. Alsdann bereiten und ebenen sie einen kleinen Weg oder Canal zu diesem Korbe hin und streuen Gerstenkörner darauf, die sie vorher etwas gebrannt haben, damit die Vögel sie desto besser riechen. Die Steinhühner kommen nun, diese Körner auffressend, bis zum Rande des Korbes, der bedeckt ist. Als Fortsetzung des verführerischen Canals ist aber unter dem Deckel ein Loch und eine Klappe angebracht, die, wenn der Vogel, um den äußersten Leckerbissen wegzunehmen, sie betritt, auf der Stelle niedersinkt und das Thierchen in den Korb hinabfallen läßt. Diese Weise, das „Grivna“ — so nennen die Slaven das Steinhuhn, welches bei den Italienern „cotorno“ und bei unseren Naturforschern das „griechische Rebhuhn“*) heißt, — zu fangen, ist bei allen Morlachen, Montenegrinern, Albanesen und vermuthlich auch bei den Griechen gebräuchlich. — Die entsetzliche Dummheit und Wildheit dieser scheuen Thiere hielt mich auf der ganzen Reise in Erstaunen. Ihr Käfig war mit einem Wachstuche oder Segellappen bedeckt. Nur auf der einen Seite drang das Licht frei durch das Gitter. Hier drängten sie sich alle beständig herbei, trampelten unaufhörlich vor den hölzernen Stäben hin und her, wie von der gräulichsten Angst getrieben, und steckten zuweilen ihre Köpfe mit stieren rothen Augen durch die Zwischenräume. Auf das Futter, das ich ihnen hinstreute, um sie etwas zu beruhigen, achteten sie nicht im Geringsten. Auch schien jedes in seiner Angst egoistisch nur an sich selbst zu denken. Denn da alle zwanzig immer gleichzeitig in dem Käfig sich

*) Oder Tetrao Rufus.

hinüber- und herüberwarfen, wie eine schaukelnde Welle in einer bewegten Schale, so entstand jedesmal in der Ecke bei der Wendung ein Gedränge, und dabei wurden dann immer einige von den anderen niedergetreten. Diese konnten sich nur erst wieder erheben, nachdem alle rothen Beine und Krallen ihrer Freunde über sie wegspaziert waren und ihre bunte Federtoilette gehörig in dem Schmutze herumgezaust hatten. Ich habe nie einen Löwen sich so wild in seinem Gefängnisse benehmen sehen. Auch am anderen Tage, nachdem sie 24 Stunden gehungert und sich vergeblich abgemartert hatten, fand ich diese Thiere noch unbesänftigt. Einige von ihnen waren ganz matt getrampelt und fielen gleich unter die Füße ihrer Genossen, so wie der Tanz los ging. Dennoch aber ganz unbelehrt und durch die tausendfache Erfahrung nicht im Geringsten gewizigt, und obwohl hinten im Käfig Platz genug war, um sich zu verkriechen, machten sie sich doch sofort wieder auf die Beine und schlossen sich, um nach den Löchern! dem Lichte! der Freiheit! zu streben, die keins von ihnen erlangte, dem Haufen von Neuem an, der sie alsbald wieder ganz unbarmherzig niedertrat.

Die Morlachen und überhaupt die serbischen Slaven, deren Geschichte ich, wie gesagt, in meinem Ankertau-Neste las, haben auch genug von diesem überschwänglichen und wilden Naturtriebe zur Freiheit, und sie haben sich auch oft genug wund gerungen in ihren unaufhörlich wiederholten und so häufig vergeblichen Versuchen zur Selbständigkeit. Ich sage, die serbischen Slaven. Denn die Slaven kroatischen Stammes zeichnet der edle Freiheitstrieb, wie man allgemein in Dalmatien behauptet, nicht in so hohem Grade aus. Die Kroaten

auf den lange den Venetianern unterworfenen Inseln sind viel gelenksamer und unterwürfiger, haben auch nie dieses unaufhörliche Kampfffeuer gegen die Türken unterhalten, wie die Serben, die Morlachen, die Montenegriner 1c. Das slavische Element in der Republik Ragusa, in der Poglizza, bei den freien Montenegrinern ist serbisch. Der serbische Stamm, der später in Dalmatien einrückte als der kroatische, wurde dann auch erst später von den Venetianern unterjocht, von den Venetianern, die ihren Völkern in ihren Provinzen überall den Gehorsam so gut zu inoculiren wußten.

23.

Ruffin Piccolo.

Am Nachmittag lag die Insel Dsfero vor uns, und bald liefen wir in die schöne Bai ein, welche sich in der Mitte der langen Insel als rettender Hafen darbietet. Wie lieblich ist die Einfahrt in eine solche stille und allseitig geschützte Bai, wenn draußen im Quarnero die wilde Jagd des Scirocco und der schäumenden Wogen tobt. Die Bai ist länglich und ganz zwischen Gebirgsarmen versteckt, wie ein mit dem Meere in Verbindung gesetzter Binnensee. Man glaubt in ein mit Wasser gefülltes Gebirgsthal einzufahren. Sofort, als wir um die Ecke kamen, war das flüssige Element ruhig und glatt, und wie einen ohnmächtigen Feind, der nicht mehr schaden kann, sahen wir den Scirocco, dessen Flügel mit dunkeln Nebelmassen beladen waren, hoch über unseren

Häuptern hinwegbrausen. Der besagte Bufen wird daher auch von den Eingeborenen nicht Golf oder Bucht, sondern „Thal“ genannt, „das Thal des Augustus“ (la valle d'Augusto). Auch viele andere ähnliche Meeresbuchten heißen auf den dalmatischen Inseln „Thäler“, z. B. „Valle di Bescanuova“ bei der Insel Beglia, „Val-lone di Cherso“ bei der Insel Cherso, „Val di Stagno“ bei Ragusa, „Val di Gelsa“ auf Lessina u. — Das Augustus-Thal auf Dsero soll seinen Namen davon haben, weil einer Volkstradition zufolge einmal der Kaiser Augustus hier vor dem Sturme des Quarnero Rettung suchte und, wie man sagt, mit seiner Flotte überwinterte. Wenn ich auch zweifle, daß sich dieß historisch nachweisen läßt, so wäre es doch wenigstens sehr möglich gewesen, denn der Hafen dieses Thales ist ebenso geräumig, als tief und geschützt. Im äußersten Hintergrunde liegt die merkwürdige Stadt Lussin Piccolo, die sich in neuester Zeit durch ihre großartige Handels- und Schiffahrtsthätigkeit so bedeutend hervorgethan hat und jetzt mehr Schiffe besitzt als Ragusa, Spalato, Zara, oder als irgend ein anderer der dalmatischen Häfen, und deren Einwohner mit den Bochesen von Cattaro in weitgehenden Speculationen wetteifern oder sie darin schon übertreffen.

Ich hatte bereits viel von diesem Orte gehört, und da ich begierig war, ihn etwas näher in Augenschein zu nehmen, so stieg ich an's Land und fand in dem Pretore der Stadt einen äußerst gefälligen Mann, der mich als kundiger Begleiter überall hin führte, wohin ich verlangte. Nicht weit von Lussin Piccolo liegt Lussin Grande, auf der anderen Seite der Insel, eine Stunde

weit über den sie trennenden mittleren Gebirgsrücken von Osero hinüber. Dieses Lussin Grande hat von jeher viele Schiffer erzeugt und viel Schifffahrt getrieben. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, sagt der venetianische Schriftsteller Fortis, seien viele venetianische „Capitani di Vascelli“ von hierher gekommen. Wie aber Triest als adriatischer Haupthafen an die Stelle Venedigsgetreten ist, wie auch an den Bocche di Cattaro sich in neuerer Zeit das von uns genannte Dobrota in Verbindung mit Triest emporgeschwungen hat, das mit Venedig verbundene Perzagno aber etwas in den Hintergrund getreten, wie auch in dem von uns genannten Drebitsch auf Sabioncello ein neues Leben erwacht ist, und wie es überhaupt scheint, daß, wenn die Mittelpunkte eines großen Handelssystems sich verändern, ebenso alle Nebenpunkte leicht etwas verrückt werden, so ist denn in neuerer Zeit auch das kleine Lussino dem älteren großen über den Kopf gewachsen. Alte Gewohnheiten und Connerionen giebt der Handelsmann und Schifffahrer eben so schwer auf, und neue knüpft er eben so schwer an, wie der Mensch dieß überhaupt thut. Da von profitiren die Nachbarn, nehmen williger die sich darbietenden neuen Gelegenheiten an und werfen, mit der neuen aufgehenden Sonne emporsteigend, den alten Concurrenten zu Boden. Dieß ist wahrscheinlich die Geschichte mancher jener kleinen neu aufgetauchten Handelshäfen in den illyrischen Gewässern.

Die näheren Umstände, die zunächst zum raschen Aufblühen von Lussin piccolo Veranlassung gaben, erzählte man mir an Ort und Stelle so: Es hätte sich

ein Dottore Namens Bernardo Capponi*) am Ende des vorigen Jahrhunderts hier niedergelassen und angefangen, den Leuten in der Mathematik und Nautik Unterricht zu geben. Er wäre auch mit einem anderen unternehmenden Manne in Verbindung getreten, der den praktischen Schiffbau verstanden und angefangen habe, Schiffe zu bauen. Beide hätten nun durch unermüdeten Eifer zuerst das Feuer bei den Leuten angeblasen und die Speculationen in Mode gebracht, und diese hätten dann bald so um sich gegriffen, daß nicht nur alles frühere Leben von Lussin Grande auf der Ostseite nach Lussin Piccolo auf der Westseite hinübergezogen sei, sondern dieses auch überhaupt zu dem wichtigsten und lebensvollsten Orte der quarnerischen Inseln sich emporgeschwungen habe. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts hatte Lussin Piccolo kaum etwas mehr als tausend Einwohner, jetzt hat es so viele Häuser, die meistens neu sind, und darin eine Bevölkerung von etwa sechstausend Seelen. Damals beschäftigten sich die Einwohner mit etwas Fischfang und Gartenbau und standen auch wohl als Matrosen im Dienste der Capitäne von Lussin Grande. Jetzt haben sie es in Zeit von vierzig Jahren zu einer eigenen Flotte von 108 Schiffen „di lungo corso“ (großen Seeschiffen) gebracht, und bloß in diesen Schiffen haben sie ein Capital von drei Millionen Gulden stecken. Einzelne ihrer Bürger selbst

*) Diesen Capponi sah ich mehrfach als den Begründer der Lussinischen Handelsblüthe bezeichnet. Die Lussiner sollten ihm ein Monument errichten.

haben sich zu Millionären emporgeschwungen. Man legte mir ein officiellcs Document vor, worin alle jene 108 Schiffe bei Namen genannt und näher beschrieben waren. Nach der Zerstörung der Kauffahrerflotte der Raguser, welche dreihundert Segel di lungo corso betragen haben soll, ist noch keine Commune in Dalmatien wieder aufgetaucht, die es zu einer so großen eigenen Flotte gebracht hätte wie Lussin Piccolo.

Da die Lussinier, so zu sagen, auf einem nackten Felsen sitzen, der wenig producirt, und da sie auch hinter sich nur den stürmischen Quarnero voll Felseninseln haben, die der ihrigen ähnlich sind, die dem Auslande wenig geben können und von ihm wenig bedürfen, so ist bei ihren Speculationen natürlich nicht von einem Aus- und Einfuhrhandel von Waaren die Rede. Für den inneren Verkehr und Waarenaustausch der quarnerischen Inseln ist die Stadt Cherso auf der Insel gleiches Namens der Hauptmarkt, wo sich der kleine Handel mit Holz, Wolle, Del, Wein, Getreide, Vieh u. s. w., den diese Inseln betreiben, concentrirt, und für den Handel der Inseln mit dem kroatisch-ungarischen Festlande, sowie für die Verführung der Producte und Bedürfnisse dieses Festlandes ist das in der innersten Spitze des Quarnero liegende Fiume der Hauptpunkt.

Lussin Piccolo, das, so zu sagen, auf dem äußersten Felsenende des quarnerischen Gebiets liegt, hat mit diesen Verkehrsbewegungen nichts zu thun. Die Lussinier, an deren Inselende die große Heerstraße des adriatischen Meeres vorüberstreift, sind bloße Frachtfahrer, etwa wie die Bewohner der Dörfer auf dem Karst, an deren Häusern die große Triestiner Chaussee vorüberführt. — Sie betreiben jedoch

diese Seefrachtfahrt im großartigsten Maßstabe und dienen damit hauptsächlich als Führer und Eigenthümer von Fahrzeugen dem Triestiner Handel. Da sie aber als Fuhrleute sehr glücklich gewesen sind und manche unter ihnen, wie gesagt, große Capitalien angehäuft haben, so haben sie dann allerdings diese Capitalien selbst wieder in den Handel gesteckt und sowohl auf ihrer Insel als auch in Triest bedeutende Kaufmannshäuser etablirt — (mehrere der größeren Häuser in Triest stammen aus Lussin Piccolo) — und betreiben von ihrem Wohnorte aus Speculationen aller Art, sehr entlegene Weltenden unter einander verbindend. Ihre Marine und ihre ganze Geschäftsthätigkeit ist demnach in hohem Grade der der Bocchesen und der ehemaligen Raguser ähnlich, deren Flotte ebenfalls nur zum geringsten Theile mit der Ausfuhr der Producte des Landes beschäftigt war, vielmehr den Spaniern, den Neapolitanern, im Oriente, in Amerika, auf allen Meeren zur Vermittelung und als Frachter diente. — Es ist wahrscheinlich, daß schon seit den ältesten Zeiten auf diesen dalmatischen und namentlich auf diesen quarnerischen Inseln, in diesen liburnischen Gewässern, die auch unter den Römern ihrer geschickten Schiffer, ihrer guten Schiffe und ihrer trefflichen Dienste wegen, die sie als Seefuhrleute leisteten, berühmt waren, schon viele solche Lussin-Piccolos aufgetaucht sind, eine Zeit lang blühten und dann vom Schauplaze wieder abgetreten sind; denn wenn die Mythe von den Colchiern und Argonauten, die sich hier auf den quarnerischen Inseln festsetzten, mit Flotten kämpften und auf den Schiffen und auf dem Meere mit einander wetteiferten, einen historischen Sinn haben soll, so deutet sie

doch wohl vor allen Dingen auf eine schon in uralter Zeit blühende Schifffahrt dieser Leute hin. — Ihre alten Städte Apſorroſ, Krepsa u. ſ. w. mögen dem Handel der Stadt Adria auf ähnliche Weiſe mit ihren liburniſchen Schiffen gedient haben, wie ſie ſpäter Aquileja und Ravenna und dann Venedig damit dienten, und wie Luſſin Piccolo jetzt den Trieſtern dient. — Die neue Blüthe dieſes Pflanzortes iſt daher wohl nur als ein Reis zu betrachten, das aus einer alten Wurzel emportreibt.

Wir beſahen die Schiffswerften der Stadt, die deren zwei hat, und fanden hier mehre Schiffe in Bau, unter ihnen eines von 12000 Staja (500 Tonnen). Das Holz zu dieſen Schiffen kommt meiſtens aus Iſtrien. Die Leute müſſen es theuer bezahlen, aber dafür läßt ſich auch etwas mit ſolchem behauen, getheerten und bewimpelten Holze verdienen. Während der großen Getreidebewegung des Jahres 1847 waren die Luſſiner in der Adria, im „Marnero“ (ſchwarzen Meere) ſo thätig, daß ſie in dieſem Jahre allein für zwei Millionen Gulden an Fracht verdient haben ſollen. Ich hörte hier im „Quarnero“ ſo viel vom „Marnero“ ſprechen, daß es mir ſchien, als ob beide noch wie zu den Zeiten der Argonauten durch einen ſchiffbaren Flußcanal mit einander zuſammenhängen. Gewiß haben ſchon damals die Handelsſpeculationen auf beiden Meerestheilen an der Wurzel der griechiſch=ſlaviſchen Halbinſel auf ähnliche Weiſe zuſammengehangen, wie dieß jetzt der Fall iſt.

Die Bewohner von Luſſin, ſowie aller quarneriſchen Inſeln überhaupt ſind Slaven und ihre häuſlichen Sitten, ſowie die der Raguſer, dem Weſen nach ganz ſlaviſch.

Alle Familiennamen, die ich hier hörte und in den Verzeichnissen der Schiffseigenthümer sah, waren slavisch, lauter Vidulitsch, Vidovitsch und andere „litsch“ und „witsch.“ Dabei sind sie aber in Bezug auf die Sprache alle doppelzünftig; sie sprechen und verstehen nämlich außer dem Slavischen auch das Italienische, welches letztere ihre Geschäfts- und höhere Conversationsprache ist. Ich möchte sagen, die Mutter repräsentirt das slavische, der Vater das italienische Element, wie dieß auch in Ragusa der Fall war, wo einmal durch ein Senats-Consult den Frauen verboten wurde, Italienisch zu sprechen. Alle häuslichen Einrichtungen und Sitten sind dem Wesen nach slavisch, sowie sie auch in ihrer Familie immer slavisch (kroatisch) mit einander reden.

Man hatte die Güte, mich in eins dieser Häuser einzuführen, wo uns die Frauen sehr freundlich aufnahmen. Ich sage die Frauen, denn die Männer waren entweder todt oder nicht zu Hause, wie dieß hier gewöhnlich der Fall ist. Der Begründer dieses Hauses hatte, wie mir seine Wittve erzählte, als „Marinero“ (Matrose) begonnen, sich als solcher, genügsam lebend, etwas zusammengespart und dann ein „Trabacolo“ (kleines Küstenfahrzeug) gekauft. Darauf hatte er sie, seine Frau, geheirathet, sehr glückliche kleine Speculationen gemacht und sich eine Brigg von 3000 Staja (venetianischen Mezen = 4500 Wiener Mezen) angeschafft und war endlich zu einer Brigg von 6000 Mezen gelangt. Aus diesem Schiffe, mit dem er bis an sein Lebensende vom „Quarnero“ zum „Marnero“ und vom „Marnero“ zum „Archipelago“ fuhr, war denn das Haus in Lussin Piccolo hervorgegangen, zuerst klein angelegt und mit Hilfe einiger von

Anderen aufgenommenener Capitalien, später weiter ausgebaut und seiner Schulden entlastet. Das Schiff, die „Brig Austriaco Maria“, diese ihr Glück begründende Argo, hatten sie portrairt und in aller Pracht ihrer Segel und Wimpel in ihrem Gesellschaftszimmer unter Glas und Rahmen aufgehängt. Diese Familiengeschichte ist in nuce die Geschichte von ganz Lussin Piccolo und von den Einwohnern vieler kleiner dalmatischer Handelsorte. Alle diese Marineros legen alsbald ihre Ersparnisse in einem kleinen Hause an, das sie auf ihren heimischen Felsen im Quarnero erbauen, in dem sie eine hübsche Frau etabliren, und das sie dann allmählig, so wie ihre Mittel wachsen, mit schönen Möbeln, mit Geschenken aller Art, die sie aus fremder Herren Ländern ihren Frauen mitbringen, und mit Kindern füllen. Wenn die Töchter und Söhne heranwachsen und heirathen, so bleiben sie nichtsdestoweniger im Hause der Aeltern selbst, und es werden ihnen und ihren Kindern ein paar Zimmer eingerichtet, in denen sie dann unter Leitung des Oberhauptes der Familie wirthschaften. Dieß Zusammenbleiben der Familienzweige unter einem gemeinsamen Haupte ist bekanntlich eine ziemlich allgemeine südslavische Sitte. Können sie nicht alle unter einem Dache bleiben, so nisten sie sich doch wenigstens ganz dicht nebeneinander an. Bekanntlich leben auch die Bauern in der kroatisch-serbischen Militärgränze so patriarchalisch unter ihren Familienhäuptern beisammen, sowie ich schon oben andeutete, daß die Dörfer der Morlachen in der Regel nur als verschiedene Familienstämme betrachtet werden müßten. — Ebenso leben in dem Thale von Canale bei Ragusa die verschiedenen Familien-

stämme unter ihrem patriarchalischen Oberhaupte, das bei ihnen „Domatschin“ (ungefähr = Hausherr) heißt. Die Gränzen der Gewalt des Hausherrn waren in den ragusischen Gesetzen eben so bestimmt, wie in den römischen die des Pater familias. Sein Rath ist in allen Familienangelegenheiten entscheidend. Er bestimmt, wie der Anbau des der Familie zugehörigen Landes betrieben werden soll. Er hat sogar das Recht, unter den verschiedenen Familienmitgliedern seinen Nachfolger nach Willkür zu ernennen. Spuren von diesem Allen finden sich nun, wie ich sagte, wenn auch nicht als gesetzmäßige Vorschrift, doch als südslavische Gewohnheit bei den städtischen Bürgern von Lussin Piccolo.

Der Vater in dem Hause, welches ich eben besuchte, war seit einigen Jahren leider gestorben. Er war im Jahre 1847 von einer Reise nach England in Livorno angekommen, hatte von da aus der Familie geschrieben, er fände sich nun so nahe bei ihnen und würde sie bald auf einige Zeit besuchen. Aber er war nicht gekommen. Statt seiner langte nach mehreren Monaten ein Trauerbrief von den Mündungen der Donau an. Der Vater hatte plötzlich in Livorno eine Commission für das „Marnero“ bekommen, auf der Stelledahin absegeln müssen, um von da eine in jenem Jahre so gesuchte Getreideladung zu holen, und ein böses Fieber hatte ihn in der Balachei dahingerafft. Statt seiner führte jetzt sein ältester Sohn die Brig Austriaco Maria für die „Familiencasse“ in der Welt umher. — Jede Familie hat nämlich nicht nur ihr gemeinsames Haus, sondern auch eine gemeinschaftliche Familiencasse. Von den kleineren oder mittelgroßen Familien, wie die von mir be-

suchte eine war, hat jede gewöhnlich nur ein Schiff. Die größeren besitzen mehrere Schiffe. Um aber nicht ihr ganzes Heil auf eine Nummer zu setzen, haben sie gewöhnlich auch noch Rhederantheile an anderen Schiffen. Auch ihren Domestiken erlauben sie zuweilen, ihre Ersparnisse in Schiffsantheilen anzulegen. Dieß ist Alles, wie in dem ehemaligen Ragusa.

Unsere gastfreundlichen Frauen, die bald sahen, daß ich als Reisender nur gekommen war, um fremde Sitten kennen zu lernen, leisteten mir darin höchst großmüthig allen möglichen Vorschub. Sie führten mich durch ihr ganzes Haus, das in sehr ansprechender Ordnung war, sogar auch durch ihre Schlafzimmer. Diese waren alle in einer Reihe in derselben Etage nebeneinander, eins für die Tochter X, eins für die Schwiegertochter Y, für jede ein kleines Zimmerchen zum Wohnen daneben und zwischen jedem Familienterrain ein kleiner Zwischenraum. Ich bemerkte ihnen, daß ich bei uns wohl gehört hätte, daß man es der Verträglichkeit zwischen den Familienmitgliedern und dem Hausfrieden nicht für zuträglich halte, wenn Schwiegertochter und Schwiegermutter zusammen wirthschafteten. Bei ihnen, sagten sie, fürchte man davon nichts für den Familienfrieden. Sie ständen sich bei dieser althergebrachten Sitte sehr gut und harmonirten ganz vortrefflich untereinander. Ich sähe es ja wohl selbst, daß die Thüren ihrer Zimmer alle eine in die andere gingen, und daß Keins daran dächte, vor dem Anderen etwas zu verschließen. Ich möchte doch, wenn ich könnte, einige Zeit bei ihnen bleiben, um mich von ihrer Familieneinigkeit zu überzeugen. Sie wollten mich in ihrem Hause so lange beherbergen,

als ich da wohnen wollte, und ich sollte gut aufgenommen sein. Diesen letzteren gastfreundlichen Antrag machten sie mir mit einer so natürlichen und unbefangenen Gutmüthigkeit und mit dem scheinbar so festen Vertrauen, daß ich ohne Weiteres darauf eingehen würde, wie dieß nur ein gastfreier Morlache in seiner Hütte, oder ein Araber in seinem Zelte hätte thun können. Und doch waren dieß, wie gesagt, nicht Jäger und Hirten, sondern, so zu sagen, neumodige und wohlhabende Handelsleute und Schiffsfahrer, und ich freute mich nicht wenig, noch einen so bedeutenden Rest der uralten so oft gepriesenen slavischen Sitte und Gastfreiheit bei diesen wohlhabenden Russinern wieder hervortreten zu sehen.

Sogar die allerreichsten unter ihnen leben ganz eben so familienweise, z. B. die Bidolitsch, das erste Haus in Lussin Piccolo. Man sagte mir, daß diese Bidolitsch jetzt aus fünfzig Mitgliedern, Frauen und Kinder mitgerechnet, beständen. Sie hätten alle eine Familiencasse für die gemeinsamen Einnahmen und Ausgaben. Sie wohnten, wenn auch nicht alle unter einem Dache, doch in mehren ganz nahe bei einander stehenden Häusern, und weil die Bidolitsch gewissermaßen die Rothschilds von Lussin Piccolo wären, so pflege man scherzweise das Quartier der Stadt, wo ihre Häuser bei einander ständen, „nel ghetto“ (im Ghetto) zu nennen. Ueberhaupt sind die Slaven, wie ich schon bei Ragusa bemerkte, große Freunde von Beinamen, und so nennen sie auch hier in Lussin Piccolo die verschiedenen Familien oder Häuser häufiger nach gewissen in Schwang gekommenen Beinamen, als nach ihren christlichen Tauf- und Familiennamen. So z. B. heißt hier

ein gewisser Herr itsch nicht itsch, sondern „il Zechinero,“ weil er viele Zechinen oder baare Ducaten besitzt. Eine andere Familie itsch heißt auch nicht itsch, sondern „la Parisina,“ weil die jetzige Vorsteherin derselben lange in Paris war und viel von dieser Hauptstadt der Welt zu erzählen weiß. Das Haus Bidolitsch hat Commanditen und Comptoirs in Alexandrien, in Konstantinopel, in Odessa, Taganrog, am ganzen „Marnero.“ Die Bidolitsch haben sich sehr liberal gegen ihren Geburts- und Wohnort gezeigt und ihm noch kürzlich ein Hospital geschenkt.

Die häuslichen Sitten der Leute von Lussin Piccolo sind, wie gesagt, slavisch. Aber ihre Kleidung ist italienisch, auch die der Frauen, bis auf das Kopfstückel. Ein italienischer Strohhut ist bei ihnen noch nicht erlaubt. Selbst die reichsten tragen ein Kopfstückel nach altem slavischen Brauche. In ihren Häusern aber findet man Karitäten und Kostbarkeiten aus aller Herren Ländern, wie in Drebitsch auf Sabioncello. Denn ihre Männer und Bräutigame bringen ihnen immer etwas Hübsches von ihren Reisen mit. Dieß thun auch die gemeinen Matrosen. Denn sowohl die Matrosen als die Steuerleute und Schiffscapitäne haben auf dem Schiffe die sogenannte „Paccotiglia“ frei, d. h. eine gewisse Quantität von Waaren, für die sie keine Fracht und, ich glaube, auch keinen Zoll bezahlen. Und unter dem Namen der Paccotiglia schmuggelt dann die Vater-, Gatten-, Bruder- und Geliebtenliebe allerlei Geschenke, Kleidungsstücke und Möbeln ins Familienhaus herein. Der Eine bringt griechische, der Andere spanische, der Dritte wieder andere Kleidungsstücke mit, so daß wir in einer Familie die eine

Tochter griechisch, die andere à la Russe costümirte fanden. Es ist Sitte bei ihnen, daß nicht die Schwiegerältern, sondern der Bräutigam selbst seiner Braut die Ausstattung giebt; daher kleidet er sie auch nach seinem Geschmacke, und sie trägt die von ihm gewählte Tracht ihm zur Liebe und zum Andenken. Zuweilen sucht sie sich aber auch wohl selbst in den fremden Ländern aus, was ihr gefällt. Denn wenigstens in den ersten Jahren der Ehe pflegt die junge Frau ihren Mann, wenn er Eigenthümer des Schiffs ist, auf seinen Fahrten zu begleiten. Dieß thut sie wohl auch dann noch, wenn sie schon zwei oder drei Kinder haben, und diese Kinder, welche mitgenommen werden, erhalten auf diese Weise ihre erste Erziehung auf dem Meere, das nun ganz und gar ihr Element wird.

Die quarnerischen Inseln Dsero, Oherso, Beglia und ihre kleinen Nebeninseln sind jetzt bekanntlich mit Istrien zu der Provinz gezogen, welche das illyrische Küstenland genannt und von Triest aus verwaltet wird. Dieß ist den Umständen angemessen. Denn seit dem Aufblühen Triests und seit der Entwicklung seines Handelsorganismus sind alle diese Inseln und Halbinseln in innige Berührung mit ihm gekommen, und ihre Angelegenheiten lassen sich am besten von Triest aus übersehen und reguliren. Aber früher gehörten dieselben zu dem venetianischen Dalmatien und wurden von Zara aus regiert. Die Bewohner haben natürlich, wie dieß so zu geschehen pflegt, für das alte Regime eine gewisse Vorliebe. Sie halten sich selbst für Dalmatier, haben auch Alles, Sitte, Sprache, Abkunft, mit den Dalmatiern gemein und glauben, ich weiß nicht warum, eine politische Verschmelzung mit

Dalmatien ihren Interessen für angemessener als eine Verbindung mit Istrien und Triest oder ein Aufgehen im Küstenlande. Sie erzählten mir daher auch, daß sie fast in jedem Berichte an die Regierung, wo sich eine Gelegenheit darböte, die Bitte anbrächten, wieder an die Provinz Dalmatien angeschlossen und vom Küstenlande getrennt zu werden. Im Jahre 1848, wo alle kleinen und großen Sympathieen und Antipathieen der Völker so lebendig wurden, wo Preußen in Deutschland aufgehen wollte, wo ganz Oestreich in ein deutsches, ein ungarisches, ein serbisches u. Oestreich auseinander zu fallen drohte, da schien auch die Provinz Küstenland nahe daran, sich in ihre natürlichen Theile zerlegen zu wollen, und die Lussinier wollten damals durchaus in Dalmatien aufgehen. Sie glaubten dieß leicht bewerkstelligen zu können, und zu derselben Zeit, wo bei uns die Deutschböhmern und die deutschen Sachsen im Erzgebirge und in der sächsischen Schweiz Brüderfeste „mit Gesang und Becherklang“ feierten, rüsteten sie ein Schiff aus, schmückten dasselbe mit allerlei Flaggen und Blumenkränzen und sandten es nach Zara. Die Zaratiner kamen ihnen auf ähnliche Weise entgegen. Sie schlossen Bruderschaft untereinander, und die Insel Dsero sollte nun wie ehemals für immer mit Dalmatien verbunden sein. Allein diese Verschmelzung ist nicht zu Stande gekommen. Auch im Quarnero erwiesen sich die alten traditionellen Sympathieen ohnmächtig. Auch hier zeigten sich die neuen Staats- und Provinzcombinationen gewaltiger, und die Inseln blieben unter dem Gouverneur von Triest.

Die Leute von Lussino leben sehr sparsam und äußerst häuslich. In Wirthshäuser gehen sie nicht. Oeffentliche

Amusements haben sie wenige oder gar keine. Dieß ist Alles wie an der Bocca. Eben so häuslich, still und rauschender Vergnügungen bar war sonst das Leben in Ragusa, wo man sich nur mit Handelsgeschäften, mit ernstesten politischen Angelegenheiten, mit dem Studium der Geschichte und der Alten beschäftigte, und wo die Kirchenprocessionen und Familienfeste die Stelle unserer Theater, Circenses und dergleichen einnahmen. Die Töchter der ragusischen Patricier und Cittadini durften sich fast nie außer dem Hause zeigen. Die Gänge zur Messe waren ihre einzigen Spaziergänge. Noch jetzt giebt es junge Mädchen in Ragusa genug, die nie im Theater oder auf einem Balle waren. Auch ist es nicht selten in Ragusa, daß zwei verheirathete Brüder mit ihren Aeltern auf patriarchalische Weise wie in Lussin in demselben Hause wohnen bleiben.

Nach Sonnenuntergang rammelt Jeder in Lussin Piccolo sein Haus zu, und um acht Uhr Abends gehen die Lussinier schlafen. Die Straßenbeleuchtung ist daher bei ihnen ziemlich überflüssig. Und als die besagte Zeit gekommen, und in der Stadt Alles ganz still und finster geworden war, ließ ich meine Barke wieder zu unserem ruhig vor Anker liegenden Dampfer zurückrudern und ging an Bord des Schiffs, das sich bald nachher wieder in Bewegung setzte. Hie und da blickten noch einzelne Lichter aus den Häusern des kleinen Lussin, das wie auf einem Felsen-Amphitheater im Hintergrunde der Bucht liegt, hervor und verschwanden allmählig eins nach dem anderen aus unserem Gesichtskreise. Wir ruderten in dem langen Thale fort und kamen endlich ins freie Meer hinaus. Dieß war sehr unruhig, aber ich selbst fühlte mich sehr befriedigt darüber, daß ich noch zu guter Letzt,

aus dem dalmatischen Inselarchipel für immer scheidend, so gute und wohlthuende Eindrücke mitgenommen hatte, wie die waren, welche ich auf der Insel Dsero oder Ruffin empfangen. Ich muß gestehen, ich mache auch den Dseranern aus ihrer Sparsamkeit, ihrer Gastfreundschaft, ihrer patriarchalischen Familienwirthschaft ein viel größeres Verdienst als aus dem „Zuge von Gerechtigkeitsliebe,“ den, wie Fortis sagt, diese Insulaner vor dreitausend Jahren dadurch an den Tag legten, daß sie in dem Streite zwischen Medea, Jason und Absirtos die Partei des letzteren, des „Unterdrückten und ungerecht Leidenden,“ ergriffen. Als nämlich Jason und Medea, d. h. die Partei der Argonauten, mit dem Absirtos und seinen Leuten oder der Partei der Kolkhier handgemein wurden, „da,“ so sagt Fortis, „erklärten sich die Insulaner von Dsero und Cherso bereit, dem Absirtos, der die gerechte Sache hatte, allen möglichen Vorschub zu leisten. Die sämmtlichen Bewohner der Inseln traten als Bundesgenossen des Absirtos unter die Waffen, ein Zug von Gerechtigkeit, der diesen Inselbewohnern sehr zur Ehre gereicht (Tratto di giustizia, che fa molto onore ai Isolani) und der die gegen sie erhobene Anklage widerlegt, daß sie zur Seeräuberei geneigt gewesen wären (che smentisce le accuso di pirateria, che loro furono apposte).“ Es ist wirklich köstlich zu sehen, mit welcher buchstäblichen und naiven Gläubigkeit einige italienische Gelehrte zuweilen an den alten Dichtungen des Apollonius und anderer Poeten gehangen haben, denen sie aus allertiefstem Respect vor dem griechischen Alterthume fast so viel Vertrauen zu schenken scheinen wie mit Siegel und Unterschriften versehenen Urkunden und kaiserlichen

oder päpstlichen Bullen. „Die Allianz der Insulaner mit dem Absirtos,“ so fährt der besagte Geschichtschreiber jener Inseln ungefähr in einem Tone, in welchem wir die Zwistigkeiten und Kämpfe von Herzögen und Parteien beschreiben würden, die unsere Zeitgenossen waren, fort, „entmuthigte die Argonauten, und Medea fürchtete am Ende den Umständen als Opfer zu fallen. Der junge Fürst (Absirtos) schien geneigt zu unterhandeln, und Medea ging darauf ein, um ihn durch List zu verderben. Auch wußte sie Jason zu dem Verrätherstreiche, den sie ersann, geneigt zu machen. Sie lud Absirtos zu einem freundschaftlichen Zwiegespräche bei dem Tempel der Diana auf der Insel Ruffin (Osero) ein. Sie fand sich hier scheinbar ganz allein ein, indem sie die Begleitung, die mit ihr gekommen war, auf eine ostensible Weise wieder wegschickte. Absirtos kam von Cherso aus über den engen Canal, der beide Inseln trennt, herangeschifft und stellte sich, ganz sicher gemacht und ohne Arges zu ahnen, der Medea gegenüber. Diese zog mit allerlei Ausflüchten das Gespräch in die Länge, bis Jason, der sich versteckt hatte, Zeit gewann, aus seinem Hinterhalte hervorzubrechen und Absirtos unversehens mit dem gezogenen Schwerte in der Hand zu überfallen. Tödlich getroffen, fiel dieser an der Stufe des Tempels auf die Kniee nieder, und im Ausathmen seine hinsterbenden Kräfte zusammennehmend, streckte er beide blutende Hände, Schutz erslehend, nach Medea aus, die davon ganz besleckt wurde, so wie auch ihr weißer Schleier blutrothe Streifen bekam (Medea, che ne restò tutta bruttata e tinta il velo bianco). Dieses tragische Ereigniß muß sich in der Nähe von Neresine (einem kleinen

ſlavischen Dorfe auf Oſero) zugetragen haben, und vielleicht liegen da noch die Knochen des jungen Fürſten, die von den Händen Jaſons begraben wurden, an einem dunkeln Felſenorte verſteckt. In der Verwirrung, die jenem verrätheriſchen Friedensbruche folgte, blieben die Kolchier ungewiß, was ſie thun ſollten. Die Argonauten aber profitirten von dieſer Unentſchloſſenheit der Kolchier und entkamen über das Meer. Dieſe Letzteren, die nun ihren geliebten Herzog (Duca) verloren hatten, wagten nicht mehr an die Rückkehr in ihr Vaterland zu denken, weil ſie den Zorn des grausamen König (lo sdegno del Re crudele), nämlich Metes, fürchteten. Sie blieben auf den Inſeln zurück und miſchten ſich den freundlichen Inſulanern bei. Auch bekamen die Inſeln von dieſer Ermordung und Beerdigung des Abſirtos ihren neuen Namen. In der Periode vor jenem Ereigniß hießen ſie nämlich die „Brigeiden“ oder „Dianen-Inſeln,“ nach demſelben aber die „Abſirtiden.“ — Fortis hält es auch für möglich, daß ein gewiſſes kleines Vorgebirge der Inſel Ruſſin, in deſſen Nähe jene „tragica azione“ ſtatt hatte, durch Tradition von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Volk zu Volk, von Sprache zu Sprache den Namen „Punta Rea“ oder „Scelerata“ (die ruchloſe Spitze) behielt.

Die Geſchichte wäre demnach alſo zur Genüge eruiert und feſtgeſtellt. Aber es that mir nur leid, daß ich nicht auch mit derſelben Genauigkeit den Punkt in Illyrien beſtimmen konnte, wo die Engel, eine Zeitlang auſruhend, das Haus von Loretto niederſetzten, bevor ſie damit, nachdem ſie die Leute hier zu barbariſch gefunden, nach

Ancona in Italien hinüberschwebten*), — oder den Punkt, wo Shakespeare's Herzog von Illyrien in seinem Lustspiele: „Was Ihr wollt“ mit dem jungen Sebastiano discurierte. Diese Punkte und noch einige andere dichterisch-romantische Localitäten Illyriens ließen sich ja wohl zur Verherrlichung des Landes mit eben solcher historisch-geographischen Gewißheit bestimmen, wie die Stelle, wo die blutigen Hände Absirts den weißen Schleier der Medea roth färbten.

Uebrigens will ich doch gestehen, daß durch des Apollonius und des Fortis Argonauten, durch die Engel von Loreto und den Shakespearischen Herzog von Illyrien die quarnerischen und illyrischen Inseln in meinen Augen nicht wenig interessanter wurden. Denn, wenn sonst nichts, so sieht man doch daraus, wie lange und wie vielfach die Phantasie der Menschen sich schon mit diesen Inseln beschäftigt hat, wie tief sie in die Sagenkreise des alten Griechenlands hinein verwebt sind, wie geläufig den Griechen die Kenntniß dieser jetzt ziemlich obskuren Inseln sein mußte, denn gewiß hätte Apollonius von Rhodus, aus dessen Argonautica Fortis seine ganze historische Gelehrsamkeit genommen hat, es nicht wagen können, die Schauplätze seines populären Gedichts nach Inseln zu verlegen, deren Verhältnisse den Griechen nicht sehr geläufig gewesen wären. Die quarnerischen Inseln liegen jetzt ganz hart an den Grenzen des sogenannten deutschen Bundes. Nichtsdestoweniger aber sind sie uns so unbekannt, daß ein deutscher Autor, der dem deutschen Publicum etwas aufstischen

*) Die Sage bezeichnet allerdings diesen Punkt bei Ziume.

wollte, es schwerlich wagen dürfte, das Theater seiner Novellen oder seines Romans nach Lussin, Dsero, Cherso oder der Punta Rea zu verlegen.

Aber nicht bloß die Spuren des zerstückelten Leichnams des Absirtos, sondern auch die Ueberreste und Kennzeichen jenes alten fabelhaften und verloren gegangenen Donauarmes, auf dem die Argonauten schiffend hierhergekommen sein sollen, haben Einige hier in dem Quarnero wiederfinden wollen, und zwar in mehreren kleinen Inseln, die bei Dsero liegen, und die nicht wie fast alle anderen dalmatischen Inseln aus Felsgeripp, sondern aus zusammengeschwemmtem Flußsande bestehen. Diese merkwürdigen Inseln, zwischen denen wir in der Nacht vorüberkamen, heißen Sansego, Stracane Grande und Stracane Piccolo. Zur Unterlage haben sie zwar den gewöhnlichen Kalkstein, ihre Oberfläche aber ist mit Sand und anderen Depositionen bedeckt, die ganz dem aus großen Flüssen niedergesetzten Schlamme gleichen. Auf der Insel Sansego steht ein hoher Sandberg (eine Düne?) von sechs Miglien im Umkreis und zweihundert Fuß Höhe. Das Material dieses Berges ist „arena fluviale minutissimo, di quell' arena cioè, ch'è solamente propria de' fiumi di lungo corso“ (allerfeinster Flußsand, so wie er nur in den Betten der Flüsse von langem Lauf gefunden wird). Das Meer wirft hier nirgends Sand auf. Auch finden sich in der Masse der besagten Inseln gar keine Spuren von oceanischen Organismen, dagegen aber wohl von Süßwasserorganismen. — Nun sind gerade diese Sandinseln die äußersten des ganzen Quarneros. Sansego liegt noch zwei Meilen weiter von Lussin nach Westen ins Meer hinaus. Auch mündet

in den Quarnero jetzt kein einziger sandführender Fluß aus. Die nächste Flußmündung ist die des Arsa in Istrien. Sie ist aber dreißig Miglien entfernt. Diese Inseln müssen daher den Geologen ein wahrer gordischer Knoten sein. Einige haben diesen Knoten damit zerhauen wollen, daß sie, wie gesagt, sich entschlossen, wirklich an einen Donauarm zu glauben, der entweder über oder unterirdisch nach der Mythe der Griechen hier in den Quarnero ausgemündet haben soll. Wer aber, die hohen Gebirgs- und Ländermassen zwischen der Adria und der Donau betrachtend, sich nicht entschließen kann, hier ein altes Donaubett zu suchen, dem bleibt beinahe nichts als der Po übrig, und der ist vielleicht geneigt, anzunehmen, daß es eine Zeit gab, wo das adriatische Meer nur bis in die Nähe von Istrien ging, und wo der Po einmal seinen Sand bis nach Dalmatien hinüberschob. — Leider hat sich, wie ich glaube, noch Niemand die Mühe gegeben, den Sand und die Depositionen von Sansego und Stracana mit dem Flußmaterial der Arsa, der Donau und des Po zu vergleichen, was doch jedenfalls ein höchst verdienstliches Unternehmen wäre. Vielleicht ist dieses kleine Sanddepot im Stande, uns einiges Licht bis in die Nacht der entlegensten Zeiten unseres Globus zu werfen.

Da der Scirocco zu blasen fortfuhr, so kamen wir über Nacht recht rasch vom Flecke, zogen einen großen Bogen um Istrien herum und langten um die Mitte des folgenden Tages im Hafen von Triest an. Zu unserer großen Verwunderung fanden wir die halbe Stadt im Meere stecken. Der Scirocco hatte nämlich die Gewässer in den Golf von Triest hineingetrieben, und so in

Verbindung mit der um Mittag aufsteigenden regelmäßigen Fluth und mit heftigen Regengüssen, die von den Bergen herabströmten, alle Straßen und Plätze der Stadt, die am Meere liegen, hoch überschwemmt. Man sagte mir, daß eine solche Ueberschwemmung nicht selten im Monate October einträte, daß man sie aber so hoch wie diese (es war am 27. October) noch nie gehabt hätte. Durch zahllose Häuser gingen die Meeresfluthen ein und aus. Viele Waaren und ganze Waarenmagazine, welche fortzuschaffen die Leute nicht Zeit gefunden, lagen im Wasser. Und wir mußten ein Boot nehmen und damit in den höheren Theilen der Stadt ein trocken gebliebenes Quartier suchen. Es wettete, regnete und hagelte in Strömen, und eben als wir unseren Fuß auf ein festes Stück Pflaster setzten, geschahen ein paar Donnerschläge, als wollten sie ein recht dickes — Punktum! — zum Ende unserer dalmatischen Reise setzen.

v.

I s t r i e n.

Istriens Ost- und Westseite.

Am zweiten des bei uns so finsternen und stürmischen Monats, dem die verzweifelnden Engländer im Norden einen so ominösen Namen gegeben haben, erwachte über den gesegneten Ländern am Golf von Triest ein wunderlieblicher Morgen. Ein zarter, stiller Nebel, so dünn wie Spinnengewebe, lag gleich einem durchsichtigen Schleier über dem Meere. Der Spiegel der Wasseroberfläche blinkerte mit gedämpftem Glanze darunter hervor, und die Schiffe aller Größen, die in dem Hafen zerstreut waren, lagen ruhig wie Riesenschwäne auf der kaum bewegten Fluth. Einige von ihnen schienen sich zur Abreise zu rüsten, und ihre ausgespannten Segel erglüheten rosenroth im Purpur der Morgensonne, deren Strahlen, durch den Nebelschleier fallend, die anmuthigsten Farben verstreuten. — Eine ganz leise und schmeichlerische Bora — denn auch die Bora wüthet nicht immer, wie auch ein Löwe zu Zeiten liebkost, — eine ganz sanfte Bora säufelte durch die höheren Luftschichten aus dem Thale von Muggia herab, vertrieb in kurzer Zeit völlig die letzten Zipfel des Nebelschleiers der Nacht, blähte anmuthig die Segel, und wir rauschten bald auf einem hübschen kleinen Lloyd-Dampfer zum Hafen hinaus, um noch dem vielgepriesenen Istria einen Besuch abzustatten und einige unserer schönsten Reisetage an seiner Küste zu verleben.

Wer die Landkarte anblickt und die weiten Landschaften betrachtet, welche zwischen dem Busen von Triest und der Kette der julischen Alpen liegen, der wird es kaum glauben, daß die Berge geeignet sein könnten, der Landschaft dieses Busens noch einigen Reiz zu verleihen, und doch sind diese Alpen für den in jenem Meeresabschnitte dahin Fahrennden gerade der Hauptgegenstand der Betrachtung. Sie bilden eine prachtvolle Reihe hoher Gipfel, die alles vorliegende Gelände weit überragen. Die ganze Terrasfirma der Republik von Venedig und das ganze Gebiet des Patriarchats von Aquileja mit sammt der Grafschaft Gorizia schwinden fast zu einer schmalen Linie zusammen, und man bemerkt sie kaum, besonders wenn noch so ein dünner Morgennebelstreifen über sie ausgespannt ist, wie dieß jetzt der Fall war. Aber die Alpengipfel offenbaren ihren colossalen Gliederbau in dieser Ferne um so mehr, und sie scheinen fast im Meere selbst ihren Fuß zu baden. In der That, man glaubt fast mitten in der Niederung eines mit Seewasser ausgefüllten Alpenthales zu schwimmen. Die Gletscher und die zu dieser Jahreszeit bereits beschneiten Höhen, die uns in einem weiten Kreise umgaben, glühten ringsumher wie eine Reihe von Vulkanen in einer unbeschreiblichen Pracht. — Von der mit Städten und Ortschaften besäeten Küste von Istrien her, an der wir nun immer dicht hinabfahren, schallte das Glockengeläute der Kirchen zu uns herüber, und da eben jetzt im Spätherbste in diesen Ländern am adriatischen Meere die Natur, vom heißen Sommer sich erholend und noch ein Mal erwachend, frisch sich regt und gleichsam einen zweiten Frühling mit Blüthen, Blumen und jungen

Blättern herbeiführt, so erschien auch das Land an der ganzen Küste hin in recht frisches Grün gekleidet. Mir, der ich noch die dalmatischen Felsen, so zu sagen, in den Augen stecken hatte, kam in der That die istrische Küste ganz ungemein frisch, grün und wundervoll besaust vor.

So schienen sich denn alle Verhältnisse und Umstände, Bora, Sonne, Meer, Alpen, Bäume, Kirchenglocken, verbündet zu haben, uns all das Schöne, was wir nur anschauen wollten, im besten Lichte erscheinen zu lassen.

Wie jedes Ding in der Welt, so hat auch die Halbinsel Istrien zwei Seiten, eine Licht- und eine Schattenseite. In ihrer birnenförmigen Gestalt hängt sie an dem großen illyrischen Mutterlande wie eine Traube, deren Spitze ganz dünn nach Süden hervorragte, und in der sogenannten Punta di Promontore ihr äußerstes Ende erreicht. Bei einem Flächeninhalte von 70 Quadratmeilen hat das Land eine Küstenentwicklung von 30 Meilen Länge, dabei die schönsten Häfen der Welt. Das ganze Leben dieses Landes hat sich vorzugsweise an seiner Gränze, an seinem Küstensaume ringsum entwickelt und bewegt, wie das Leben und Safttreiben eines Baumes zwischen Rinde und Stamm im Bast und Splint. Die Istrianer waren immer große Schiffer und Handelsleute und in der Hauptsache, wie ihre Nachbarn, die Liburnier und Dalmaten, auf das Meer, als auf die Hauptquelle ihrer Existenz, hingewiesen. Aus dem Meere zogen sie ihre Fische, aus dem Meere ihr Salz. Hier an der Küste waren auch die von der Sonne erwärmten Thäler und Schluchten, in denen der Wein und der Delbaum

herrlich gedieh. Es steht zwar das ganze Land Istrien im Durchschnitt eine bedeutende Stufe höher als Dalmatien und zeigt in vieler Beziehung Zustände und Verhältnisse, die es in Uebereinstimmung mit seiner geographischen Position als ein Mittel- und Uebergangsland zwischen Dalmatien und Italien erscheinen lassen. Es rangirt zwar namentlich auch in Bezug auf die Dichtigkeit seiner Bevölkerung um viele Grade höher als sein eben genanntes Nachbarland, denn es hat im Durchschnitt 2500 Einwohner auf der Quadratmeile, auf welcher sich in jenem nur etwas mehr als 1000 vernünftige Wesen befinden. Allein insbesondere ist es doch der Küstenstrich, dem Istrien dieß Uebergewicht verdankt und dem sich, dem Obigen zufolge, die Hauptmasse der menschlichen Niederlassungen stets zuwandte. Ohne Zweifel hat man die bei Weitem größere Hälfte aller 200,000 Istrianer beisammen, wenn man von dem Lande den Küstenfaum in einer Breite einer Meile vom Meere aus abschneidet.

Im ganzen Inneren liegen nicht mehr als drei oder vier einigermaßen namhafte Orte: Pinguente, Montone, Pisino und Dignano, und von diesen ist selbst die Hauptstadt Pisino oder Mitterburg ein höchst irrelevantes Städtchen. Dagegen giebt es an den Küsten wenigstens ein Duzend mehr oder weniger bekannter Städte.

Allein, wie gesagt, auch bei diesem im Ganzen bevorzugten Küstenfaume giebt es noch wieder eine Licht- und eine Schattenseite, eine bevorzugte und eine in den Hintergrund tretende Hälfte. — Sein Angesicht hat Istrien offenbar dem italienischen Westen, seinen Rücken dem liburnischen oder dalmatischen Osten zugewendet. Es tragen viele Umstände dazu bei, der Westküste von Triest

bis zur Punta di Promontore ein entschiedenes Uebergewicht über die Ostseite von dieser Punta bis Fiume zu geben.

Zuerst der stürmische und gefährliche, mit Inseln und Scogliën gefüllte Quarnero, in welchem Bora und Scirocco den größten Theil des Jahres hindurch abwechselnd wüthen. Obwohl auch der Golf von Triest und seine Nachbargewässer von diesem Winde leiden, so ist doch das Meer hier freier von Klippen und Inseln, und dann biegen sich auch die Küsten von Istrien so nach Triest herum, daß ein Schiff, welches mit heftigem Sciroccosturme aus dem Süden hervorgesogen kommt, sich leicht in den Golf von Triest herein retten kann, wo die istrische Küste es gegen den Sturm schützt, sowie umgekehrt ein Schiff, das die Bora aus diesem Golf verjagt, ebenfalls leicht bei der Spitze von Pirano nach Süden herumbiegen kann, um die Küste von Istrien als Schutzmauer gegen die Bora zu benutzen.

Alsdann in Verbindung damit die ganze Erhebungs- und Abstufungsweise des Landes und die daraus hervorgehende Beschaffenheit seiner Küsten. Seine Hauptgebirgszüge hat Istrien im Osten: den wilden sogenannten Tschitschenboden zwischen Triest und Fiume, den Alles überragenden Monte Maggiore am Quarnero und die südlichen Fortsetzungen desselben bis Fianona und über Albona hinaus. Von hier stuft sich das Land allmählig in mehren Absätzen nach Westen und Südwesten hin ab. Die Ostküste ist daher zum Theil sehr schroff, steil und unzugänglich, und auf einer weiten Strecke sogar schutz- und havenlos. Die westliche Küste ist dagegen voll der schönsten Häfen und Buchten und hat nirgends so schroffe

Uferwände; man kann fast bei jedem Punkte anlanden. Weil die westliche Abdachung des Landes nicht der Art vor sich geht, daß es sich etwa wie unsere norddeutschen Marschländer ganz allmählig unter das Niveau des Meeres herunterzieht, da die Küste vielmehr noch immer ziemlich hoch bleibt, so sind auch die Gewässer und Häfen hier alle ziemlich tief und zum Einlaufen bequem.

In Folge des geognostischen Baus des Landes haben sich denn auch seine Hauptthäler nach Westen geöffnet, und fast alle seine Flüsse dahin sich ergossen, und auch deshalb war Istrien von der Westseite dem Verkehre der Menschen mehr eröffnet als von Osten her. Wie die Gewässer, so mußte sich überhaupt die ganze Fülle des Landes hierher ergießen, das man gleichsam wie einen umgestoßenen Fruchtkorb betrachten muß, dessen Hauptinhalt nach Westen gefallen ist.

Von den beiden Städten, welche an der Wurzel und der Basis von Istrien liegen, hat die in Osten, das versteckte Triume, gar keine Aussicht, je eine solche bedeutungsvolle Rolle zu spielen, wie sie jetzt Triest zu Theil geworden ist, und wie früher Adria, Ravenna, Aquileja, Venedig an anderen Punkten des adriatischen Nordwestendes sie gespielt haben. Die Westküste von Istrien war daher auch deswegen bevorzugt, weil sie diesen Centralpunkten adriatischen Glanzes am nachbarlichsten zugewendet war. Die Römer mußten von Westen her diese Küste am ersten erreichen, die Venetianer errichteten hier ihre vornehmsten istrischen Etablissements und italienisirten und beherrschten die Westküste mehr und länger als die Osthälfte des Landes, welche slavischer blieb und auch länger in den Händen von Oestreich war.

Und auch heutiges Tages noch hebt der Verkehr mit Venedig und Triest, von dessen Blüthe natürlich die ganze Nachbarschaft mehr oder weniger Vortheil zieht, die Westküste bedeutend über die Ostküste hervor.

Dem Allen nach finden wir denn auf dieser vielgepriesenen Westküste von jeher das ganze Gewicht des Landes ruhend. Hier liegt Pola, das zu der Römer Zeit 30,000 Einwohner zählte, hier Capo d' Istria, das einst der Hauptort des ganzen Landes war, hier Rovigno, das es jetzt sein sollte, weil es allein so viel Bevölkerung in seinen Mauern birgt, als die sämmtlichen Städte des Innern zusammengenommen. — Hier reiht sich eine ganze Kette hübscher Orte an einander. Längs dieser Seite liegen daher auch die interessanten Zeugen früherer Größe, die prachtvollen Amphitheater und Tempel-Ruinen, die im Meere versunkenen Städte, die Mauern und Citadellen der Venetianer, so wie die schönen Kirchen, welche eine spätere Zeit auf den Küstenvorsprüngen errichtete, deren Gleichen die Ostküste nicht aufzuweisen hat. — Selbst die Einrichtungen derjenigen Branche der Dampfschiffahrtsthätigkeit des Lloyd, die sich auf Istrien bezieht, reguliren sich nach der geographischen Beschaffenheit des Landes. Unausgesetzt laufen nämlich die istrischen Dampfschiffe des Lloyd nur an der Westküste das ganze Jahr hindurch hin und her, auf der großen istrischen Hauptstrecke von Triest bis Pola. Nur in den Sommermonaten gehen sie dann auch auf die Ostseite hinüber, um ganz Istrien bis Fiume herum. Doch haben sie selbst dann hier außer Fiume nur noch eine Anhaltestation, während sie auf der Westseite außer Triest deren fünf haben. — Hierin spricht sich denn

bestimmt genug das Verhältniß des Lebens und Gewichts der Licht- und Schattenseite von Istrien aus.

Es giebt vermuthlich wenige Dampfschiffahrtslinien, wo man auf einer kleinen Reise von 3 Tagen mehr des Schönen und Eigenthümlichen sehen könnte, als auf dieser istrischen Linie des Lloyd, und es war mir unbegreiflich, daß ich unter allen Passagieren, die unser Fahrzeug faßte, zur Zeit der einzige war, der an diesem herrlichen Herbsttage zu jener Küste von minder soliden Impulsen, als es Geschäftsangelegenheiten und Pflichtbesuche sind, getrieben wurde. — In der That, das arme Istrien, „la povera Istria! nostro povero paese!“ ein Klage-Ausdruck, den man nur zu oft im Munde der Istrianer vernimmt, — das arme Istrien, obwohl ein wahrer Edelstein in dem Kranze der der Krone Oestreich gehörenden Länder, scheint von unseren neugierigen und wißbegierigen Touristen, die sich dabei selbst am meisten im Lichte stehen, noch sehr vernachlässigt zu werden. — Aus Griechenland, aus dem Oriente, aus Rom über Ancona segeln jährlich Hunderte, die nach dem Anblick von Alterthümern sich sehnen, um das istrische Vorgebirge herum, steigen in Triest oder Venedig an's Land und eilen auf den großen Heerstraßen von dannen, ohne sich an das istrische Pola zu erinnern, das in Bezug auf antike Reste es mit den meisten Orten Italiens und Griechenlands aufnehmen kann.

2.

P i r a n o .

An der Bai von Servola und Muggia, auch der von Capo d'Istria, ruderten wir vorüber, ohne sie zu berühren, leider! denn Muggia soll eine der curiosesten kleinen Städte von der Welt sein, und bei Servola soll sich eine Höhle befinden, die zu den merkwürdigsten der ganzen Umgegend von Triest gehört, und in Capo d'Istria, dem Caprā der Alten und dem Haupte Istriens zur venetianischen Zeit, hätte sich des Anziehenden für uns wohl Vieles gefunden. — Doch hat auch der vorüberfliegende Dampfschiffpassagier seinen Theil und seine Freude an dieser hübschen Küste, deren bebuschte Hügel, deren schroffe Vorgebirge und versteckte Buchten, mit Kirchen, Schlössern und Städten nicht ärmlich geziert, einen äußerst gefälligen Länderstreifen vor seinen Augen entwickeln und manchfaltig seine Phantasie beschäftigen. — Wenn sonst nichts, so müßte schon die wunderbare alte Sage, welche an diesen Küsten haftet und welche Istrien von jeher mit dem Isthos, dem Pontus und gar mit dem noch entfernten Lande des goldenen Vließes in Verbindung brachte, seinem Geiste hinreichende Nahrung geben. Jener Sage zufolge ist es kein Zweifel, daß dieß dieselben Küsten sind, an denen Jason und Medea, von den Kolchiern längs der Donau verfolgt, aus dem Innern des Donau-Landes hervorkommend, sich zur Heimkehr einschifften, dieselben Küsten, an denen diese Kolchier, die Unterthanen des Aetes, der Verfolgung müde, sich niederließen und, Städte bauend, dieß Land bevölkerten, dem sie den Namen Istrien zur Erin-

nerung an das durchstreifte Istherland gaben. — Es ist dieß eine Sache, die hier zu Lande noch in dem Munde eines Jeden lebt, der sich auch nur ein wenig um die Geschichte des Vaterlands bekümmert, und es ist zugleich eine Sage, vor der freilich Viele, wie vor etwas Lächerlichem, ihre Ohren verstopfen, die aber nichtsdestoweniger von nicht geringer Bedeutung ist. Wenn sonst nichts, so beweist sie das hohe Alter der Schifffahrt und des Handels auf der Donau und Save und die Kenntniß der Handelswege, welche von diesen Flüssen aus über den Karst und die kroatischen Gebirge nach Istrien und zum adriatischen Meere führen. Istrien — ich fasse dabei auch die beiden Städte Triest und Fiume, die an der Basis von Istrien sitzen — in diesem Namen zusammen, — Istrien ist derjenige Küstenstrich des adriatischen Meeres, welcher vermittelt der Save, der mächtigen Neben-Pulsader, der Donau am nächsten liegt und mit ihr in innigster Beziehung steht, der also auch in seinem Namen an das Istherland zu erinnern am meisten berechtigt war. Die Griechen fabelten daher, es führe ein Donauarm nach Istrien hin zum adriatischen Meere hinab, eine Fabel, die ebenfalls nicht sowohl belächelt, als vielmehr ebenfalls zu Bestätigung des Alters der Handelsverbindungen zwischen Istrien und der Donau benutzt werden sollte. Ohne Zweifel ist die nahe hinzutretende Save der Donauarm, den die Griechen meinten, und bei dem sie nur den Fehler machten, daß sie ihm in diesen Gegenden statt seiner Quellen seine Mündungen gaben. — Im Grunde genommen sind alle Jahrhunderte der Geschichte hindurch Argonauten und Kolchier aus Osten,

Schätze entführend und suchend und von Feinden verfolgt und diese selbst verfolgend, vom schwarzen Meere her an der Donau und Save hinauf, bis Istrien und bis zu dieser Nordspitze des adriatischen Meeres vorgezungen; die Hunnen, die Gothen, die Kroaten und zahllose andere Slaven kamen alle diesen von der Argonauten-Sage bezeichneten Weg aus Osten. Eben daher wanderten später auch die Magyaren, die noch bis auf die neueste Zeit in dem schmalen Länderstreifen, der von ihren Sauländern nach Zengg und Fiume sich zur Küste hinüberzog, gleichsam die Länderbrücke bezeichnet haben, auf welcher die Argonauten ihre Schiffe hinübertrugen, um wieder zum Meere zu gelangen.

Es ist merkwürdig genug, daß nicht nur die bezeichnete Sage, sondern auch der uralte Name des Landes, der auf diese Sage hindeutet, sich ganz unverändert bis auf die heutigen Tage erhalten hat. Istrien möchte wohl eines der wenigen Länder sein, das seinen Namen seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten herab unverändert bei allen Völkern beibehalten hat. Es verdankt dieß zum Theil wohl seiner bestimmten und scharfen Abgränzung durch die Natur. Aber doch haben alle die benachbarten, geographisch eben so scharf bestimmten liburnischen und dalmatischen Inseln im Laufe der Zeiten mehrfach ihren Namen vertauscht.

Die erste Stadt, bei der wir anhielten, war Pirano. Bis in die Nähe dieser Stadt geht der Golfo di Trieste, und es beginnt dann weiterhin der breite Hauptkörper des adriatischen Meeres selbst. Bis Pirano nämlich läuft die Küste Istriens der Hauptsache nach in west-südwestlicher Richtung fort, dann aber wendet sie

sich, unter einem rechten Winkel absehend, direct nach Süden und geht nachher bis zur Punta di Promontore allmählig ganz nach Südosten, indem sie gleichsam in die Hauptrichtung des adriatischen Meeres selbst einlenkt. — Durch diese Küstenverhältnisse erhält Pirano seine geographische und commercielle Bedeutung. Pirano gegenüber liegt in den Lagunen des Isonzo die Stadt Grado. Auch bei diesem Orte verändert die Küstenlinie ihre Richtung und macht einen rechten Winkel. Von Grado nach Pirano kann man eine Linie ziehen, die sich als die Basis und äußerste Gränze derjenigen Meeresabtheilung, die wir den Golf von Triest nennen, betrachten läßt. Bis nach Pirano erstreckt sich daher die Reihe derjenigen Orte Istriens, die hauptsächlich bloß mit Triest verkehren. Die Orte von Pirano südwärts haben selbst jetzt noch fast eben so viel mit Venedig zu thun. Bis Pirano bläst auch die Bora, die vom Karst bei Triest herabfällt. Sie streicht in nordöstlicher Richtung bei Pirano vorüber und fällt gegen diejenige Gegend Italiens hin, wo Ravenna liegt. Die lange südlich gerichtete Küste Istriens von Pirano bis Pola wird wenig von ihr afficirt. Wenn die Bora sehr heftig ist, so geht ihr Athem, aber immer decrescendo, rechts bis in die Gegend von Ravenna. Hier verliert er sich ganz, so heftig er auch im Triestiner Golse toben mag. Und wenn die Schiffe bis Ravenna mit der Bora kommen, so weht ihnen von Ravenna aus sogar wohl zur selben Zeit ein frischer Landwind entgegen, der ihnen wieder hilft, die Mitte der adriatischen Gewässer zu erreichen. Gewöhnlich jedoch ist die Bora schon bei Pirano etwas schwächer, wenn sie auch bei Triest so heftig auf's

Meer fiel, daß sie die Schiffe vom Anker riß. Von Süden her können daher die Schiffe meistens ungehindert bis Pirano gelangen und in der Bai, die sich im Süden dieser Stadt eröffnet, so wie unter dem Schutze der langgekrümmten Halbinsel, auf welcher der Ort liegt, ruhig ankern. Jene Bai, die sogenannte „Rada di Pirano“, ist daher im Winter zu Zeiten ganz mit großen Schiffen gefüllt. Es liegen ihrer hier mitunter 60 bis 80, die wohl eine Woche lang harren, bis die Bora ausgetobt hat. Man kann demnach Pirano und seine Rada als den äußersten Vor-, Hilfs- und Nebenhafen von Triest betrachten. Es verhält sich zu ihm, wie Margate und Spithead zu London, wo auch die für diesen Weltmarkt bestimmten Schiffe vorläufig vor Anker gehen, wenn widrige Winde das Einlaufen in die Themse verwehren.

Pirano ist in Folge der Vortheile seiner Lage eine der bedeutendsten Städte Istriens. Jene Halbinsel, auf der es liegt, ist lang und schmal und wie ein Halbmond nach Süden etwas umgebogen. Zum Hafen und zum Süden läßt sie sich sanft herab. Dem Norden und der Bora kehrt sie den Rücken, den warmen Südhauch empfängt sie mit den Armen. — Die Bora arbeitet aber seit Jahren an dem Untergange der Stadt. Sie jagt ihr beständig eine hohe Wellenbrandung in den Rücken und läßt das steile Ufer abfallen. Man kann sagen, Pirano leidet an der Rückenmarkschwindsucht. Man hat ihm daher schon zu venetianischer Zeit — wollte Gott, man könnte es mit den Menschen auch — eine neue Spina Dorsi eingesetzt, nämlich Substructionen gemacht, deren hohe Pfeiler und Bogen man, von Triest

kommend, schon von Weitem erkennt. Dieselben dienen zunächst insbesondere als Basamente der Hauptkirche des Orts, welche auf der Höhe liegt, und der die Bora zunächst das Fundament wegzuspülen drohte. Diese großartigen Substructionen und dann die monumentalen alten Mauern und Festungsthürme, welche gegen die Landseite hin die Stadt vertheidigen, geben Pirano ein höchst pittoreskes Ansehen. Diese Mauern werden als „mure antichissime“ bezeichnet, und man weiß gar nicht mehr recht, wann sie gebaut worden sind. Sie sind sehr hoch und äußerst zierlich, nach den Ragusischen Befestigungen die malerischsten, die ich an der adriatischen Küste gesehen habe. Zwischen zwei Thürmen ist, ich weiß nicht in Folge welches Ereignisses, eine Bresche entstanden, durch die man wie durch ein Thor in die Landschaft, welche mit Oliven und Weingärten gefüllt ist, einen reizenden Durchblick gewinnt. Ueberall steigen schlanke Cypressen wie Säulen aus dem grauen Meere der Olivenhaine hervor.

Wie seine Existenz, seinen malerischen Anblick, seine Bedeutung als Hilfshafen von Triest, so verdankt Pirano vermuthlich auch seinen Ruhm in der Kriegsgeschichte seiner geographischen Lage und namentlich dem Umstande, daß es an dem Endpunkte eines Meerbusens, an dem Wendepunkte und Wechsel der in dieser Gegend herrschenden Winde liegt. Eben in Folge dieses Wechsels geschah es nämlich höchst wahrscheinlich, daß hier in den Gewässern der Rada di Pirano im 12ten Jahrhundert, mit verschiedenen Winden segelnd, die Flotte des venetianischen Dogen Ziani und des mit den Genuesen verbündeten deutschen Kaisers Barbarossa zusammenstießen und sich eine Schlacht lieferten, in welcher die kai-

ferliche Flotte geschlagen und vernichtet, der deutsche Prinz Otto von den Venetianern gefangen genommen wurde, und nach welcher der Papst Alexander III. der Republik den Ring schickte, welcher hinführo bei der Vermählungs-Ceremonie des Dogen mit der Adria diente.

Ich erwähne dieser Schlacht hier erstlich der besagten geographischen Combination wegen, und dann, weil man mir in Pirano davon noch Folgendes erzählte: Der venetianische Senat habe diese Schlacht von Tintoretto auf einem großen Bilde darstellen lassen und dieses Bild dann an die Stadt Pirano geschenkt, in der es lange als ein den Bürgern theueres Ruhmeszeichen aufbewahrt worden sei. In neuester Zeit aber, als ganz Istrien österreichisch geworden, habe der Kaiser Franz bei einem Besuche in Pirano jenes Bild gesehen, interessant gefunden und es von der Stadt zum Geschenk erhalten, dafür dieser aber mit der Uebersendung seines eigenen Portraits eine Gegenartigkeit gemacht. Das Bild von Tintoretto sei darauf nach Wien geschafft und in der kaiserlichen Galerie des Belvedere aufgehängt worden. Ich war natürlich begierig, dieses Gemälde zu sehen, und als ich später nach Wien kam, gab ich mir Mühe, es im Belvedere aufzufinden. Allein weder mir gelang dieß, noch auch den Vorstehern dieser kaiserlichen Sammlung, die mir dabei behülflich waren. Das Bild von Tintoretto war weder in der Galerie selbst, noch in den Katalogen, noch auch unter den zahlreichen Reserve-Gemälden, die dort noch unaufgestellt in den Vorrathskammern jenes Museums liegen, zu finden. Man wußte dort überhaupt nichts von dem Bilde und war geneigt, die ganze Existenz desselben in Zweifel zu ziehen, und doch

hatte ich meine Nachricht von einer sehr guten Piranischen Autorität. Natürlich hat ein solches Bild, das von einem so alten und guten Meister herrühren soll, einiges historische Interesse, namentlich Barbarossas und des Prinzen Otto wegen auch für uns Deutsche. Es fragt sich nur, wohin es gekommen sein mag. — Steckt es etwa irgendwo in Venedig? — Ich thue diese Frage hier in den Wind. Vielleicht vernimmt sie Jemand und weiß eine Antwort darauf.

3.

Von Pirano nach Parenzo.

Von Pirano aus segelt man nun um die Spitze bei Salvore herum nach Süden hinab. Hier vernahmen wir nicht mehr das hübsche Glockengeläute und die festliche Bewegung unter den Bewohnern der Küstenorte, die der Festtag des Heiligen von Triest — denn dieser wurde eben heute gefeiert — unter den Umwohnern des hier abschließenden Meerbusens hervorgebracht hatte. Bis Pirano feiert man mit den Triestinern den San Giusto. Von da an herrschen andere Heilige.

Als den eigentlichen Wendepunkt der Dinge kann man hier die Landzunge von Salvatore betrachten, auf welcher seit dem Jahre 1817 ein Leuchthurm, das sogenannte „Fanale di Salvore“, erbaut ist. Dieser Leuchthurm bezeichnet hinreichend die hervorragende Bedeutung jener istrischen Landnase. Bis zu dem südlichsten und markirtesten Vorgebirge Istriens bei Pola ist kein Punkt

mehr zu finden, bei dem man ein solches Leucht-Etablissement nöthig fand.

Wie die Heiligen so wechselten nun auch die über unserm istrischen Horizonte schwebenden Höhen. Bis Pirano beherrscht diesen der Slawnik, eine über 3000 Fuß hohe Spitze des Gebirges, das man den Tschitschen-Boden nennt. Außer dem Slawnik sieht man auch noch andere Spitzen, überhaupt einen großen Theil des ganzen Rückens dieses Gebirges erscheinen. Das dort hausende Volk, das der Tschitschen, ist ein armer slavischer Stamm, ein Zweig der Krainer, die aber bei den italienischen Küstenbewohnern nicht eben im besten Rufe stehen und daher auch von den Italienern nur spottweise „Cicci,“ von den deutschen „Tschitschen“ genannt werden. Sie selbst nennen sich „Kranzi“ (Krainer).

Im Südosten schließt sich der Tschitschen-Boden an den Monte Maggiore an, der sich längs des Quarnero bis nach Gianora in Süden herab erstreckt. Die höchsten Spitzen dieses Gebirges sind 4400 Fuß hoch. Alles vor dem Monte Maggiore liegende Land, der ganze Hauptkörper von Istrien im Westen, Südwesten und Süden des Monte Maggiore, ist im Vergleich mit ihm niedrig zu nennen. Selbst in seiner höchsten Spitze erhebt es sich nicht viel höher als 1000 Fuß. Mit einem Ueberschuß von 3000 Fuß, mit seinem ganzen mächtigen Körper, steigt daher der Monte Maggiore über dieses Vorland hinaus, und man verliert seine überall hervorblickenden Gipfel während der dreitägigen istrischen Reise nicht mehr aus dem Gesichte. Es ist daher kein Wunder, daß die Istrianer ihm den Namen des „großen Bergs“ gegeben haben. — In seinen

Thälern und an seinem Fuße, sowie auch in einigen Gegenden des ihm benachbarten Tschitschen-Bodens, von dem er eigentlich einen Theil bildet, soll man noch Reste einer alten walachischen (rumunischen) Bevölkerung finden. Es sollen in mehreren Gemeinden zusammen etwa 12,000 Seelen sein. Keine historische Tradition sagt, wie diese Leute hierher gekommen sind. Doch lassen sich Veranlassungen zu ihrer Versetzung genug denken. Es liegt zwischen dem Monte Maggiore und der Walachei, an den Mündungen der Donau, wieder jener alte Weg der Argonauten und Kolschier, längs des Isther und der Save. Irgend ein Kriegszug oder ein mächtiger Feldherr mag sie als Soldaten ihrer Heimath entrissen und hier ansässig gemacht haben. Sie sollen unter sich noch ganz dieselbe Sprache reden, welche ihre ehemaligen Landsleute in der Moldau und Walachei sprechen. Ein österreichischer Offizier, der Walachisch verstand, soll sie kürzlich besucht und seiner Sprache wegen wie eine Wundererscheinung unter ihnen aufgenommen worden sein. Auch nennen sie ihre Sprache nicht Walachisch, sondern, eben so wie die Bewohner der Donaufürstenthümer, Rumunisch. Sie erscheinen nicht selten in Triume auf dem Markte. Aber dort verhehlen sie ihren Namen, ihre Sprache und Herkunft und reden und geberden sich slavisch (krainerisch), weil natürlich die Krainer, die eingeborenen Herren des Landes, sich besser dünken und die Walachen ihrer Herkunft und Sprache wegen verspotten. — Ich führe dieß Alles nicht etwa als etwas von mir Entdecktes oder zuerst Borgebrachtes an, sondern als Etwas, was in den Horizont meiner istrischen Reise fällt, und auch als Etwas, was immerhin in weiteren Kreisen

bekannt zu werden verdient. Oestreichische Ethnographen haben sich längst mit diesen istrischen Walachen beschäftigt und ihre ganzen Verhältnisse ziemlich genau dargestellt. Bekanntlich sind die Walachen auch noch an anderen Punkten bis in die Küstenländer des adriatischen Meeres sporadisch vorgerückt, namentlich in die Gebirge Albaniens und dann weiterhin am ionischen Meere in die Gebirge von Epirus und Griechenland bis Morea hinab, wo sich überall kleine Sprach- und Bevölkerungsinseln der sogenannten Rußowalachen befinden.

Umago und dann Cittanuova sind die nächsten Anlandestationen des Dampfschiffs. Jenes ist wie Pirano ein alter Ort, vermuthlich eine römische oder gar schon eine argonautische oder kolchische Pflanzstadt. Es liegt ganz ähnlich wie Pirano auf einer kleinen Halbinsel, sowie auch Cittanuova, Parenzo und Rovigno dieselbe Lage haben. Es sind lauter kleine Halbinselstädte, mit doppeltem Hafen und mit weiter Hervorragung ins Meer hinein, lauter kleine Venedigs und Ragusas, welchen Städten sie auch in ihrer inneren Bauart nicht wenig ähneln. Jedes dieser Städtchen ist in einen Knäuel von charmanten Waldungen, Oliven und Weinlaub eingewickelt. Ihre kleinen Weichbilder oder Campagnas scheinen ganz mit Oliven und Weingärten erfüllt zu sein.

Wie nach dem, was ich oben sagte, die bevölkersten Ortschaften, so finden sich an der Westküste Istriens auch die reichsten Landgüter und die Bohnenhäuser der begüterten Possidenti des Landes. Wir passirten mehre ihrer Villen oder Palazzi, die zuweilen wie die Mauern der Städte von den Wellen des Meeres bespült werden, so gleich bei Umago den aus Olivengebüsch und Cypressen

hervorragenden Palazzo dei Franceschi, so weiterhin bei Cittanuova den Palazzo dei Conte Grisoni. Das Besizthum dieser letztern, der Grafen Grisoni, soll jetzt das größte und reichste in ganz Istrien sein. Dieser Landadel von Istrien spricht durchweg italienisch und ist auch italienisch gesinnt. Die meisten der Possidentenfamilien sind venetianischen Ursprungs und hegen noch, als etwas Süßes, die Erinnerungen an ihren alten Zusammenhang mit der glorreichen Republik, wie dieß denn so natürlich als irgend möglich ist. Viele Familien mögen aber ursprünglich slavischer, manche auch deutscher und überhaupt sehr gemischter Herkunft sein. — Insbesondere mag letzteres, ich meine die Mischung italienischen, slavischen und mitunter auch deutschen Blutes in derjenigen Hälfte von Istrien, die schon seit uralten Zeiten zum deutschen Reiche, zu Oestreich oder zu den Besizungen der deutschen Grafen von Görz und Kärnthén gehörte und die ich als die gebirgige, als die östliche und dem italienischen Lichte abgekehrte Seite von Istrien bezeichnete, stattgehabt haben. Ein Triestiner Freund hatte mir zu meiner istrischen Reise einen Haufen interessanter Papiere mitgegeben, die ich unterwegs las. Unter diesen fand ich auch ein merkwürdiges Document vom Jahre 1315, in welchem der Graf Albrecht zu Görz und zu Tyrol, Pfalzgraf zu Kärnthén und Voigt der Gotteshäuser zu Agle (Aquileja), zu Trient und Brixen, den Possidenten in Istrien ihre Privilegien bestätigte. Der Brief war in deutscher Sprache abgefaßt, die damals in Istrien wohl bekannter gewesen sein muß als jetzt, denn heutiges Tages würde hier Niemand einen solchen Brief verstehen. Die Lectüre dieses Schreibens war

mir vom mannigfaltigsten Interesse. Denn er ließ mich vielfache Blicke in die alten Zustände des Landes, das jetzt vor uns lag, thun. Der Graf lobt darin „die getreuen Dienste, welche seinen Borderen und auch ihm selber seine Ehrbaren, Ritter und Knecht in Oesterreich, sowohl die, welche nun verschieden sind, als auch die, welche noch leben, oft und dicke erzeigt haben, indem sie von je und je mit Treuen, Ehren und ganzer Frumheit an der Herrschaft zu Görz festiglich sind gewesen,“ — und sagt dann, „wie Er besonderlichen darum, daß Aller Sache Gedächtniß mit den Tagen hingehet und fließet und mit Briefen wird geewigt und bestätigt, ihnen ihre alten Rechte ohne alle Irrung an gegenwärtigem Briefe habe verschreiben heißen, damit sie und ihre Erben nach seinem Abgehen bei diesen Rechten ewiglich bleiben.“ — Unter diesen den Rittern und Knechten von Oesterreich verschriebenen Rechten sind nun gar absonderliche, so z. B. eines, das in einem Artikel bestätigt ist, welcher so lautet: „Es ist zwischen uns und unseren Dienern, Rittern und Knechten festgesetzt und abgemacht, daß Wir nach ihren Leuten und Sie nach den unseren ohne Recht nit sollen greifen.“ — Ein anderer Artikel des besagten Briefes lautet so: „Wann das Land von Oesterreich von Kriegswegen Noth angehet, so sollen sie uns dienstlich sein, so sie best mögen. Wollten wir sie aber außer der Herrschaft zu Dienst nützen, so sollen wir ihnen darum thun und geben, als andern ehrbaren Dienern.“ — Ein dritter: „Verscheidet Einer unserer Ritter ohne Erben, so soll dessen Erbtheil anerben dem nächst gestippten Freunde, und wir sollen sie der Erbschaft nicht entwehren.“ — Ein vierter: „Sie haben auch das Recht, ihren Hausfrauen Morgen-

gab und Heimsteuer zur Lehn oder zum Eigen zu schlagen und ihren Töchtern zu geben ohne unsere Hand, wenn wir im Land nicht sein. Wenn uns aber Gott in das Land fügt, so sollen sie uns Weisung antragen, und wir sollen unseren Willen dazu geben.“ — „Thut ein Edler auf unseren Märkten oder Kirchtagen eine Unbescheidenheit, den haben wir selbst zu bessern, und nicht der Landrichter, nach Gnaden. Es wäre denn die Unbescheidenheit so groß, daß Er das Leben verwirkt hätte, so mag ihn der Richter aufheben.“ — Ist es nicht, als wenn ein Löwe hier zu seinen thierischen Unterthanen redete und ihnen verspräche, daß er artig sein, nicht fressen und fragen wolle und, sich selbst einen Maulkorb vorlegend, dieß ein Privilegium für seine Ritter nenne: „Wir sollen ohne Recht nicht nach ihren Leuten greifen.“ — „Wir sollen ihre außerordentlichen Dienste nicht ohne Entschädigung nützen.“ — „Wir sollen ihnen nicht ihr Erbe vorenthalten.“ — Dieß ist wirklich naiv. Aber noch naiver ist der letzte Artikel, in welchem die Verbrechen, selbst die Capitalverbrechen, also doch wohl Mord und Todtschlag, der Ritter bloß als „Unbescheidenheit“ bezeichnet werden. — Es ist, nebenher sei es gesagt, merkwürdig, daß in dem alten deutschen Namen für Istrien: „Ister-Reich“ die griechische Benennung der Donau vollständig wieder hergestellt und aufgelebt ist. — Jetzt ist dieser deutsche Name des Landes ganz verschwunden, und selbst bei den Deutschen wird allgemein die italienische Benennung des Landes Istrien gebraucht, wie denn überhaupt durch die Vereinigung des venetianischen mit dem altdutschen Istrien dieses mehr italienisirt als jenes verdeutsch worden ist. Die italienische Sprache ist hier, wie

auch in Südtirol und wie überhaupt überall an der ganzen Gränze, wo sie mit deutschen oder slavisch-deutschen Ländern gränzt, in einem stärkeren Umschlagreifen begriffen als die deutsche. Zwar haben im Jahre 1848 die Istrianer sogar — im Lande selbst erscheint Einem dieß wie ein Wunder — ihre Boten in das deutsche Parlament zu Frankfurt gesendet, zwar sprachen wir Deutschen, als wir für unsere Flotte schwärmten, auch von Pola und den anderen schönen istrischen Häfen, als von Stationsorten für unsere Schiffe, als von Arsenalen und Ankerplätzen, über die unsere deutsche Marine ohne Weiteres und mit noch viel mehr Recht als einst Jason und Medea verfügen könnte, aber nichtsdestoweniger ist dieses Land uns doch in den letzten Zeiten noch entfernter gerückt als in der Zeit, da es noch „Isterreich“ hieß. Kennt doch jetzt fast Niemand mehr im Lande den alten deutschen Namen der Hauptstadt des Landes „Mitterburg“, und gebraucht doch Jeder dafür den italienischen Namen: „Pisino.“ Kann doch fast kein Possidente im Lande mehr die alten Privilegien und Briefe, welche seinen Vorfahren von deutschen Königen und Fürsten ausgestellt wurden, verstehen. Wird doch die ganze Literatur und Journalistik dieses deutschen Bundeslandes*) jetzt in italienischer Sprache geführt.

Die Italiener haben eigentlich auch schon seit uralten Zeiten ganz Istrien als die äußerste ihnen noch angehörige Bormauer ihres Landes betrachtet und dieses immer das letzte Ende Italiens im Nordost genannt. Nicht bloß Dante bezeichnet den Quarnero als die äußerste

*) Zum Theil wenigstens ist dieß Istrien.

Naturgränze Italiens gegen Illyrien, sondern auch schon tausend Jahre vor ihm thaten dieß viele italienische Volksdichter und Schriftsteller. Es ist dieß ziemlich natürlich, denn Istrien ist, wie ich zeigte, nach Italien hin geographisch ganz erschlossen und geöffnet, nach Illyrien zu aber vermauert und noch in der großen Gebirgshogenmasse, welche sich im Norden von den karnischen und julischen Alpen her, die Gränze machend, um Italien herumschlingt, eingeschlossen.

4.

Parenzo.

So fuhren wir denn stets unter angenehmen Anschauungen und stets über den glatten Spiegel des Meeres hin. Nicht wenig unterhielt uns bei dieser Fahrt auch der Anblick des kleinen „Spions von Istrien.“ Diesen Beinamen führt nämlich das Städtchen Buje, das mit seinen 2000 Einwohnern auf der obersten Spitze eines sehr regelmäßig geformten Bergkegels von siebenhundert Fuß Höhe Posto gefaßt hat. Gerade mitten aus den Bergpyramiden schießt wie ein Pfeil der Kirchturm des Städtchens hervor, und in einem Cirkel um denselben herum ordnet sich ein Kranz von Häusern, und diese umschlingt wieder auf einer noch etwas niedrigeren Stufe der Pyramide ein Kranz von Olivengärten. Viele Meilen weit sieht man dieses hübsche Stadtfigürchen hoch über alles Vorland hervorspioniren, obwohl es ziemlich weit im Innern liegt. Und eben daher heißt, wie gesagt, das fecke und neugierige kleine Buje

„la spia dell' Istria,“ so wie man den imposanten Monte Maggiore „den großen Wächter“ des Landes nennen könnte.

Um die Mitte des schönen Tages kamen wir in Parenzo an, wo wir wieder ausschifften. Es ist sehr wohl möglich, daß unter den deutschen Lesern viele sind, welche den Namen dieser Stadt hier zum ersten Mal vernehmen. Dieß hindert aber nicht, daß dieser kleine Ort äußerst merkwürdig und zudem auch schon seit Tausenden von Jahren den Kennern Italiens sehr wohl bekannt ist; denn bereits zu der Römer Zeiten führte er denselben Namen, nämlich Parentium. Er bietet dem Binsel des Malers vielfache vortreffliche Themas, dem Alterthumsfreunde mehrfache Gegenstände des Studiums und selbst dem Naturforscher einige Räthsel dar. Parenzo ist nach Pola unstreitig derjenige istrische Ort, der dem Wißbegierigen und dem Bewunderer alter Kunst am meisten gefällt, und daher in Istrien und Italien weit und breit gepriesen.

Wie sehr ganz Istrien noch in die althergebrachte Lebensweise verwebt ist, davon hatten wir gleich beim Landen einen handgreiflichen Beweis. Am Molo des Städtchens auf dem freien Plage stießen wir nämlich auf eine Gesellschaft wandernder neapolitanischer Kupferschmiede, die den Parenzanern hier ihre Bolentafessel stellten. Wir ließen uns mit diesen Leuten in ein Gespräch ein, und sie erzählten uns in einer freundlichen und heiteren Manier, daß sie aus der neapolitanischen Provinz Basilicata herübergekommen seien und daß sie Istrien oft besuchten, weiter nach Osten sich aber noch nicht gewagt hätten. Sie saßen an dem schönen

sonnigen Lido in recht malerischer Gruppe bei einander und handirten bei ihrer Arbeit unter munteren Gesprächen und Gesängen. — Am meisten fiel mir die Weise auf, wie sie ihrem Feuer Luft zuführten. Ihr Blasebalg bestand aus zwei haarigen Ziegenfellschläuchen, die ungefähr in der Form einer Brille zusammengesetzt waren. Jeder Schlauch hatte einen langen Einschnitt, in den ein hölzernes Gestell eingefügt war. Vermittelt dieses gelenksamen hölzernen Gestells, an dem sich Handhaben wie an einer Scheere befanden, konnte der Blasebalg Luft schnappen, wenn das Gestell und der Schlauch geöffnet wurden, stieß aber die Luft in eine Röhre von sich, wenn diese geschlossen wurden. Die Röhren beider Schläuche vereinigten sich in demselben Mundloch, und ein kleiner hübscher neapolitanischer Junge, der mit seinen Aeltern herumzog, war unaufhörlich beschäftigt, die beiden Ziegenfelle, die er an ihren Handhaben gepackt hatte, wechselweise zu öffnen und zu schließen, wie ein Schneider die Scheere, und so blies der stets genährte Wind gleichmäßig in den Feuerheerd, den sie, sich sehr geschickt behelfend, in einem Loch des Erdreichs zwischen ein paar alten Pflastersteinen angelegt hatten.

Nachdem sich auf dem Casino der Stadt die kleine Anzahl der Driskundigen, deren Güte wir empfohlen waren, sammengefunden hatte, gingen wir zuerst, den schönen Dom von Barenzo zu beschauen, der in seiner Art so ausgezeichnet ist, daß, wenn er in Augsburg oder Nürnberg läge, ihn schon hundert Kupferstecher und Lithographen der Welt bekannt gemacht hätten, der aber hier in diesem entlegenen Winkel der Erde nur von einigen wenigen Kennern und Liebhabern bewundert wird. Es ist die allgemeine Meinung

der Gelehrten, daß dieses Gotteshaus im Anfange des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gebaut worden sei. Dr. Kandler, der bereits erwähnte gelehrte Kenner Istriens, sagt, es sei im Jahre 543 unter Kaiser Justinian so vollendet worden, wie es noch jetzt dastehe. Einige Veränderungen und Reparaturen mag natürlich die Zeit hie und da doch nöthig gemacht haben. Wir hätten hier demnach ein christliches Gotteshaus, das unserem Cultus über zwölfhundert Jahre gedient hat. Es fragt sich, ob irgend ein Tempel des römischen oder griechischen Heidenthums sich rühmen kann, seinem Cultus eben so lange gedient zu haben. Dieser Umstand in Verbindung mit der gefälligen Zierlichkeit des Baues und der Reinheit des architektonischen Styles in dieser Kirche ist allein hinreichend, sie überhaupt als eines der merkwürdigsten Gebäude erscheinen zu lassen. Die tausendjährigen Gotteshäuser, welche bei uns, ich meine in Germanien, Britannien, Gallien u. s. w., etwa noch existiren, sind bekanntlich, wie z. B. die Kirche bei Fulda, nur kleine niedrige Kapellen, so eng wie Backöfen; die anderen Kirchen aus Justinianischer Zeit auf der griechisch-illyrischen Halbinsel sind, wie z. B. die Sophienkirche in Konstantinopel, zum Theil in Moscheen verwandelt, zum Theil von den Türken zerstört. Die Türken aber haben glücklicherweise Istrien nie erobert, und so ist denn diese Basilika wunderbar genug durch zwölf Jahrhunderte hindurch an der istrischen Küste unversehrt stehen geblieben. Auch in Italien möchte man wohl schwerlich noch solche alte Basiliken finden. An der ganzen über hundert Meilen langen Ostküste des adriatischen Meeres, dieß ist gewiß, hat sie nicht ihres Gleichen. Die alten schönen und be-

rühmten Kirchen, welche an dieser Ostküste stehen, lassen sich bald aufzählen. Es sind dieß die Dome von Spalato, von Trau, von Sebenico, von Zara, von Fiume, von Pola und Parenzo. Allein alle übertrifft der letztgenannte sowohl an Alter und Eleganz, als auch an Vollständigkeit seiner Erhaltung.

Wie alle Basiliken hat auch diese Parenzanische das Haupt dem Osten, den Eingang aber genau dem Westen zugewendet. Vor diesem Eingang ist ein von einem Porticus umgebener höchst pittoresker Vorhof und in demselben das große achteckige Baptisterium. Die vordere Seite der Kirche über dem Eingange war ehemals mit Mosaikgemälden bedeckt; diese hat aber die Zeit entseßlich mitgenommen; der größte Theil der Steinchen oder gefärbten Glasstücke ist ausgefallen, und von den zahlreichen Figuren, welche diese Gemälde bildeten, ist nichts übrig geblieben als hie und da ein handloser Arm, ein halber Kopf und ein Fuß, welche verstreute Gliedmaßen der Kirchenwand einverleibt sind wie einer Felswand die versteinerten Reste antediluvianischer Thiere.

Als die Engländer in einem der Kriege, die sie gegen Napoleon am adriatischen Meere führten, einmal Parenzo beschossen, flogen auch dieser Basilika einige ihrer Kugeln zu. Sie haben aber glücklicherweise wenig geschadet und sind jetzt in einem Theile des Vorhofs eingemauert. Die katholischen Priester haben folgende Inschrift darüber gesetzt: „Quod sancto templo Angli obtulerunt“ (dieß brachten dem heiligen Tempel die Engländer dar).

Der innere Hauptkörper der Basilika ist in drei Schiffe abgetheilt, von denen das eine für die Frauen, das andere für die Männer, das dritte, mittlere für den Gottesdienst, das

Sanctuarium und den Chor bestimmt ist. Die Säulenreihen, welche diese Schiffe von einander scheiden, bestehen aus verschiedenen griechischen Marmorarten, und sie sowohl als die elegante Arbeit an ihren Knäusen oder Capitälern rühren noch ganz von dem ersten Erbauer des Doms her und sind wunderbar gut erhalten. An jeder Säule befindet sich noch das Monogramm des alten von Justinian eingesetzten Bischofs Euphrasion, des Gründers der Kirche. Der Schmuck der Säulenknäuse ist sehr mannigfaltig, bei manchen ganz besonders zierlich. So schlingt sich z. B. bei einigen ein Kranz von Blättern herum, wie ein Lorbeerfranz um das Haupt eines Dichters. Die Blätter und Zweige sind ganz aus dem Marmorblock herausgelöst und schweben zum Theil in freier Luft, und dennoch hat sich diese zerbrechliche Arbeit seit zwölfhundert Jahren conservirt.

Der Boden der Kirche war ursprünglich mit Mosaik geziert, wie die äußeren Wände des Eingangs. Jetzt ist diese Mosaik freilich mit einem erhöhten Boden und mit Steinen überdeckt; aber an einer Stelle hat man die alte künstliche Arbeit wieder zu Tage gelegt und mit Bretern verschlossen. Man hob diesen Verschluß weg und ließ uns in dem Loche dieß schöne alte Kunstwerk sehen. Der einfache Altar der Kirche, das Reliquarium, das, wie eine griechische Inschrift besagt, eine byzantinische Arbeit des Goldschmieds Ezechiel vom Berge Athos ist, das Sanctuarium dieses Doms sind lauter Dinge, die der genauesten Betrachtung und Untersuchung und eines tieferen Studiums würdig wären, welches ihm noch Niemand gewidmet hat. Man könnte ganze weite Länderstrecken in Europa nennen, in welchen man nichts von

so schöner alter Arbeit findet, und wenn man mit entzücktem Auge und in höchst befriedigter Stimmung aus diesem Dome wieder in das kleine Städtchen Parenzo hinaus tritt, so fragt man sich erstaunt, wie es möglich sei, daß dergleichen Schätze in einem Winkelstädtchen wie dieses versteckt liegen.

Aber wie hübsche Scenen und wie interessante Reste noch älterer Zeit sind auch hier draußen noch! Wir schritten vom Dom über das alte Forum von Parenzo hinaus zu den Trümmern eines Tempels des Mars und eines anderen des Neptun. Diese Trümmer befinden sich alle dicht bei einander in einer etwas erhöhten Gegend der Stadt, die gegen das Meer hin mit einer schwachen Bodensenkung abfällt. Es war hier das Capitolium von Parenzo, ein von den Hauptgebäuden der kleinen Commune umgebener Platz. Und jetzt ist hier eben der schlechteste Theil und das Armenquartier des Ortes, wie auch in Rom und wie überhaupt fast in jeder ehemaligen römischen und griechischen Stadt sich dieselbe Erscheinung wiederholt, daß gerade die Centralpunkte des früheren Glanzes und Lebens jetzt im Argen liegen und daß das Elend seine Hütte an die Säulentrümpfe der alten Tempel und Paläste lehnt.

Auf dem Forum am zerbrochenen Piestale eines antiken Monuments hatten die heutigen armen Anwohner des Platzes Tücher ausgebreitet, um einige Weizenkörner darauf zu trocknen. Sie hatten dieselben mit Kalk bestreut, um, wie sie mir sagten, dadurch den Weizen samen, der zum Aussäen im folgenden Jahre bestimmt wäre, besser zu conserviren. Sie waren mehr um ihre Handvoll Weizenkörner bekümmert als um alle die tausend-

jährigen Säulenstümpfe, die uns so viel Sorge und Aufregung verursachten. — Die kleinen Häuser ringsherum enthalten alle mehr oder weniger antiken Marmorstoff und römische Trümmer. Von dem Tempel des Neptun sind nur noch die Basamente übrig geblieben und einige Stufen rings herum, die zu ihm hinaufführten. Ueber dem Boden ist Alles wegrasirt; aber auf der Plattform, die eine sehr sichere Grundlage gab, haben einige arme Parenzanische Familien ihre Hütten gebaut. Diese Hütten liegen auf dem Tempelboden wie etwa ein Gericht erdiger Kartoffeln auf einem silbernen Präsentirteller. Man tritt über die marmornen Tempelstufen hinauf und gelangt zu den Thüren des Glends.

Der Tempel des Mars ist etwas besser weggekommen, wenigstens stehen von ihm noch zwei cannellirte Säulenstümpfe aufrecht. Durch allerlei Winkel und Verstecke uns durchwindend, fanden wir sie an einem Platze, von dem man nicht erkennen konnte, ob es ein Gehöfte, ein Garten oder eine Cloake war. Scherben, Unrath und Getrümmer aller Art bedeckten den Boden. Feigenbäume und malerisches Weinlaub rankten dazwischen herum. Wir scheuchten eine Katze auf, die sich mit einigen geschickten Sätzen an einer der Tempelsäulen hinaufschwang und sich auf ihrer zerbrochenen Spitze niederließ. Dicht hinter den Säulen waren wieder auf dem Fundamente des Tempels kleine Häuser gebaut, deren Fenster zwischen den Säulen hervorblinzelten. Seit langer Zeit hatten die Bewohner hier ihre Küchengehirre ausgeleert und dabei immer eine der Säulen gestreift, die in der Schußlinie des Fensters dadurch ganz schwarz und schmutzig gefärbt war. Welch reicher Stoff hier überall für einen

Maler sowohl, als für einen Philosophen, der über den Wandel der Zeiten und Dinge zu meditiren liebt und gern die Gegenwart mit der Vergangenheit in Verbindung sieht.

Die besagten Tempelreste liegen, wie ich schon bemerkte, nach der Seite des Meeres hinaus; aber auch unter dem Meere selbst setzt sich dieser alte Trümmerboden fort. Es ist bekanntlich eine in neuerer Zeit viel besprochene Behauptung, daß die Küste von Istrien oder vielmehr die ganze Halbinsel selbst sich gleichsam wie ein vertrocknendes Blatt abwärts krümmt und mehr und mehr unter das Meer hinabsinkt. Man spricht an verschiedenen Punkten Istriens (und allerdings auch Dalmatiens) von Inseln, die ehemals mit dem Meere zusammenhingen, von im Meere versunkenen Städten u., und namentlich ist Parenzo ein solcher Punkt, wo das Volk allgemein von Mauern, Molos, Hafenplätzen und antiken Baulichkeiten spricht, welche auf dem Grunde des Meeres liegen. Weil ich mich in dieser Beziehung sehr ungläubig stellte, so hatten meine Freunde unser Boot hierher beordert, um mich, da das Meer sehr ruhig und klar war, selber einen Blick in die Tiefe thun zu lassen. Wir fuhren etwa einen Pistolenschuß weit vom Ufer auf die nördliche Seite von Parenzo hinaus. „Hier,“ sagten unsere Leute — es waren insbesondere unsere Ruderer, welche von der Localität Bescheid wußten — „läuft ein großes Stück der alten römischen Mauer unter dem Meere in einem Halbkreis um die Stadt herum.“ Trotz seiner großen Ruhe war doch die Oberfläche des Meeres beständig etwas in Bewegung, und unsere Männer bedauerten, daß sie kein Del mitgenommen hätten,

um Augen davon auf das Wasser zu gießen, durch die wir dann, wie durch ein geöffnetes Fenster, in die Tiefe schauen könnten. Doch strengte ich mich nach Kräften an und hielt mein Auge so nahe als möglich zum Wasserspiegel hinab, als man uns ein Zeichen gab, daß wir uns über der römischen Mauer befänden. Ich sagte, ich sähe nichts als Unkraut und Seegräser, und trieb die armen Leute mit meiner Ungläubigkeit gewaltig in die Enge. „I nostri vetschi“*), kamen sie dann heraus, „behaupten aber alle, daß diese Unkräuter eine römische Mauer bedeuten.“ — „Allen Respect vor Euren Alten! aber mit Eurer Erlaubniß möchte ich mich doch selbst davon überzeugen, ich glaube nur, was ich sehe,“ erwiderte ich, blickte, indem unser Schiffchen dahinschaukelte, wieder in's Meer und seufzte laut: „Ich sehe nichts, ich glaube nichts.“ — Endlich stand ein Kluger, den meine Ungläubigkeit reizte, unter unseren Leuten auf und nahm das Wort: „Unter den Seekräutern, die Sie da sehen, mein Herr, müssen Sie unterscheiden. Es giebt zweierlei Sorten. Das eine ist grasartig, struppig und langhalmig; dieses nennen wir „Barro“, und es wächst bloß auf dem sandigen oder weichen Boden des Meeres; ein anderes aber ist buschig, sehr feinfaserig und zart wie Moos, und das wächst bloß auf submarinen Mauern; wir nennen es in Parenzo „Aspreo.“ Wo nun dieses Aspreo wächst, da ist gewiß eine Mauer, und wenn wir nur auf der Linie der Mauer hinfahren, so werden Sie unter uns überall eine Linie von Aspreo bemerken, zu beiden Seiten

*) So sprechen sie hier nach weicher venetianischer Mundart allgemein das italienische „Vecchi“ aus.

aber das Barro wachsen sehen, und sollten Sie dann noch nicht Ihren Augen trauen, so belieben Sie nur die Sache zu fühlen und zu hören,“ und hiermit stieß unser kluge Mann mit einer langen Stange in das Meer hinab. Wir hörten gar deutlich, wie das Holz auf harte Steine fiel; auch erreichten sie diese schon bald, etwa bei $1\frac{1}{2}$ Klafter Tiefe. Dann wurde die Stange etwas zur Seite der früheren Stelle eingetaucht, und hier mußte sie — offenbar neben einer Mauer — tiefer hinabgelassen werden; auch gab es keinen Klang, weil die Spitze in den Sand fiel. Wir hatten nun das rechte Mittel zu unserer Ueberzeugung gefunden und fuhren jetzt, beständig mit der Stange sondirend, eine Zeit lang über den Mauern hin. Ich erkannte überall den Streifen des Aspreo und daneben die Halme des Barro. Auch sah ich nun, da mein Auge sich immer mehr übte, an mehreren Stellen nackte behauene Quadersteine mit weichem Barro. Endlich erhöhte der Umstand, daß jener Aspreo-Streifen mit dem jetzigen Ufer der Stadt parallel ging, noch mehr meine Ueberzeugung, daß wir hier wirklich ein Mauerstück unter uns hätten.

Bei den feinhörigen Schiff sleuten und Fischern dieser Gegend selbst sind gar nicht so viele Umstände nöthig, um sie erkennen zu lassen, ob ihre Barke über altem Mauerwerk hinwegstreift oder nicht. Sie sagten mir, sie könnten dieß ganz genau an einem „certo strepido delle erbe“ wissen. Von den bebuschten submarinen Mauern ginge nämlich ein gewisses leises Rauschen aus, wenn die Barke darüber hinwegfahre, so daß sie die Mauern, auch wenn das Meer trübe wäre, finden könnten. Ich bemühte mich aber vergebens, diesen „certo

strepido delle erbe“ bei unserem wiederholten Passiren der Mauer zu vernehmen. Sie theilten mir auch ferner mit, daß sie bei ihrem Fischfange immer die verschiedenen Mauerzüge dieser Meeresgegend berücksichtigten. Wie die Kräuter, so klebten auch mancherlei Thiere an solchen Mauern, und namentlich „i pesci formano nei busi dei murazzi il suo nido“ (die Fische machen in den Löchern der Mauern ihre Nester). — Ich zeigte mich nun für Alles zugänglich, was die guten, ganz wahrhaften Leute mir noch sonst erzählen wollten, und als wir nach Hause ruderten, sagte mir einer mit freundlich lächelnder Miene: „Nicht wahr, mein Herr, das Factum steht doch fest (non è vero, Signor, il fatto sta), und Sie glauben nun uns und unseren Vetschi?“ Ich fragte sie zum Schluß, ob sie wohl noch in neuerer Zeit eine Erniedrigung der Küste von Parenzo, ein allmähliges und fortschreitendes Gintauchen des Landes wahrgenommen hätten. Sie sagten, nein, in neuerer Zeit hätte man nichts von einer solchen Erscheinung vernommen. So wie jetzt ständen die Dinge schon seit der ältesten Zeit ihrer Vorfahren. Jene Versenkung sei gewiß plötzlich und durch ein Erdbeben geschehen.

Leider erlaubte es unsere Zeit nicht, unsere submarinen Untersuchungen noch weiter fortzusetzen; wir mußten nach wenigen Stunden zum Dampfschiffe zurück. — Doch zog ich bei meinen Parenzanischen Freunden über andere untermeerische Ueberreste des Alterthums noch folgende Erfundigungen ein: Zuerst finden sich deren bei der sogenannten Punta San Pietro, einer Scoglie zweitausend Klaftern weit von Parenzo nach Südwesten. Hier sieht man unter dem Wasser die

Spuren eines alten Molo mit großen Steinmassen (le vestigie di un molo con grande masse di pietra), und es scheint, daß ehemals hier ein Hafen (Mandrachio) war. Man erblickt auch noch unter jenen Steinen versteckte Bruchstücke von Ankern und Spuren von großen eisernen Ringen (segni delle grosse annulli di ferro), die zum Befestigen der Barken dienten. — Jetzt ist diese Insel Punta San Pietro nur eine höchst winzig kleine Scoglie, die wie eine Klippe bloß mit der Spitze etwas über dem Wasser hervorblickt.

Bei Cervere, einem Kastell, ebenfalls etwa 2000 Klaftern weit von Parenzo, aber gegen Norden und an der Festlandsküste, befinden sich ebenfalls hart an dem Meeresufer Spuren von römischen Bauwerken (vestigie di fabricatione Romane), und man sieht hier noch deutlich die inneren Abtheilungen der Wohnungen (e si scorgano ancora le divisione interne delle abitazione). Bei niedrigem Wasser kommen auch diese Mauerwerke aus dem Meere hervor, und selbst bei hohem Wasser (coll' alta marea) liegen sie nur wenig unter dem Spiegel des Meeres.

5.

Von Parenzo nach Rovigno.

Bis Parenzo giebt es von Triest längs der ganzen Küste von Istrien gar keine Spur von einer Insel. Die Küste ist überall rein, insel- und scoglienlos. Bei Parenzo aber geräth man in einen ganzen Archipelagus kleinerer und größerer Riffe, Klippen, nackter Felsen und

bebuschter und zum Theil auch bewohnter Inseln. Und diese ziehen sich nun, in verschiedene Gruppen gesammelt oder einzeln hie und da zerstreut, in langer Kette bis nach Pola und bis zum südlichsten Promontorium hinab. Auf der ganzen Ostseite von Istrien längs des Quarnero giebt es dagegen keine Spur von solchen Küsteninseln mehr.

Diese Inseln trugen nicht wenig zu abermaliger Verschönerung unserer reizenden Fahrt bei. Die meisten sind zwar nur kahle kleine Riffe, aber an viele knüpft sich, wie ich zeigen werde, ein historisches Interesse, und manche bieten einen höchst anmuthigen Ausblick dar. Bisher hatte unser Weg nur auf einer Seite hübsche Lebensbilder gehabt. Jetzt belebte sich auch die andere Seite, und wir fuhren nun fast wie auf einem breiten Strome mit zwei Ufern. — Im Vorüberfahren mag ich anmerken, daß eine der kleinen Inseln bei Parenzo Isola Orlandina heißt. Wir werden weiter unten dem Namen Orlando, von dem ich schon bei Ragusa sprach, an dieser Küste noch einmal begegnen.

Wie die Borgebirge, die Landesarme, der hübsche Besatz der Städte und Dörfer, wie die Scogli, so gehören auch die verschiedenen Flußmündungen zu den interessanten Anschauungen an dieser istrischen Küste. Ich hätte schon oben bei Cittanuova die weite Mündung des Quieto, des größten Flusses der ganzen Halbinsel, erwähnen können. Die Eingebornen nennen seinen Mund, in welchen der Dampfschiffpassagier eine Strecke weit hineinblickt: „Porto Quieto“. Die Schiffe segeln von der Küste aus aufwärts hinein. Zwischen Parenzo und Rovigno bei Osero gewahrt man abermals einen

solchen Flußmund, den sogenannten Canale di Lemme. Obwohl der Fluß Lemme, der in ihn sich mündet, nicht so groß ist, wie der Quieto, so ist doch der Meeresarm, den des Flusses unteres Stück bildet, der längste und am tiefsten einschneidende in ganz Istrien. Er führt die Schiffe 6 Miglien weit in's Land. Seine Ufer sind von vornherein ziemlich hoch und schroff, man braucht nicht weit hinein zu segeln, um sich wie auf einem Bergsee zu dünken.

Gleich nach der Lemme zeigen sich nun die hochgestellten Kirchen von Rovigno und die zahllosen Schornsteine dieser Stadt, deren Bai ganz prächtig ist, und deren doppelter Hafen durch die Spizmauern der kleinen Insel Santa Caterina gedeckt wird. Was würden nicht die Triestiner darum geben, wenn sie nur eine einzige solche Insel als Schutzmauer und natürlichen Molo vor ihrer nur gar zu offenen Rhede hätten!

Der Wald von langen Feueressen, der aus jedem Dache der Häuser von Rovigno hervorblickt, muß jedem Reisenden als etwas Eigenthümliches beim Landen in dieser Stadt auffallen. Ein Eingeborener erklärte mir diese Erscheinung so: „Diese Rovigneser haben eine wahre Passion, Heerde und Feueressen in ihren Häusern anzulegen. Die „Donne“ sind hier zu Lande hübsch, und die jungen Bürgersöhne verheirathen sich schnell und gern, bleiben aber dabei gewöhnlich in dem Hause ihres Vaters. Sofort und vor allen Dingen wird ihnen aber alsdann ein eigener Heerd angelegt und ein besonderes Camin gebaut, damit es zwischen den Frauen in der Küche keine Zänkereien gäbe. Ja sie bauen wohl gleich von vornherein so viel Heerde und Camine in ihren Häusern,

als ihnen Söhne geboren werden, bei der Geburt jedes Sohnes einen, damit diese schnell heirathen können.“ — Als ich mich später bei einem Rovigneser Bürger weiter darnach erkundigte, desavouirte er zwar die mir gegebene Erklärung, konnte mir aber keine andere dafür an die Stelle setzen. Ich lasse daher einstweilen jene Bemerkung gelten, und wenn es auch eine in den Schornstein geschriebene Rechnung sein sollte, so ist doch das Factum, daß Rovigno ungefähr so viel ellenlange Gamine hat, wie bei uns ein Duzend Städte zusammengenommen, unzweifelhaft, und dieses Factum muß auf irgend eine Weise explicirt werden können.

Da indeß bereits die Abenddämmerung begonnen hatte, so fanden wir das Publicum von Rovigno und namentlich auch die „Donne“ in den Straßen spazieren, um nach venetianischer Weise das „Fresco“ zu genießen. Von diesen umherspazierenden Rovignesischen Frauen spricht auch schon der alte Reisende Spon, der vor 200 Jahren hier war. Er sagt von ihnen, was sie seiner Zeit nicht wenig erschreckt haben muß: „Les femmes à Rovigno portent des vertugadins à l'Espagnole, qui les rendent effroyables“. Nichtsdestoweniger haben sie sich seitdem noch um nichts gebessert. Sie tragen diese „Vertugadins à l'Espagnole“ noch wie damals. Sie nennen das Kleidungsstück aber nicht so, sondern „Vestura“. Und diese Besturas bestehen in einem seidenen Mäntelchen oder Tuche, das sie hinten an ihre Taille befestigen und nach vorn über den Kopf schlagen. Auf den ersten Anblick glaubt man, sie hätten ihre Schürze verkehrt umgebunden und dann so behandelt, und der erste Eindruck einer solchen Vermummung

ist, wenn auch nicht „effroyable“, doch nicht sehr anziehend. Aber wenn man die hübschen, oft sehr interessanten Gesichter unter dieser seidenen Capuzinerkutte und dann die zierlichen und graziösen Hände, mit denen sie das Tuch vorn zusammenfassen, entdeckt, so söhnt man sich allmählig damit aus. Mit ihren Händchen vorn und mit der Art und Weise des Zusammenhaltens coquettiren sie ein wenig, und Eine thut es der Anderen dabei in Grazie zuvor.

6.

Von Novigno nach Pola.

Wir betrachteten dieß Alles, während unsere Pferde angespannt wurden. Denn wir hatten uns einen Wagen bestellt, um unsere Reise nach Pola zu Lande fortzusetzen und auf diese Weise dem Dampfschiffe, das in Novigno übernachteten und erst am anderen Tage nach Pola gehen sollte, voranzueilen. — Die munteren Pferde und ein leichtes Wägelchen nebst einem Kutscher, der sich bald als ein sehr lebhafter Kosselenker erwies, waren in kurzer Zeit auf dem Flecke. Ein österreichischer Offizier, den sein Dienst nach Pola rief, stieg mit mir ein, und wir Beide haben denn bei Nacht und Nebel die 20 Miglien bis Pola fast ohne Aufenthalt, so zu sagen, im Fluge abgerädert und sind dort nach etwas mehr als 3 Stunden auf schöner Straße glücklich angelangt.

Zuerst kamen wir durch das Weinreben- und Delbaumgelände, welches Novigno wie jede andere Stadt in Istrien umhüllt. Dieß dauerte wohl 3 Miglien. Es

ist eine reizende Campagna, diese „Campagna di Rovigno“, ein ganzer Knäuel von Gärten und Baumanlagen. Viele Bauersleute begegneten uns, die aus den Weingärten und von den Feldern heimkehrten. Sie grüßten uns alle recht freundlich, ganz anders als in Dalmatien, wo uns keineswegs ein solcher Gruß immer zu Theil wurde. Ihr Gruß war slavisch. Denn die Italienisirung beschränkt sich selbst in diesem altvenetischen Istrien bloß auf die ummauerten Orte, wie sich die Verdeutschung z. B. auch unter den Letten in Kurland bloß auf die Städte und Edelsitze beschränkt. So wie man den Fuß zur Stadt hinaus setzt, fängt schon das Slavische an.

Die südlichen Istrianer sind zwar derselben Herkunft wie die Dalmatier. Es sind nicht Krainer, sondern Croato-Serben. Aber doch ist ein bedeutender Unterschied in ihrem Wesen, ihrem Costüm und ihrer Sitte. Zuerst sind sie fast alle ohne Waffen, was schon ein gutes Zeichen ist. „I nostri Istriani non sono cosi armigeri, come i Dalmatini“, bemerkte mir ein Rovignese. Und dann kamen sie mir überhaupt im Allgemeinen um einen halben oder ganzen Grad civilisirter vor als jene. Diese Impression, welche ich hier empfang, stimmte auch ganz mit dem Urtheile der österreichischen Flotten-Offiziere überein, welche, wie ich später hörte, der Ansicht sind, daß die Matrosen, die sie von Istrien erhalten, im Ganzen viel besser vorgebildet sind als die, welche ihren Schiffen aus Dalmatien zukommen.

Wie der bunte Waffenschmuck, so hört hier in Istrien auch die ganze vielfarbige orientalische Kleiderpracht der Dalmatier und mit ihr unter anderen ebenfalls der

betroddelte und beperlte Männerzopf auf. Die istrianischen Bauern sind im Ganzen recht modest gekleidet. Sie haben lauter dichtanschließende Kleider, enge Hosen, knappe Westen und kurze jackenartige Ueberröcke, Alles durchweg von derselben braunen Farbe. Ich möchte sagen, das sei so gesucht einfach, wie die Kleiderfarbe gewisser auf Einfachheit raffinirender Engländer, die sich bekanntlich zuweilen von Kopf bis zu Fuß in graues Gewand hüllen.

Uebrigens waren alle unsere Leute beritten, auf kleinen Pferden oder Eseln. Fast keiner ging zu Fuß. Und manchmal saßen auf einem kleinen Thiere ihrer zwei. Ihre Bequemlichkeit müssen sie also sehr lieben, und allerdings wissen die Deutschen und Italiener von dem trägen, phlegmatischen Sinn ihrer istrianischen Landleute gar Vieles zu klagen, und wenn man sie hört, so sollte man fast glauben, es wäre nicht viel anders als in Dalmatien.

Nachdem wir die letzten Del- und Weingärten der Campagna di Rovigno hinter uns gelassen hatten, kamen wir in's eigentliche freie Istrien, wo sich dieses Land in seiner eigenthümlichen Natur offenbarte, hinaus. Diese ganze südliche Hälfte von Istrien ist, wo nicht eben, doch nichts weniger als ein Gebirgsland. Lange Hügel und Landrücken ziehen sich durch dieselbe hin. Die Aussicht war hier überall frei, weil keine Berge oder Bäume sie hinderten, und weil wir in einer Entfernung von etwa 5 oder 6 Miglien von der Küste auf einem jener langgezogenen Höhenrücken hinfuhren. Längs der Küste selbst, die zwischen Rovigno und Pola ziemlich unbelebt ist, geht kein Weg. Alle starkbevölkerten Ort-

schaften: Peroe, Gallesano, Valle, Dignano, liegen im Innern. Wir passirten die beiden letztgenannten.

Auch kein Baum, sagte ich oben, hinderte unsere Aussicht. Denn außer in den Campagnen der Städte giebt es solche fast nirgends. Die Flächen, Höhenrücken und Gefilde waren mit niedrigem Gebüsch und Gestrüpp überzogen. Dieß sind die Büsche, welche die Istrianer aushauen und deren Ausbeute sie als Brennmaterial auf den Markt von Triest führen. Der Abend war sehr heiter und sternenhell, und wir konnten weit und breit um uns sehen. Die Natur schien uns ungefähr den Geist zu athmen, wie hie und da in dem mit Haidekräutern bedeckten Gehügel der Lüneburger Haide. Nur nach dem Meere zu mußte ein leiser Nebel in der Landschaft liegen, denn der Abendstern ging hier mit ganz blutrothem Schimmer, wie ich ihn nie glaubte gesehen zu haben, unter. Angebaute Felder sind hier eine Rarität, und auf der ganzen Strecke trafen wir, wie gesagt, nur zwei Ortschaften, von denen die eine, Valle, ein Dorf, die andere, Dignano, eine Stadt, und zwar eine für Istrien ganz bedeutende Stadt mit fast 5000 Einwohnern. Diese wie auch die anderen genannten Orte liegen auf der Spitze von Höhen etwa 600 bis 700 Fuß über dem Meere in ähnlicher Art, wie das oben genannte Buje. Man sieht sie überall, auch vom Meere her, schon von Weitem, und man könnte sie fast alle in die Classe der istrischen Spias stellen. — Ich weiß nicht, was die Bewohner hier aus den Thälern heraus und von der Meeresküste weg auf die Hügelgipfel getrieben hat.

Valle ist ganz wie ein italienisches Dorf gebaut,

mit hohen zwei- und dreistöckigen Häusern und mit Straßen, wie eine Stadt. Es hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem morlachischen oder dalmatischen Dorfe. Das Haus des Podesta in diesem Orte glich einem venetianischen Palaste und war in einem ausgezeichneten Style gebaut. Auch hörte ich hier von einer reichen Possidenten-Familie, mit Namen Bembo, reden. Diese Bembo's von Valle sollen zwar allerdings venetianischer Herkunft, aber doch nicht Sproßlinge jener berühmten Patricier-Familie sein.

Auch Dignano ist als Städtchen so stattlich, wie Valle als Dorf. Man muß auch hier alle dalmatischen Reminiscenzen vergessen. Alle Häuser ordentlich gebaut, keine solchen türkischen Trümmer, Ruinen und Schutthaufen. Auch nirgends, weder in dem Städtchen, noch außerhalb desselben, solches Felsengeklüfte und solcher steiniger Boden. Vielmehr ist das Erdreich hier überall weich und hübschgrünlich gefärbt, und wenn auch nicht bebaut, doch bebuscht und begrast.

Wir stiegen in Dignano einen Augenblick aus, um unsere Pferde verschmausen zu lassen, und kauften uns bei einem Krämer einige frische Äpfel. Ich fragte, woher sie seien. „Dalla parte del imperio, da Pisino“ (von der Seite des Reichs, von Pisino), war die Antwort. — „Imperio“ (das Reich) nennen sie hier im venetianischen Istrien noch allgemein den Theil des Landes, der seit alten Zeiten österreichisch war und zum deutschen Reiche gehörte. Ich gedachte dabei an das andere Ende von Deutschland, an Schleswig, wo sie auch noch Holstein und die Länder weiter im Süden „das Reich“ oder „im Reiche“ nennen. Wenn doch unser

großes deutsches Kaiserreich noch in der Wirklichkeit so fortbestände, wie in den Traditionen und der Ausdrucksweise seiner Nachbarvölker.

In diesem Dignano sind noch die runden Bleifenster im Schwange, aus denen überall gedämpfter Lichterschein hervorschimmerte, und die ihre runden Lichterkreise auf die Mauern der gegenüberstehenden Häuser warfen.

Unser Kutscher hatte einen großen Hund, Pylades mit Namen, bei sich. Dieser wurde, als wir hinter Dignano wieder in die Buschgegenden kamen, von zwei großen Schäferhunden angefallen, welche wie Wölfe aus dem Gebüsch hervorschossen. Unser Kutscher zeigte sich dabei um seinen treuen Pylades sehr besorgt, stand ihm mit seiner Peitsche und mit Steinwürfen tapfer bei und war herzlich froh, als wir diese Bestien los waren, von denen er sagte, daß sie hier zu Lande so schlimm wie wilde Thiere seien.

7.

P o l a.

Das Amphitheater.

In scharfem Trabe kamen wir endlich an die Küste und an die Bucht von Pola hinab, an welcher uns unser Weg eine Zeit lang hinführte. Wir waren in der höchsten Spannung in Bezug auf den Anblick desjenigen großen Bauwerks, dessentwegen Pola so berühmt ist. Mein Reisebegleiter und ich, wir hatten gewettet, wer es zuerst entdecken würde. Auf einmal sagte ich: „da liegt es! ja, das ist das Amphitheater.“ Es schien zwar nur

eine große dicke Nebelmasse oder Wolke zu sein, die an der Höhe lagerte, und mein Reisebegleiter behauptete lange, es sei nur ein Nebelstreif; aber ich hatte eine feste Ahnung, es wäre das berühmte Gebäude selbst, und dießmal hatte ich ausnahmsweise Recht.

Nach einiger Zeit traten die Umrisse schärfer hervor, und bald erkannten wir eine Andeutung der Fenster und Bogenreihen, und der Nebel stand nun, zu gigantischen Steinformen consolidirt, in einer colossalen Mauer uns dicht vor Augen. Wir sahen am anderen Tage dasselbe wundervolle Gebäude beim Sonnenaufgang, und es bot uns da einen höchst reizenden Anblick dar. Man hatte mir den zauberischen Effect dieser Ruine gelobt, wenn „Chiaro di luna,“ wenn des Mondes Glanz durch seine dunkeln Gewölbe wandert. Man hatte mir auch den Prachtanblick beschrieben, den es gewähre, wenn es mit großen Fackeln und Feuern illuminirt würde, wie dieß zuweilen bei Anwesenheit hoher Herren geschehen ist. Aber jedenfalls gehörte jener bleiche Anblick, den wir gerade jetzt hatten, zu der Reihe der verschiedenen interessanten Phasen des Anblicks, welchen das Amphitheater von Pola gewährt.

Die Steinmasse ist auf der Oberfläche hellgrau und reflectirt auch selbst bei Nacht im Contraste mit dem begrünzten Hügel, an den es sich lehnt, einen solchen graulichen Schimmer. Es sieht dann fast gespensterhaft aus, und da man durch alle die anderen kleinen Dinge, die es umgeben, nicht gestört wird, sondern nur dieß Eine sieht, so erscheint es noch imponirender. Es hat dann eigentlich, so zu sagen, sein wahres Gewand an. Man glaubt, die mächtige nebelige Vorzeit, gleichsam

in Person vor sich auftreten zu sehen. Ist nicht die ganze römische Vergangenheit selber eine solche colossale graue Masse, die aus der Ferne fast nur ein Nebel zu sein scheint, die aber, in der Nähe gesehen und betastet, ein höchst wundervolles und festes Gebäude darstellt.

Gleich hinter dem Amphitheater schimmerten einige Lichterchen hervor, es war der kleine Ort Pola selbst, in dessen von österreichischen Offizieren belebter Locanda wir abstiegen. Diese Herren unterhielten sich mit uns von einem Gegenstande, der in Pola jetzt fast noch eben so viel reden macht, wie das Amphitheater, nämlich von den berühmten Fiebern an der Küste von Pola. Sie erzählten uns, daß diese Fieber zwar in der Regel nicht tödtlich, aber doch ein sehr unangenehmes Uebel seien, und daß ihnen selten Jemand entginge, der sich hier länger aufhielte. Manche Leute leiden fast beständig daran, manche von Zeit zu Zeit, aber alle schüttelt es gewaltig, und sie magern jämmerlich dabei ab. Pola ist seiner Fieber wegen förmlich verrufen, und wie Pola so giebt es noch einige andere Orte in Istrien, die eben so übel angeschrieben sind.

Die Ursachen dieses fieberhaften Zustandes in Pola will man zum Theil in gewissen stehenden und versumpfenden Gewässern finden, welche sich in der Nähe des Orts am Ufer des Meerbusens gebildet haben, zum Theil aber auch in der Dürftigkeit und dem herabgekommenen Zustande der Stadt. Die Art und Weise, wie die Istrianer bei ihren Küstenfiebern diese letztgenannte Ursache geltend machen, war mir merkwürdig. Sie sagten mir, Pola hätte nur wenige Einwohner, die ganz verstreut lebten, und daher wäre es kein Wunder,

wenn das Fieber sie einzeln packe. In ganz Istrien wären immer die verlassenen, wenig bevölkerten und herabgekommenen Küstenpunkte dem Fieber am meisten ausgesetzt. Ehemals als Pola recht lebhaft und bevölkert gewesen wäre, habe man nichts von Fiebern gehört. Auch brauchte ich nur auf Rovigno und Triest zu blicken, wo die Straßen und Häuser recht voll mit Menschen wären, und wo es daher keine Fieber gäbe.

Ich glaubte anfangs, die Menschen sprächen ganz verkehrt. Denn ich konnte mir zwar wohl denken, daß in einem kleinen und herabgekommenen Orte, wo die Leute schmutzig und armselig leben und in einen muthlosen und deprimirten Zustand verfallen, auch deswegen die Fieber und Krankheiten häufiger sind, weil an einem solchen Orte, wie in dem Geiste so in dem Leibe der Commun, in den Straßen, Canälen und Flüssen die Gewässer und Säfte stocken und stagniren. Aber die Leute kamen mir immer besonders mit der Dichtigkeit der Bevölkerung wieder, und gerade diese dachte ich mir, müßte doch die Krankheiten noch epidemischer machen und noch mehr herumschleppen. Wir sagten sie dagegen: „Isolirung taugt gegen unsere Fieber nichts. In Rovigno und Triest giebt es recht viel Feueressen und Heerde bei einander. Da wird die Luft gereinigt. Auch die vielen Menschen, die da in den Häusern bei einander leben und innig zusammenhalten, wirken gegen das Fieber.“ Es schien mir fast, als glaubten die Leute, daß selbst die Ausdünstung vieler bei einander lebender Menschen ein Specificum gegen die fieberhafte Contagiosität der Luft sei. — Und allerdings läßt sich dieß ja als möglich denken. Es wurden mir viele Beispiele von Leuten citirt, die, an

einsamen Orten, auf unbewohnten Inseln, oder auf dem Lande in verlassenem Thälern lebend, stets am Fieber gelitten und sich am Ende genöthigt gesehen hätten, in eine bevölkerte Stadt, z. B. nach Novigno, zu ziehen, um es los zu werden. — Ich werde später noch einige Male auf diesen Punkt zurückkommen, um mich einweilen der schönen Betrachtung der herrlichen Denkmäler des Alterthums von Pola zu überlassen.

Wir waren am anderen Morgen zeitig bei der Hand, und schon vor Sonnenaufgang war ein Freund bei mir, der der Wege und Stege zwischen den Ruinen und Trümmern von Pola kundig war. Unser erster Besuch galt natürlich dem Papste oder Löwen der Stadt, dem prachtvollen Amphitheater. Ein hübscher kleiner Weg von einigen Büchschüssen Länge längs der Meereshucht führte uns dahin.

Es war ein lieblicher und warmer Morgen, und gerade in dem Augenblicke, als wir das Amphitheater erblickten, fielen die ersten Strahlen der Morgen Sonne auf seine obersten Zinnen. Diese, die gestern so grau und nebelig aussahen, erglüheten jetzt in dem schönsten Purpurroth, und bald schossen einige Strahlen durch die obersten Bogenreihen und ließen ihre Lichter in dem innersten Raume spielen, während die unteren Parteen noch im tiefsten Schatten ruhten. Weil nämlich, wie ich schon sagte, das Gebäude sich, und zwar gegen Osten, an einen vorliegenden Hügel lehnt, der die Strahlen der aufgehenden Sonne anfangs abhält, so geschieht die allmälige Beleuchtung des Ganzen sehr langsam, und es dauerte wohl eine Viertelstunde, bis die Strahlen nach und nach in alle Fenstern, Thüren und Löcher

einfielen. In dem vortrefflichen Werke von Cassas kann man eine sehr getreue Ansicht des Amphitheaters in dieser Morgen Sonnenbeleuchtung finden.

Rund um das Gebäude herum wachsen jetzt lustige Gebüsche und Bäume, und zwischendurch sind freie kleine Wiesenplätze. Unten längs des Wassers führt die Chaussee nach Dignano vorüber. Von oben über den Hügel, an den es sich lehnt, kommt ein kleiner Fußweg herab, der längs der Gemäuer hinläuft und sich bald mit jenem Hauptwege vereinigt. Die Gebüsche schimmerten überall von frisch gefallenem Thau. Auf den hohen Rändern der Gemäuer und auf den Bäumen saßen zahlreiche Vögel, die der Morgensonne entgegenzwischerten und in den inneren Räumen, in denen sie ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, von Bogen zu Bogen hin- und herslogen und das weite Amphitheater bald in der Quere, bald in der Länge durchmaßen. Auf dem Fußpfade aus dem Inneren kamen Landleute herab, junge Mädchen in ihrer Nationaltracht und mit einigen frischen Blumen im Haare und Männer, die verschiedene Gegenstände zur Stadt trugen. Sie standen bei dem Amphitheater einen Augenblick still, schauten uns Fremde groß an, theilten sich eine Bemerkung über uns und das alte Gemäuer mit und gingen dann ihres Weges weiter.

Wir setzten uns einige Augenblicke auf den Rasen des Hügel's nieder und ließen diese Scenen, zu denen das alte 2000jährige Theater immer den Hintergrund oder den Grundton hergab, ruhig an unserer innerlich bewegten Seele vorüberziehen, lauschten den Vögeln, deren silberne Stimmchen bald aus diesem Fenster, bald aus jenem, bald von der Spitze eines auf dem Rande der

hohen Mauer in schwindeliger Stellung umgeklappten Blocks, bald von einem Steine, der einst vielleicht Senatoren oder Kaisern zum Sitze gedient, erschollen — sahen wie die Sonne sich eine Etage nach der anderen eroberte und dabei die Thautropfen aus dem Grase wegzugab, — ließen eine Gruppe der conversirenden Landleute nach der anderen an uns vorüberziehen und gedachten der Fluth und Ebbe der langen Reihe von Jahrhunderten, durch die sich das Leben nun schon an diesen Mauern hin bewegt hatte.

Einige der Leute redeten wir an und fragten sie, wie sie das Gebäude nannten. „Pole Divitsch,“ antworteten sie. Obwohl ich mir gleich von Anfang her gedacht hatte, daß die slavischen Grundbewohner ohne Zweifel einen eigenen slavischen Namen für dieses Riesengebäude, das sie tagtäglich schauen, und dessen Ruhm natürlich weit im Lande verbreitet ist, haben müßten, und obgleich ich schon in vielen Beschreibungen nach diesen slavischen Namen des Amphitheaters geforscht hatte, so hatte ich ihn doch noch nirgends angemerkt gefunden. — „Divitsch“ heißt im Illyrischen „das Wunder“, und „Pole Divitsch“ bedeutet so viel als „das Wunder von Pola.“ Meine Polenjer Freunde sagten mir, daß ihre Landleute den Namen „Pole Divitsch“ wohl auch bloß zu „Divitsch“ abkürzten und, in gewöhnlicher slavischer Rede vom Amphitheater sprechend, bloß „Divitsch“ (das Wunder“) sagten.

Einen anderen volksthümlichen Namen für das Amphitheater, dem etwas Sagenhaftes zum Grunde zu liegen scheint, führt der Reisende Cassas an, der da bemerkt, daß es vom Wolfe — offenbar vom italienischen —

„Orlandina“, was wir etwa „Rolandum“ übersetzen könnten, genannt würde. Cassas aber leitet diesen Namen, der eben so interessant wie der vorige ist, auf sehr wunderliche Weise ab. Er erzählt nämlich bei dieser Gelegenheit die bekannte Anekdote von dem Zusammen treffen des Sängers des rasenden Roland mit den Räubern, die sein Gedicht so sehr bewunderten und dem Ariosto daher, statt ihn zu berauben, ihren tiefsten Respect bewiesen. Von diesen italienischen Räubern, meint Cassas, möchten sich einige, über das adriatische Meer segelnd, an die Usfoken und andere Räuber in Istrien und Liburnien angeschlossen haben. Unterwegs hätten sie nun das Amphitheater bei Pola erblickt und ihm den Namen „Orlandina“ gegeben, weil es ihnen denjenigen Palästen, die Ariosto in seinem Gedichte und in ihrer Phantasie aufgebaut, ähnlich erschienen habe. Es ist wohl sehr unwahrscheinlich, daß ein Name, den durchziehende Schelme erfannen, volksthümlich geworden sein sollte. Dagegen ist es viel glaublicher, daß wie die Rolands-Sage selbst, so auch ihre Bekanntschaft in Istrien viel älter ist als das Gedicht von Ariosto, und daß das Volk schon lange vor ihm den Namen „Orlandina“ für das Amphitheater in Gebrauch genommen hatte. Ich habe schon oben bemerkt, daß eine kleine Insel an der Küste von Istrien „Isola Orlandina“ heißt, und bei Pola giebt es noch ein altes Befestigungswerk, das der Thurm des Roland genannt wird. Ich habe ferner oben von der Rolands-Säule in Ragusa gesprochen, und wir haben also in allen diesen Namen und Facten Anhaltspunkte und Spuren, die uns zum Beweise dessen, was ich schon andeutete, dienen, daß die Rolands-Sage an dieser Ost-

küste des adriatischen Meeres gewurzelt und sich vermuthlich mit alten slavischen Volksagen vermischt habe.

Uebrigens hört man den Namen „Orlandina“ für das Theater selten, und meistens heißt es in Pola nur „il Amfiteatro“ oder noch gewöhnlicher „l' Arena“ (die Arena). Dieß letztere ist der allergemeinste Name, dessen sich fast jeder italienisch Sprechende bedient.“ Denselben populären Namen gebrauchen auch die Veronenser für ihr Amphitheater.

Wir gingen erst ein paar Mal rund um das Gebäude herum, um uns das Aeußere näher anzuschauen. Es war dieß eine kleine Reise, denn das Gemäuer hat über tausend Fuß im Umfang, und es geht dabei bergauf und bergab, zuweilen durch Gestrüpp und über Blöcke weg. Der Boden, der hie und da durch spätere Verwilderung noch unebener geworden sein mag, war es aber auch von Anfang herein. Denn die römischen Architekten, welche dieses Haus bauten, haben sich nicht die Mühe gegeben, den Bauplatz zu applaniren. Sie haben vielmehr das Gebäude nach dem im Wege stehenden Hügel accommodirt, den Abhang in den Mauern mit verwebt und diese hinten so viel erniedrigt, als vorn der Boden aus der wahren Lage wich. Das Gebäude hat auf diese Weise nach vorn eine Bogenreihe mehr bekommen, und seine übrigen Theile mußten deßhalb hinten ganz anders als vorn arrangirt werden. Vorn steht nämlich als unterste Etage eine große Reihe schöner Bogen und Pfeiler rings herum. Nur in der Mitte, wo der Boden am niedrigsten ist, haben diese Bogen und Pfeiler ordentliche hohe Pieder-

stale. Je weiter von der Mitte aus auf beiden Seiten herum der Boden anschwillt, desto kleiner werden diese Piedestale. Am Ende verschwinden sie gänzlich, und die Pfeiler wachsen ohne Piedestal aus der Erde heraus. Da, wo der Boden auf beiden Seiten herum noch höher wird, werden auch die Pfeiler kürzer, die Bogen niedriger, und sie hören am Ende, gegen den Hügel stoßend, völlig auf, so daß auf der Hinterseite diese untere Etage ganz und gar fehlt.

Ueber dieser ersten Etage steht eine zweite Bogenreihe, die der unteren sehr ähnlich ist. Sie schwebt vorn hoch auf den unteren in der Luft; hinten aber steht sie auf dem Boden des Hügels und macht dadurch nicht nur einen besonderen Eindruck, sondern gewinnt auch für architektonische Zwecke eine ganz andere Bedeutung. Es wird nämlich bei ihr, was vorn Fenster und Lichtöffnung war, Thüre und Eingang und mußte ganz anders construirt werden. Diese hintere Etage, da sie erstes Stock war und auf dem Boden selber stand, konnte und mußte viel massiver, ihre Fortsetzung nach vorn aber, die schon als zweites Stockwerk in der Höhe schwebte, etwas leichter gebaut werden.

Auf der zweiten Bogenreihe erhebt sich ein drittes Stockwerk, das oben nur eine Reihe von großen viereckigen Luft- und Lichtlöchern zeigt. Diese oberste Etage, die Attica, ist die einzige Abtheilung des Gebäudes, welche wie ein ebenmäßiger Kranz ungestört und auf gleichförmige Weise rings um das ganze Oval herumläuft. Es ist schade, daß wir, so viel ich weiß, noch kein erschöpfendes architektonisches Werk über diese merkwürdige Ruine besitzen, die dem Publicum dieselbe von

allen Seiten und in allen ihren Theilen zeigte. Ansichten von seiner bunten und pompösen Vorderseite hat man zwar genug, aber selbst Cassas, der doch in seinem oft citirten Buche dem Amphitheater von Pola nicht weniger als sieben Blätter widmet, giebt es überall nur von seiner Vorderseite und hat gar keine Ansicht von hinten oder von den beiden Enden des Parallelogramms, deren Darstellung doch so äußerst lehrreich sein würde.

Es versteht sich von selbst, daß auch auf die Substructionen und auf die Errichtung des Innern jener ins Gebäude hineinragende Hügel von Einfluß sein mußte. Die Abtheilungen, die sich vorn als gemauerte Kammern oder Gewölbe darstellen, fehlen hinten entweder gänzlich oder erscheinen als in den Boden ausgearbeitete Höhlen oder Keller. Mit einem Worte, die römischen Architekten mußten sowohl für die hintere Hälfte, als auch für die vordere einen besonderen Plan entwerfen, was sie hätten vermeiden können, wenn sie den Boden zuvor applanirt und den Hügel abgegraben hätten. Daß sie dieß nicht thaten, schien mir beim ersten Anblick eine große Störung der Harmonie des Ganzen, und ich war gar nicht geneigt, die Gründe, daß durch die Einverleibung des Hügels sowohl mehr Festigkeit gewonnen, als auch an den Kosten Vieles erspart worden wäre, zur Entschuldigung der Römer gelten zu lassen. — Aber wahrscheinlich wird es wohl doch so gewesen sein, und am Ende, als ich mir die Sache wiederholt ansah und überlegte, wollte mir die Bauart des Theaters dann sogar auch von der ästhetischen Seite recht wohl gefallen. Das Gebäude ist nämlich nicht innerhalb der künstlichen Mauern einer Stadt, sondern vielmehr in der Natur

und ins Freie hinausgebaut und sollte gleichsam als ein colossales Naturproduct in inniger Verbindung mit dieser Natur erscheinen. Mit dem Boden, so zu sagen, verwachsen und zum Theil noch in ihm steckend, scheint es gleichsam aus dem Hügel herausgewachsen zu sein und macht gewissermaßen den Eindruck eines noch werdenden und emporsteigenden Dinges, gleichsam einer Riesengeburt der Gää, welche aus ihrem Schooße noch alle Tage vor unseren Augen hervortritt. Auch die Indier und Aegyptier haben bekanntlich Felsen zu Tempeln ausgehöhlt, bei denen sie die Naturwände und die rohen Steingestalten, wie die Cyclopen und die Erderschütterer sie formten, neben den von Menschenhand polirten Säulen und Wänden stehen ließen und dadurch einen sehr ansprechenden Contrast hervorbrachten.

Wie die beregte Beschaffenheit des Fundamentes, so sind auch gewisse thurmartige Eingänge bei diesem Amphitheater etwas Besonderes, was sonst bei keinem anderen römischen Amphitheater vorkommt. Mit diesen hat es folgende Bewandniß. Zuerst sind die beiden Haupteingänge, wie bei jedem anderen Amphitheater da. Diese befinden sich an den beiden Enden oder schmalen Seiten des schönen Ovals und bestehen wie überall in weiten Thoren. Dann aber giebt es in gleichen Entfernungen noch vier Anbaue, die aus dem Ovale heraustreten und wie eben so viele viereckige Thürme sich an dasselbe anlehnen und durch alle Etagen bis zu dem höchsten Rande oben hinaufsteigen. Diese Anbaue, die übrigens eben so colossal wie das Uebrige gebaut sind, und die offenbar gleich von den ersten Architekten in das Ganze mit verwebt und nicht etwa, wie mancher Leser, der das Gebäude nicht

selber sah, denken könnte, erst später hinzugefügt wurden, sollen nach dem Glauben Einiger deswegen angelegt worden sein, um dem Gebäude noch mehr Festigkeit zu geben und gleichsam wie Klammern oder Tonnenbänder auf den Reif des Amphitheaters zu wirken. Nach der Meinung Anderer aber sollen sie bloß als verdeckte äußere Treppen zu betrachten sein. Eingänge und Thüren sieht man noch heutiges Tages in ihnen, und Treppen scheinen sie auch wirklich gehabt zu haben, obgleich diese jetzt allerdings völlig zerstört und verfallen sind.

Man denkt sich, daß etwa die Arbeiter, welche bei theatralischen Vorstellungen oben das große Segel ausspannen und befestigen mußten, in diesen Thürmen hinaufstiegen und das Wasser und ihre Geräthschaften darin hinauftrugen. Auch mögen sie natürlich sonst noch zur Beförderung der Circulation, die bei vielen Verrichtungen im Gebäude nothwendig werden mußte, beigetragen haben. Da die Leute oft halbe Tage lang in ihrem Amphitheater steckten, so ist es ja auch sehr wohl möglich, daß der Baumeister auf mehrere andere Bedürfnisse seines schaulustigen Publicums Rücksicht nahm, und daß wir in diesen Thürmen daher zum Theil solche Aus- und Anbaue sehen müssen, wie sie uns bei den Mauern unserer mittelalterlichen Schlösser auffallen.

Es läßt sich aber auch sehr gut denken, daß die Römer in den besagten Thürmen Befestigung, Circulation, Treppen, vermehrten Ein- und Ausgang und noch andere Zwecke zugleich erzielen wollten*).

*) Der geistreiche Maffei, der die sogenannte Arena von Pola gar nicht als Amphitheater für Gladiatorenspiele gelten lassen

Nachdem wir das Aeußere des Gebäudes genugsam umwandert hatten, traten wir endlich in das Innere selber ein, und dieses gewährt in seiner Art fast noch einen wundervolleren Anblick als die Ansicht von außen. Der ganze Umfang ist mit Gebüsch, Blöcken, Spuren von Mauerwerk, Gängen und Canälen, Ein- und Ausgängen und auch mit freien kleinen Grasplätzen gefüllt. Man erkennt in der Mitte das Oval der eigentlichen Arena, auch noch einige Gänge und Einschnitte, die von dieser aus zu den Verwahrungsbehältern der Thiere oder den Kammern der Wettkämpfer und Gladiatoren hinführten. Von den Sizen und Bänkreihen der Zuschauer ist aber höchst wunderbarer Weise gar keine Spur mehr vorhanden. Man sagt, die Venetianer hätten die Quadersteine, aus denen diese gebildet waren, weggeschafft und zu ihren Befestigungswerken von Pola verwendet. Das Amphitheater von Pola wäre demnach von seinen Zerstörern und Feinden gerade umgekehrt behandelt worden, wie das von Verona. Bei diesem sind nämlich alle die Reihen der Zuschauerbänke und überhaupt die ganzen inneren Einrichtungen sehr vollständig conservirt, während die äußeren Mauern weit mehr angegriffen und abgetragen wurden. Bei Pola hat

will, sondern dieselbe für ein bloßes Theater hält, hat auch von jenen thurmartigen Anbauten seine eigene Ansicht. Er sucht zu beweisen, daß sie nur ein Theil der Coulißen und Decorationen des Theaters gewesen seien und bei den Lustspielen die Häuser vorge stellt hätten, in denen zu Zeiten einige Schauspieler über der Bühne erschienen. Für Jemanden, der jene colossalen Thürme an Ort und Stelle gesehen hat, ist es unmöglich, dem großen Forscher in dieser sonderbaren Ansicht beizustimmen.

man den Inhalt und Kern überall weggenommen und die Schale gelassen. Bei dem Colosseum zu Rom ist von beiden, von Kern und Schale, viel übrig geblieben. Dasselbe ist bei dem von Nismes der Fall. Bei denen von Trier, Capua und Syracus ist dagegen sowohl der Kern als die Schale verschwunden, und nur die Fundamente und die Eindrücke im Boden, gleichsam bloß der Plan des Gebäudes, bestehen noch.

Auf der Seite, wo sich das Gemäuer an jenen Hügel lehnt, tritt der Abhang desselben, wie gesagt, in's Innere hinein, und da kann man noch heutiges Tages hinaufgehen und sich ungefähr in der Höhe des Anfangs der zweiten Etage niederlassen, um den ganzen prachtvollen Kreis um sich her zu überschauen. Auf der entgegengesetzten Seite ist aber ringsherum Alles dem Boden gleich gemacht, bis auf die Piestale der untersten Bogen, und zwar der Art, daß man überall durch sämtliche Bogenreihen in's Freie hinausschauen kann. Dieß ist sehr auffallend und setzt voraus, daß sich die Venetianer die Mühe gegeben haben, Alles rein wegzuschaffen. Nirgends ist an den Bogen ein Bröckchen Mauer oder Bank sitzen geblieben. Man begreift es nicht, wie die Venetianer auf die Idee gekommen sind, hier das Gemäuer so vollständig wegzuräumen. Es mußte ihnen einigermaßen gefährlich erscheinen, die Mauern so tief herab ganz zu entblößen. Man möchte beinahe auf den Gedanken kommen, daß dieses Gebäude nie vollendet wurde, oder daß wenigstens die Zuschauerplätze bloß auf der Seite des Hügels angebracht waren, und daß sie von diesen ihren Hügelstufen von jeher frei durch die offenen Bogen in's Meer hinaussehen konnten. Vielleicht

war das ganze Gebäude für Pola von vorn herein zu groß angelegt, und vielleicht wurde man dieß bei Zeiten inne und ließ es überhaupt nur bei den Sitzen auf der einen Hälfte bewenden. Die Geschichte des Amphitheaters mochte dann ungefähr diese sein: Die Polenser hatten vielleicht schon seit den ältesten Zeiten den Platz am Fuße des Hügels zum Anschauen von Schauspielen aller Art benützt und dabei Rasenplätze und Holzbänke an dem Rande des Hügels eingeschnitten. Hölzerne Theatergebäude mochten hier schon mehre gestanden haben, bis endlich ein Kaiser oder Proconsul zuletzt sagte, er wolle den Polensern etwas recht Erkleckliches bauen, und ihnen um ihren alten Schauplatz am Hügel einen steinernen Ring zog. Manche Gelehrte glauben, daß die ganzen Sitzapparate im Inneren des Amphitheaters bloß aus Holz construirt gewesen seien, und daß sich daraus ihr völliges Verschwinden erkläre.

Man hat auf jener Trümmer- und Hügelhöhe der einen inneren Seite des Amphitheaters ein herrliches Echo von der gegenüberstehenden Wand her. Jedes Wort wird von ihm auf das Genaueste wiedergegeben, und wir vergnügten uns lange damit, ihm deutsche, italienische und slavische Phrasen vorzulegen, die es mit einer Präcision nachahmte, wie Jeder, der seinen Mund zu einer neuen Sprache gewöhnen will, sie sich wünschen sollte. Wir ließen „die Römer“, „i Romani“, „die Imperatoren“, „Adriano“ und „Nerone“, „Orlandina“ und „Pole Divitsch“ darin erschallen, und Alles kam uns zurück, als wären alle jene Namen diesen Wänden vollkommen geläufig. Aber indem wir uns eben daran machten, noch andre recht sonore Worte zu ersinnen, um sie reso-

niren zu lassen, kam es uns plötzlich vor, als wenn uns das Echo eine Frage schnitt; es fing auf einmal ohne alle Veranlassung an zu schnauben, zu krächzen, zu blöken und laut schreiend zu stöhnen, ja fast zu iahen wie ein Esel. In der That, es war wirklich eines istrianischen Bauers Esel, der im Vorübergehen seine Schnauze durch eines der Fenster des Amphitheaters gesteckt hatte und nun dem Echo solche Mißtöne entlockte. Dieser komische Vorfall machte unseren eigenen spielerischen Versuchen ein Ende, und wir fuhren dann mit unserer kritischen Beschauung der vor uns eröffneten grandiosen Räume weiter fort.

Uebrigens hatte der Esel ganz à propos geschrieen, denn er lehrte uns eine neue Seite des Zweckes dieser Amphitheater kennen, die gewiß nicht bloß als Rückenlehnen der Sitzbänke und als Wind- und Lichtschirme, als Hersteller eines gleichförmigen Schattens oder Lichtreflexes, sondern auch als akustische Anstalten, als Zusammenhalter und Resonanzwände der Töne zu betrachten sind. Wenn auch das Heulen und Brüllen der wilden Thiere bei gefülltem Theater nicht so stark wiederhallen mochte, wie unseres Esels Geschrei an den leeren Wänden, so wurde doch jedes Geräusch gewiß bedeutend dadurch verstärkt und verdeutlicht und konnte nicht so verfliegen, wie dies in einem ganz freien, nicht ummauerten Raume der Fall gewesen wäre.

Auch von den Anstalten der Alten zum Abhalten des Regens und der Sonnenstrahlen, von der Befestigung jenes großen Regentuchs, das sie über dem Publicum ausspannten, kann man sich hier eine sehr deutliche Vorstellung machen. Man sieht noch ringsherum über

der zweiten Bogenreihe die Löcher in den Steinen, in welchen die Balken oder Stangen aufgesteckt wurden, welche das Tuch hielten. Man kann sagen, daß die ganze oberste Etage des Gebäudes, die über der letzten Bogenreihe hinlaufende und beinahe noch zwanzig Fuß hohe Einfassung, bloß eine Vorrichtung zur Ausspannung dieses Tuchs war. Ein solches Tuch mußte natürlich ein bedeutendes Gewicht haben und besonders, wenn es vom Winde gebläht wurde, eine größere Kraft ausüben als das Hauptmastsegel an unseren Linien Schiffen. Die Balken, an denen es befestigt wurde, mußten daher nicht nur stark wie Mastbäume sein, sondern auch in Oeffnungen eingelassen werden, die selbst gehörig gestützt waren. Auch durfte jenes Tuch den Zuschauern nicht zu nahe über den Köpfen wallen. Daher, sage ich, jener Aufsatz, der noch zwanzig Fuß über ihre äußersten Sitze hervorragte. Die Balken waren beinahe eben so lang und wurden unten in viereckige Steinlöcher eingelassen, gingen aber nach oben wieder durch eine zweite Reihe von Steinlöchern, die sich in einem obersten hervorragenden Steinfranze befanden. Erst an ihren aus diesem zweiten Loche hervorragenden Köpfen waren die Schnüre befestigt, welche die wallende Decke trugen und anspannten.

Schade zugleich und sonderbar ist es, daß die Römer, die doch sonst so manchen Stein mit kostbaren Inschriften versehen, diesen Amphitheatern keinerlei Explication an die Stirne gegeben haben. Auch bei dem in Pola hat man gar keine Kunde von einem Steine, der eine Nachricht von seiner Errichtung, von seinen Erbauern und von seiner Geschichte gäbe. Diese liegt daher sehr

im Dunkeln. Und eben daher, weil sich der Name keines großen Kaisers an diese Mauern geknüpft hat; wie z. B. an die Mauern des Palastes des Diocletian in Spalato, ist es natürlich, daß das Volk sich so fabelhaften Sagen in Bezug auf die Entstehung desselben überläßt. Sagte mir doch ein italienischer Bürger von Pola selbst: „Einige von unseren Leuten behaupten zwar, ein großer Soverano habe es bauen lassen; Andere aber schreiben es der Macht Gottes zu, der es selber „senza gente“ in die Existenz gerufen habe. Ich will zwar das Erste glauben, es ist wahrscheinlicher. Jedoch,“ setzte er, wieder etwas mystisch werdend, hinzu, „questa opera non ha ni principio ni fine“ (dieses Werk hat weder Anfang noch Ende). Doch haben italienische Geschichtschreiber die Zeit seiner Begründung an's Ende des ersten Jahrhunderts, zwischen die Jahre 69 und 89 nach Christi Geburt gesetzt. Ein paar Jahrhunderte hindurch mochte es von den Recitationen der Poeten oder vom Todesächzen der wilden Thiere, von den Seufzern sterbender Gladiatoren oder zu Tode gequälter Christen und von den Bravos und Evivas einer berauschten Menge wiederhallen. Als die Welt christlich und dadurch humaner wurde, mochten diese Schauplätze so vieler heidnischer Inhumanität bei den christlichen Gemeinden anfangs sehr verabscheut werden, und man war wohl nicht so sehr auf ihre Conservirung bedacht wie jetzt, wo man sich mit größerer Pietät und ohne alle Erbitterung den Werken der alten Heiden zugewandt hat. Man mochte es daher in der ersten mittelalterlichen Christenzeit leicht dulden, daß Steine und andere brauchbare Dinge davon entnommen wurden, um anderen Zwecken zu dienen. Doch ging es mit dem Verfall des

Gebäudes sehr langsam. Die Räume und Gewölbe, welche unter den Eichen der Zuschauer angebracht waren, und die Bogen, deren untere Reihen Ausgänge in's Freie hatten, wurden schon zur Zeit der Römer als Boutiquen von Krämern, Sorbetmischern, Limonadenschenkern, Salben- und Parfümverkäufern benutzt, und es ist wahrscheinlich, daß in diesen Räumen auch später, als die Gladiatorenkämpfe längst aufgehört hatten, Handel und Wandel getrieben wurde, und daß das Theater eine Zeit lang nichts Anderes als eine Art von Bazar abgab.

Als man andere Arten von Schauspielen und öffentlichen Vergnügungen, Turniere, Wettrennen, Giostras und dergleichen, erfunden hatte, mochten auch wieder dazu die einmal vorhandenen Räume benutzt werden. Wir wissen sogar mit Bestimmtheit, daß im Mittelalter bei verschiedenen Gelegenheiten Turniere und Festspiele in ihnen gegeben wurden, und dieser Gebrauch des Polensischen Amphitheaters mag ziemlich lange gedauert haben, wenn auch nicht so lange wie bei denen von Verona und Nismes, deren steinerne Bänke erhalten blieben, und die daher selbst in unseren Tagen noch mehrfach benutzt werden konnten. Vor dreihundert Jahren wollte man das Amphitheater von Pola einmal ganz abtragen, um die Steine bei der Anlage gewisser Festungswerke zu benutzen. Der Antrag dazu war nicht nur im Senate von Venedig schon gemacht, sondern die Senatoren schienen auch sehr geneigt, ihn anzunehmen. Da zeigte sich aber recht, was es mit einem solchen alten, vom Volke lange bewunderten, von ihm oft mit Vorliebe und Stolz genannten, in seine Geschichte und Sagenwelt verwebten Gemäuer auf sich hat, und wie lieb selbst auch die Po-

lenser ihre alten heidnischen Römerruinen hatten. Sie waren ganz aufgeregt, als sie von den Absichten des venetianischen Senates etwas erfuhren, und sie hätten sich vermuthlich mit gewaffneter Hand der Ausführung einer Zerstörung widersezt. Glücklicherweise saß ein sehr verständiger und gebildeter Mann im Rathe, der Senator Gabriele Emo, der sehr warm für die Erhaltung des Amphitheaters sprach, sowohl das Barbarische des Vorschlags, als namentlich auch die Schwierigkeiten, welche seine Ausführung von Seiten der alten widerspänstigen Gemäuer und auch von Seiten der ganz aufgeregten Polenser finden möchte, sehr lichtvoll auseinandersetzte, und der daher die Verwerfung des Antrags und den Beschluß, die benöthigten Steine anderswoher zu nehmen, herbeiführte. Die Polenser waren über diesen Ausgang der Sache so erfreut und dem Gabriele Emo so dankbar gestimmt, daß sie, ihm dieß auszudrücken, eine Botschaft an ihn sandten und ihm das ganze Amphitheater dedicirten. Dieß geschah im Jahre 1584.

Es fehlt übrigens nicht an Beweisen, daß man auch schon vor diesem Jahre Sorge dafür trug, daß die Polensischen Alterthümer nicht verletzt würden. Die Patriarchen von Aquileja, welche erbliche Markgrafen von Istrien und Pola geworden waren, hatten schon im Anfange des 14ten Jahrhunderts Denen, welche von dem römischen Amphitheater einen Stein rauben würden, eine bedeutende Geldstrafe angedroht. In unserer Zeit endlich hat man die passive Abwehr der Verlegung in eine active Unterstützung der Monumente umzuwandeln begonnen. Man hat in diesem Jahrhundert schon zu verschiedenen Malen Gelder gesammelt, um gewissen be-

sonders auffälligen Theilen des Amphitheaters mit Neubauten zu Hülfe zu kommen. So hat auch der Kaiser Ferdinand von Oestreich zu diesem Zwecke 3000 Gulden überwiesen. Und bei den Haupteingängen des Theaters bemerkt man einige ganz neu eingesetzte Bogenstücke zur Unterstützung dieser weiten Eingänge.

Alles in der Welt, selbst die Zerstörung und der Verfall solcher Monumente, geht auf eine gewisse Weise systematisch vor sich. Bei den griechischen Tempeln z. B. hat man bemerkt, daß gewöhnlich zuerst die schweren und überladenen flachen Dächer einstürzen. Diese nehmen in ihrem Falle die Capitäl der Säulen mit, die dabei oft auch in der Mitte durchbrechen. Dann tragen räuberische Hände die Steine, aus denen diese Säulen bestehen, bis auf die Piedestale ab, und zuletzt wird der ganze Tempel bis auf das Fundament rasirt, wie ich dieß z. B. oben bei dem Tempel des Neptun in Varenzo bemerkte. Ich dachte mir durch einen Ueberblick des jetzigen Zustandes der Amphitheater-Mauern eine Idee von der Ordnung zu verschaffen, in welcher die Unordnung hier einbricht. Doch muß ich, damit man sich dieß klar machen könne, eine Bemerkung vorausschicken, die der mich begleitende Polensische Freund machte, nämlich die, daß kein Theil der hohen Mauern des Amphitheaters den geschickten Mauerersteigern, die sich in Pola befinden, unzugänglich ist, so unersteiglich sie auch so ungeschickten Füßen, wie wir gewöhnlichen Reisenden und Alterthumsfreunde sie zu haben pflegen, scheinen mögen. „I nostri ragazzi“ (unsere Buben von Pola), sagte mir mein Freund, „können hier überall hinauf, sie klettern für ein paar Carantani bis auf die äußersten

Ränder und haben oft eine wahre Passion zu diesen halbsbrecherischen Unternehmungen“. Vermuthlich werden es dann auch wohl manche erwachsene Ragazzi verstehen. Am meisten begierig mochten die Leute in einem so metallarmen Lande, wie Istrien es ist, von jeher nach den eisernen Klammern und Bolzen sein, welche sich überall in diesem Gebäude befanden, und von denen man jetzt außer einem Reste von Rostfarbe und außer den überall vertheilten Löchern, in denen jene Klammern und Bolzen festsaßen, keine Spur mehr findet.

Daß wirklich solche Eisenklammern hier existirt haben, davon kann man sich an vielen Stellen genau überzeugen, wo man den Rost bei solchen Löchern noch sehr dick aufgetragen wahrnimmt. Hie und da schien er mir sogar noch etwas metallischen Glanz zu besitzen. — Wie bei den Aquäductbogen von Salona ist auch hier überall dieses Eisenwerk ausgebrochen. Man sieht die ganzen Riesenmauern an allen Steinecken mit einer Menge von Löchern überstreut, wo es herausgeklopft wurde. Die Steine wurden dabei an den Ecken abgesplittert und die Löcher unregelmäßig erweitert. Uebrigens ist es auch sehr wohl möglich, daß keineswegs alle diese Löcher von Menschenhand herrühren. Die eisernen Klammern mochten bei dem Wechsel der Temperatur und bei dem Ausdehnen und Zusammenziehen des Metalles selbst oft ihre Löcher weiten und sprengen und dann rostend herausfallen. — Das Amphitheater mag viele hundert Centner Eisen geliefert haben und lange, wie als ein bequemer Steinbruch, so auch gleichsam als ein ergiebiges Eisenbergwerk benutzt worden sein.

Am leichtesten kam man wohl, wie von Anfang her, so auch später noch in den thurmartigen und mit Treppen versehenen Ausbauten, von denen ich oben sprach, zur Höhe hinauf. Die Hauptzerstörung hat daher bei diesen vier Ausbauten begonnen. Zuerst haben die Ragazzi, die man wohl mit Stricken versah, damit sie diese dort oben befestigten und an ihnen dann die gelockerten Steine herabließen, zur Rechten und Linken jener Thürme hinkletternd, das oberste Gesimse des Amphitheaters oder ihre Attica überall zerstört. Es läuft nämlich als äußerste Zierde des ganzen Gebäudes auf dem Rande der Mauer noch ein schmaler Streifen, der aus länglichen Steinen besteht und von untergeschobenen Blöcken frei in die Luft getragen wird, herum. Diese Steine waren am leichtesten zu lockern, und sie sind daher fast überall zu beiden Seiten der Thürme weggeholt. Nur in der mittleren Partie zwischen den Thürmen besteht diese zierliche Schlußlinie noch unverfehrt. Dann ist aber auch bei allen vier Thürmen in den Mauern selbst eine große Bresche entstanden, so daß im Ganzen vier solche Breschen da sind. Man kann demnach sagen, daß eben diese Thürme, welche die Baumeister als die Hauptzusammenhalter des Ganzen bauten, vorzugsweise zu seiner Zerstörung Anlaß gaben. Vermuthlich wird auch in Zukunft bei diesen Thürmen die Zerstörung weiter vorschreiten und der Zahn der Zeit sich da zunächst tiefer einfressen. Ein paar andere Angriffspunkte hat dieser Zahn der Zeit bei den beiden Haupteingängen an den Enden des Amphitheaters gewonnen. Und ich erwähnte auch schon, daß man an diesen beiden Eingängen zu Reparaturen sich genöthigt gesehen hatte.

Noch geschickter als die besagten Polensischen Ragazzi sind im Klettern die Pflanzen und Gebüsch, welche, in alle Fugen eindringend, so viel zur Zerstörung der alten Monumente beizutragen pflegen. Im Ganzen, muß man zwar sagen, giebt es bei dem Amphitheater von Pola nicht sehr viel zerstörenden Pflanzenwuchs. In der oberen Etage, wo Wind und Sonne Alles wegtrocknen mögen, sieht man fast gar keinen, in der zweiten Etage aber bedeutend mehr. Hier hat fast unter jedem Fensterbogen ein Busch seine Wurzeln ins Gestein hineingetrieben. Und wenn man diese Gebüschreihe, die allerdings das Ganze jetzt ziert, noch ein paar Jahrhunderte gewähren läßt, so ist zu fürchten, daß sie in der zweiten Etage die Steine ringsum lockern und so das Ueberschlagen der oberen Etage befördern werde. Die meisten zerstörenden Kräfte sind wohl in der untersten Bogenreihe in Gang. Hier wuchern die Pflanzen am üppigsten. Hier bespülen die Regengewässer die Piedestale am heftigsten, hier streifen Menschen und Thiere vorüber. Hier muß auch bei etwaigen Erdbeben die Erschütterung und die Gefahr des Brechens am stärksten sein. Vermuthlich wird mit der Zeit einmal der Zustand der unteren Pfeiler dazu zwingen, das Obere abzutragen, oder wenn dieß nicht geschieht, so wird einmal das kopfschwer gewordene Bauwerk, etwa bei einem Erdbeben oder bei einem Wirbelwinde, ganz überkippen. Glücklicherweise kann indeß bis dahin noch manches Jahr vergehen. Denn einstweilen liegen diese soliden römischen Blöcke trotz der Entwendung ihrer Klammern noch unheimlich fest übereinander. Von den Bogen, deren man in jeder Reihe zweiundsiebzig zählt, ist noch keiner einge-

stürzt. Im Ganzen erhalten sich solche runde Gebäude auch wohl besonders lange. Sie bieten nicht nur nicht so viele schmale leicht zerstörbare Ecken dar, wie viereckige Bauwerke, sondern sie sind auch in sich selbst fester.

Die beiden Tempel.

Das Amphitheater von Pola ist zwar kleiner als die von Rom, Capua, Nimes und Verona, aber doch ist es immer noch colossal genug, und wenn man es von der Meeresseite aus sieht, so macht es sich selbst noch bemerklicher als das ganze übrige Häuflein von Gebäuden, Tempeln, Kirchen und Thürmen, aus denen die Stadt Pola zusammengesetzt ist. Indessen befinden sich auch unter diesen Gebäuden noch mehre sowohl mittelalterliche als antike, die unser Interesse im höchsten Grade in Anspruch nehmen. Wir gingen zunächst in den römischen Fußstapfen fort und begaben uns daher vor allen Dingen zu den beiden berühmten kleinen Tempeln von Pola, dem Tempel des August und dem sogenannten Tempel der Diana, die beide ziemlich von gleicher Größe sind und nahe bei einander wie Zwillinge mitten in der Stadt in der Nähe ihres Hauptplatzes oder Forums und zugleich nicht weit vom Hafenufer stehen.

Diese beiden Tempel haben in Bezug auf Zierlichkeit ihres Baues und Vollständigkeit der Erhaltung weder in Istrien, noch auch überhaupt auf der ganzen langen Ostseite des adriatischen Meeres ihres Gleichen. Sie gehören überhaupt, auch wenn man Italien selbst mit in Vergleich zieht, unter allen den sichtbaren Spuren, die uns von dem römischen Weltreiche übrig geblieben sind,

zu den Pretiosen und sind entschiedene Raritäten. Ganz insbesondere ist dieß mit dem Tempel des Augustus der Fall. Denn obwohl von nicht sehr großen Dimensionen, ist er doch fast gänzlich unversehrt. Die korinthischen Säulen seiner Vorhalle stehen noch alle aufrecht. Selbst die zierliche Steinmegarbeit an den Säulen ist vollständig, so wie auch die Ausmeißelungen an dem Gebälke. Nur hie und da sind die Ränder des Daches etwas eingefressen, und allerdings natürlich auch überall die scharfen Ecken der Steine ein wenig abgerundet und bräunlich gefärbt.

Auch die Inschrift vor der Fronte des Tempels ist noch sehr deutlich zu lesen. Ihr zufolge war der Tempel nicht bloß dem Augustus, sondern auch der Roma geweiht, denn sie lautet: „Romae et Augusto Caesari Divi Filio Patri Patriae“ (der Roma und dem Augustus Cäsar, dem Sohne des Göttlichen, dem Vater des Vaterlandes). Solche der Roma und dem Augustus zugleich geweihte Tempel machten im römischen Reiche eine eigene Classe aus. Fast in allen Provinzen wurden dergleichen errichtet. Augustus wollte nicht anders in den Kreis der Götter eingeführt werden als an der Hand der Roma und gestattete den sich zu seiner Vergötterung herbeidrängenden Unterthanen daher den Tempelbau nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie auch der Roma in der Inschrift erwähnten und auch ihre Statue neben der seinigen in dem Tempel aufstellten. Es war aber im Grunde wohl mehr Diplomatie als Bescheidenheit bei diesem Verfahren; Roma war, so zu sagen, die Braut des Augustus, die er, der Glückliche, in den bürgerlichen Wirren entführt hatte, und die er sich durch religiöse Ceremonien gewissermaßen antrauen lassen wollte,

etwa wie der venetianische Doge das adriatische Meer. Das ganze römische Reich wimmelte von solchen — wir mögen sie wohl so nennen — Trauungstempeln des Augustus und der Roma, in denen ihre beiden Statuen nebeneinander standen und dem Publicum als etwas Zusammengehöriges zugleich zur Anbetung dargeboten wurden. Mich dünkt, diese Tempel gehören in historischer Hinsicht, nämlich als Zeugen und gewissermaßen als steinerne Besiegelungen der Vollendung eines großen Strebens, als Kennzeichen der in Rom hergestellten Monarchie, zu den merkwürdigsten von allen, welche je im römischen Reiche gebaut worden sind. Und ich finde, daß man in dieser Beziehung ihre Bedeutung noch nicht genugsam hervorgehoben hat. Der Director des kaiserlichen Münzkabinetts, Hofrath Arneth, führt in seinen Bemerkungen über eine Reise nach Istrien und Dalmatien verschiedene Roma- und Augustustempel an, von denen noch in mehren gallischen, griechischen und kleinasiatischen Städten Spuren existiren. Auch citirt er die griechischen Inschriften, welche diese Tempel trugen, und welche ganz übereinstimmend mit der von Pola lauten, nur mit dem Unterschiede, daß die Herren Stadträthe dabei zuweilen, vermuthlich um dem Augustus zu schmeicheln, seinen eigenen Namen dem der Braut (Roma) haben vorangehen lassen. Hofrath Arneth ist der Meinung, daß der Tempel von Pola im Jahre acht nach Christi Geburt nach der Besiegung der Illyrier durch Tiberius und Germanicus gebaut worden und insofern einzig in seiner Art sei, als er der besterhaltene von allen Tempeln seiner Gattung ist. Der französische Künstler Cassas, der unter Napoleon's Consulate in diesen Ländern eine Reise aus-

führte, hat in seinem oft citirten Werke diesem Tempel vier Blätter gewidmet, die sehr gut getroffene Vor-, Rück- und Seitenansichten desselben geben, aber insofern jetzt nicht mehr ganz passen, als man an der Thür und Treppe etwas geändert und restaurirt hat. Auch hat Cassas es nicht lassen können, die Umgebungen des Tempels mit einigen phantastischen Ruinentrümmern, Bäumen und sonstiger malerischer Staffage zu füllen, die wenigstens jetzt nicht mehr vorhanden sind.

Man hatte die Güte, uns den Tempel aufzuschließen, dessen Inneres jetzt sehr passend in ein Museum verwandelt und zur Aufbewahrung römischer Statuentheile und Inschriftenbrocken benutzt ist. — Es sind viele Dinge darunter, welche die Beachtung des Alterthumsfreundes verdienen.

Im vorigen Jahrhundert, dem sogenannten „philosophischen Jahrhundert“, wo man aber noch keineswegs auf die Erhaltung der Alterthümer so bedacht war, wie in unserem Seculo, das ich seiner Haupttendenz nach das historische nennen möchte, hatten die Polenzer ein — Marionettentheater in diesem Tempel. Man sieht an den Wänden noch einige Spuren von Malereien, welche der Marionettentheater-Director als Decoration oder als ein Complement seiner Coulissen dort angebracht hatte. Ein anderes Mal machten die Polenzer diesen Tempel zu ihrem städtischen Kornmagazine.

Schlimmer als dem Augustustempel, der zwischen verschiedenen Gebäuden versteckt und etwas abseits liegt, ist es seinem Zwillingsbruder, dem vom Volke sogenannten Dianentempel, der aber vermuthlich nicht der Diana, sondern dem Mercur gewidmet war, ergangen.

Er hat ganz dieselben vortrefflichen Dimensionen und scheint überhaupt ganz in demselben gefälligen Style gebaut gewesen zu sein. Auch sind seine Pilaster und Mauersteine mit eben solchen braunen rostartigen Flecken und Streifen gezeichnet, wie der Augustustempel, das Amphitheater und überhaupt sämtliche Alterthümer von Pola. Diese röthlichen und gelbbraunlichen Schattirungen sind etwas allen Steinen von Pola, ja ganz Istrien und Dalmatien Eigenthümliches. Die meisten Steinarten dieser Länder haben nämlich inwendig diese Farbe. Auswendig werden sie zwar mit der Zeit grau, — hellgrau, — wo aber etwas Gestein absplittert, zeigt sich darin jene innere bronzeartige Farbe, die dem Gebäude ein sehr markirtes und edelernstes Ansehen verleiht.

Der Tempel der Diana lag mit seiner Fronte etwas mehr an der Hauptseite des Polensischen Forums. Als die Altäre darin verfallen waren und dieß öffentliche Gebäude nun leer und ohne Bestimmung dastand, fand der Magistrat von Pola es angemessen, seine Stadtwache hierher zu verlegen. Auch hat man die Vorderseite des Tempels, vermuthlich nur allmählig im Laufe der Zeiten, zu einem Hause für den Podesta der Stadt umgewandelt. Der Tempel selbst bildet nun von diesem Hause den hinteren Theil. Ich glaube, der Podesta wohnt noch heutiges Tages darin. In der unteren Partie aber haben die österreichischen Soldaten ihre Hauptwache. Durch das Dach des Tempels ist ein Schornstein getrieben, auch sind in den Seitenmauern einige Fenster durchgebrochen. Ein Eingang oder ein Loch hinten war mit Bretern versehen, durch deren Fugen wir in einen finsternen Raum blickten. Es scheint dort jetzt eine Art von Polsterkammer

oder Magazin für die Soldaten zu sein. So ist der Mensch denn überall wie der Aukuf, der seine Eier in anderer Leute Nester legt, oder wie jener Krebs, der die Schnecke umbringt, um ihr Haus sich anzueignen. — Die Rückseite des Dianentempels hat ihren Schmuck noch eben so vollständig, wie die des Augustus, die Bildhauerarbeit des Frieses, die Knäufe der Pilaster und alles Uebrige.

Triumphbogen und Thore.

Das vierte antike Prachtstück von Pola, das alle Wuth der Illyrier, alle Barbarei der Slaven, alle Plünderungen, Bombardements der Genuesen und Franzosen, alle Zerstörungsdecrete der venetianischen Senatoren überdauerte, ist der sogenannte Triumphbogen der Sergier, „il Arco dei Sergi,“ vom Volke auch wohl, „la porta aurata,“ das vergoldete Thor, genannt, obgleich diese letztere Benennung eigentlich ein Quiproquo ist. Denn im Grunde genommen steht dieser Bogen nur dicht vor der eigentlichen Porta aurata, welche ein Thor der Stadt ist. — Der „Arco dei Sergi“ ist an und für sich sehr schön und dann auch durch Betrachtungen, die sich daran knüpfen lassen, interessant. Die Sergier waren eine berühmte römische Familie, die sich schon zu den Zeiten der Republik auszeichnete. Ein Zweig dieser Familie wurde nach Pola versetzt, vielleicht mit einer dahin geführten Colonie römischer Bürger und als Anführer derselben. Auch in diesem kleinen Orte, der übrigens damals nicht so klein war, wie jetzt, und über 30,000 Einwohner gehabt haben soll, blieben die Sergier unter den Primaten, waren Magistratspersonen, Kriegsoberste, Duumviren und Aedilen der Colonie. Die Gemahlin eines dieser

Sergier, die eine sehr reiche Frau und zugleich ein äußerst liebevolles Weib gewesen sein muß, setzte nun ihrem Manne, Lucius Sergius, wahrscheinlich, als er siegreich aus einem illyrischen Kriege heimkehrte, jenen prachtvollen Triumphbogen. „Salvia Posthuma Sergii de sua Pecunia“ (Salvia Posthuma, des Sergius Gemahlin, setzte dieß Monument von ihrem eigenen Gelde). So lautet diese Inschrift.

„Von ihrem eigenen Gelde“, eine uns wenig ansprechende Phrase. Der Bildhauer hätte wohl eigentlich noch die zarten Hände dieser Polensischen Grösa mit ein paar Zechinen zwischen den Fingern daneben in den Stein meißeln können. „Von ihrem eigenen baaren Gelde.“ „Das habe ich mit baaren zweihundert Ducaten bezahlt,“ wie oft hört man diese oder eine ähnliche Phrase auch wohl unter uns. Aber unsere Reichen sind doch noch mäßig, und keinem von ihnen würde es wohl je bekommen, so etwas in die Inschrift eines Monuments mit großen Buchstaben einmeißeln zu lassen. Die Alten müssen doch in jeder Hinsicht nicht nur ferniger, sondern auch schroffer als wir gewesen sein. Ich denke mir, jene Salvia Posthuma war eine Capitalistin, die der junge hübsche Oberst Baron Sergius als eine gute Partie für seine Familie betrachtete. Ob aber diese nicht nachher selbst zuweilen über das „de sua pecunia“ und die daraus hervorschim mernde Eitelkeit der guten Tante Salvia, die sowohl in ihr Geld als in ihren Lucius etwas überverliebt gewesen sein muß, sich etwas lustig machte, lasse ich dahingestellt. Aehnliche Dinge und Ausdrücke, die wir undelicat nennen würden, sind auf den Inschriften der alten Römer übrigens nicht selten.

Dem sei, wie ihm wolle, das Monument selbst ist herrlich ausgefallen und hat den Lucius Sergius und seine Frau, sowie auch seinen Vater und Vatersbruder — denn auch für diese sind Inschriften angebracht — für wenigstens ein paar tausend Jahre verewigt und in den Mund der Leute gebracht. Die Posthuma hat nicht bloß vollwichtige Ducaten, sondern auch geschickte Architekten und Künstler von Geschmack bei ihrem Familienmonumente verwendet. Es gehört, wo nicht zu den größten, doch, wie der Tempel des Augustus und der Roma, zu den zierlichsten und bestconservirten Bauwerken, die wir aus dem Alterthume haben, und hat man es einmal in's Auge gefaßt, so bringt man die Blicke wie bei allen Dingen von so colossalen Formen und Proportionen kaum wieder davon. Die Verhältnisse der Höhe, der Breite des Bogens selber sind äußerst schön und harmonisch. Zu jeder Seite des Thores tragen zwei höchst zierliche corinthische Säulen das Portal oder das Gebälk und die darüber gesetzte Attica des Bogens. Diese Attica und das Gebälk, sowie auch der von dem Ganzen umschlossene Bogen selber sind sehr reich verziert. Die Nebeninschriften stehen hoch oben, an den Eckblöcken der Attica, die Hauptinschrift „Posthuma de sua pecunia“ unmittelbar über dem Bogen, an der Fronte des Gebälks. Die Ecken, welche zwischen diesen und dem Bogen blieben, füllen zwei Kränze tragende Victorien aus. Reiche in Stein ausgemeißelte Blumengewinde schlingen sich über den Säulen um den Fries herum. Besonders hübsch ist die Ausschmückung der Wände des Durchgangs selbst. Sie sind wie Weingelände gestaltet, und überall hängen viele ausgemeißelte Trauben am Ge-

stein. Diese sind in einer so hübschen an Weingärten reichen Campagna, wie es die von Pola ist oder wenigstens damals war, sehr passend. Es sieht so aus, als hätte man gleich aus den benachbarten Weingärten der Sergier selbst das Material zu der Pforte genommen. Dieses steinerne Weingelände harmonirt dann recht hübsch mit der Landschaft umher. Gerade in der Mitte der Bogenwölbung im Inneren ist ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, um dessen Leib sich eine Schlange windet, eingemeißelt, und in den vier Ecken des Adlersteins finden sich vier Fischchen. Vielleicht war dieß das Wappen der Sergier.

Es ist sehr schade, daß man den Anblick dieses hübschen Triumphbogens nicht von allen Seiten frei genießen kann. Man hat — vermuthlich that dieß ein alter istrianischer Markgraf des Mittelalters — auf der einen Seite das Thor in die Stadtbefestigung einmauern lassen. Obgleich diese Stadtbefestigung jetzt selbst hier schon ringsumher wieder zerstört ist, so hängen doch noch zwei große Lappen oder Flügel von ihr an dem Triumphbogen fest.

Merkwürdig ist und bleibt es, daß der Name dieser unvertilgbaren römischen Colonisten, dieser Sergier, am Ende Alles überdauerte, was sich später in Pola berühmt und geltend machte. Von den Patriarchen von Aquileja, von der markgräflichen Familie der Sponheim, der Andechs, der Eppenstein und wie sie alle heißen mögen, selbst von den byzantinischen Kaisern und sogar von Carl dem Großen findet man hier keine Spur mehr. Sie sind wie vergessen. Aber die Sergier und die Posthuma kennt jedes Kind in Pola, das buchstabiren kann. Uebrigens hielten sich die Sergier wie das steinerne

Weinlaub an ihrem Monumente viele Jahrhunderte lang in Blüthe und Frucht und waren noch selbst im dreizehnten Seculo in Pola die erste Familie. Damals rivalisirte mit ihnen dort die Familie der Jonatafi, welche an der Spitze der sogenannten Volkspartei, so wie die Sergier (Sergi) an der Spitze der aristokratischen oder auf Monarchie hinielenden Partei standen, wie es denn damals zur Zeit der Capuletti und Montecchi in allen italienischen Städten solche Parteiungen und Familienfehden gab. Die Sergi waren im Ganzen siegreicher, hatten sich schon auf dem Castell von Pola befestigt und gerirten sich wie Herzöge der Stadt, wie die Visconti, Sforza u. s. w. in anderen größeren italienischen Städten. Sie nannten sich daher auch von jetzt an lieber „Castropola“ (Pola's Schloßherren) als Sergi. Aber im Jahre 1271 brach eine Verschwörung der Jonatafi und der Volkspartei gegen sie aus, deren blutiger Erfolg mit allem Hochtragischen wetteifern kann, was bei Gelegenheit dieser mittelalterlichen Parteiungen sich sonst in anderen Städten Italiens ereignet hat. Am Vorabende des Charfreitages pflegte man in Pola eine feierliche Proceßion zu halten, die in so hohen Ehren stand, daß Niemand sich davon ausschließen konnte. Auch sämtliche Mitglieder der Sergischen Familie, aus ihrem Castelle hervorkommend, pflegten dabei zu erscheinen. Als sie Alle beisammen waren, zogen die Verschworenen die Waffen und machten sie sammt und sonders nieder, stürmten dann auch das Schloß, um dort die Kinder der Sergi aufzusuchen und zu tödten. Nur ein einziges Knäblein ist dabei entkommen, das, in ein Franciskanerkloster gerettet, erhalten wurde und später den Stamm

der Familie fortsetzte. Ob es jetzt noch Sergier oder Gastropolas in Pola giebt, erfuhr ich nicht.

Nicht weit von dem Monumente der Sergier lag ehemals das Theater von Pola, eben so wie das Amphitheater an dem Abhange eines Hügels. Es ist gleichfalls ein großes prachtvolles Gebäude gewesen und soll nicht weniger als zehntausend Personen haben fassen können, d. h. etwa das Dreifache von dem, was jetzt unsere größten Theater aufnehmen können. Aber die Mauern und Säulen dieses Gebäudes sind ganz und gar in die venetianischen Befestigungen übergegangen, da für sie kein Gabriele Emo austrat. Man sieht jetzt nichts mehr davon als den Platz, auf dem es stand, und den halbkreisförmigen Ausschnitt des Berges, an den es sich lehnte. Dieser Berg hat noch heutiges Tages den Namen Theaterberg oder kurzweg „Theater“, im Dialekte der Polenser, die das Wort „Theatron“ nach griechischer Weise aussprachen und corrupirten, „Zaro.“

Ausgrabungen der alten Römerstadt.

Die Stadt Pola liegt eigentlich rings um einen hohen Felsenhügel herum, der ihr Centrum bildet, und auf dessen Gipfel sich ehemals das Capitol oder die Akropolis, dann die Festung der istriischen Markgrafen, darauf die der Sergier oder Gastropolas und später die der Venetianer befand, welche letztere auch noch jetzt erhalten oder vielmehr nach der Zerstörung durch die Franzosen im Jahre 1814 wieder hergestellt worden ist. Jetzt geht die Stadt nur noch in einem Halb- oder Viertelskreise um jenen Berg herum, in alten Zeiten aber scheint sie den Kreis fast ganz abgeschlossen zu haben. Ein Theil

der alten Römerstadt, namentlich die Partie im Norden zwischen dem Capitol und dem Amphitheater, verfiel im Laufe der Zeiten in Trümmer und wurde allmählig gänzlich unter Schutt und Erde vergraben. Das Terrain, das diese zum Theil sehr kostbaren Trümmer bedeckt, ist zur Hälfte ein wüstes Land, zur Hälfte Weingarten. In neuerer Zeit aber hat man hier Nachgrabungen angesetzt und dabei, so zu sagen, ein zweites Pompeji unter dem Weingartenlande entdeckt. Dieser Nachgrabungen hatte sich in letzter Zeit besonders ein liebenswürdiger junger Gelehrter, der Abbate Carrara, mit enthusiastischem Eifer gewidmet. Allein im Verlaufe des verflossenen Jahres hatte ihn mitten in der Blüthe seines Lebens und seiner erfolgreichen Laufbahn ein trauriges Geschick dahingerafft. Er starb plötzlich und unerwartet an einem heftigen Fieber. Obgleich der junge Abbate schon mehre Monate todt war, so hörte ich doch noch alle Polenser ihn beklagen. Es ist etwas Eigenes und höchst Rührendes um diese gemeinsame Trauer der italienischen Bürger bei dem Verluste eines der ganzen Stadt theueren Menschen. Ich weiß nicht, ob wir so zärtlichen Antheil an Todesfällen nehmen, die nicht gerade unsere Familie betreffen. Und es scheint mir darin noch eine Spur antiken Gemeinfinns zu liegen. Mir kam es vor, als hätte die ganze Stadt Pola um ihren Abbate Carrara Trauer angelegt. Kaum fing ich mit irgend einem Polenser an über die Alterthümer seiner Stadt zu reden, so theilte er mir mit den betrübtesten Mienen von der Welt und fast mit Thränen in den Augen die Neuigkeit mit. „Ah Signor, abbiamo perduto la piu cara persona della nostra citta. (Ach,

Herr, wir haben den trefflichsten Mann unserer Stadt verloren). Sie haben wohl den Carrara (*il nostro Carrara*) nicht gekannt?“ — Auch als ich später in Triest einigen Polensern begegnete, war dieß gleich ihre erste Aeußerung. Meine Begleiter in Pola selbst nannten ihn immer „*il povero Defunto*“ (den armen Verbliebenen) und setzten dabei stillschweigend voraus, daß ich wüßte, wen sie damit meinten. Sie thaten dieß in so betrübter und fast andächtiger Weise, daß ich Anfangs fragte, ob Carrara etwa ein Verwandter von ihnen sei. „No Signor, ma era la piu amabile persona del nostro luogo! (Nein, Herr, aber es war der liebenswürdigste Mann unserer Stadt). Ach es ist ein Verlust, der uns Alle getroffen hat. O wenn er jetzt noch lebte und Sie selber herumführte, wie schön würden Sie dann unsere Antiquitäten sehen!“

Der „arme Verbliebene“, mit sehr geringen Mitteln strebend, hatte Jahre lang Alles in Bewegung gesetzt, um den untergegangenen Theil von Pola wieder aufzudecken. Er hatte es mit unausgesetzten Bemühungen dahin gebracht, daß das Gouvernement jenen Landstrich, der wie ein Aschen- und Lavalager die Straßen und Thore des römischen Pola bedeckte, ankaupte und auch einige Geldsummen vorschob, um die Ausgrabungen beginnen zu lassen. Er hatte mit aufopferndem Eifer die Local-Geschichte von Pola studirt, um diese Arbeiten geschickt leiten zu können, und in seinem Geiste war die intimste Kenntniß jeder Inschrift, jedes alten Steines von Pola deponirt, und ein solcher Schatz bildet sich so leicht in dem Kopfe eines Menschen nicht wieder. „O wir Alle sind Unwissende im Vergleich mit ihm, es ist Keiner unter uns, der ihm gleich käme“, so klagten

Alle, welche mich auf der alten römischen Straße hinführten, die von der „Porta Gemina“ (dem Doppelthor) zum ehemaligen Capitol hinaufging. Diese „Porta Gemina“, so genannt, weil sie zwei Eingänge hat, steht an der Seite der Stadt gegen das Amphitheater zu und ist jetzt beinahe völlig herausgegraben. Zahlreiche Trümmer von Architraven und Säulenstücke lagen noch darunter verstreut. Ein Kopf, ein Jupiter Ammon, blickte, erst halb entblößt, aus dem Boden hervor, der zu beiden Seiten des Pflasters zwei Ellen hoch aufragt. Am Ende der Straße, auf der man noch das römische Pflaster erkennt, kamen wir durch ein zweites Thor am Fuße des Capitols, und hier sind wieder einige Bogen und alte Treppen aufgedeckt, deren Stufen so gut erhalten sind, daß wir uns ihrer noch jetzt bedienen konnten. Zur Seite dieser Thore und Straßen liegt Alles noch vergraben, und es ließe sich hier wohl Manches finden. Aber der Hindernisse und Schwierigkeiten sind viele. Und das Schlimmste ist, daß sich nicht so bald wieder ein für die Sache begeisterter Carrara finden wird. — Oben jenseits der bezeichneten römischen Treppen kamen wir zum Capitol hinauf, das, wie gesagt, jetzt mit venetianischen Festungswerken bedeckt ist. Auch bei ihnen sahen wir manches höchst Interessante und Malerische, dessen Einzelheiten ich hier aber übergehe.

Doch mag ich noch als eines letzten römischen Ueberrestes der sogenannten Hercules-Pforte (Porta d'Ercole) erwähnen, die wir im Nordosten des Capitols besuchten. Dieses Thor ist aus einem mir unerklärlichen Grunde schief gebaut, in seiner Ausschmückung sehr einfach, und soll das älteste Bauwerk in ganz Pola

sein. Es hat seinen Namen von einem colossalen Kopfe, und einer plumpen Säule, die in dem Steine ausge-meißelt sind, und von denen man glaubt, daß sie den Hercules andeuten sollen. Man sieht hier auch noch die Löcher, in denen sich die eisernen Zapfen der Thor-angeln bewegten.

Kirchen und Klöster.

So viel von den römischen Antiquitäten von Pola. Aber auch an interessanten mittelalterlichen Gebäuden bietet diese kleine Stadt nicht Weniges dar. Außer der pittoresken Festung besuchte ich von diesen jedoch nur zwei, das Convento di San Francesco und den Duomo.

Der Dom von Pola ist weder so alt noch so ausgezeichnet wie der von Parenzo. Er stammt in seiner jetzigen Gestalt aus dem 14ten Jahrhunderte. Nichtsdestoweniger gewährt ein Besuch in seinen Räumen ein vielfaches Interesse. Der Kunstliebhaber findet hier mehre schöne Bilder, der Historiker die Gebeine und das Monument des Königs Salomo von Ungarn, der sich nach Pola in der Mitte des zwölften Jahrhunderts zurückzog, daselbst büßend lebte, fromm starb und unter die Heiligen versetzt wurde. Diocletian ist also nicht das einzige gekrönte Haupt, das die stillen Hafenplätze der Ostküste des adriatischen Meeres als Asyl aufsuchte. Außer ihm und Salomo haben wir gleich in Pola noch einen, den König Rasparasanus, den Beherrscher der Rossalanen, der auf der sogenannten Oliveninsel in der Bai von Pola begraben sein soll. Der Prinzen und Herrscher, welche an die Küste von Illyrien, auf dalmatische Inseln, in istrische oder liburnische Häfen, von Rom

oder von Byzanz her verbannt wurden, könnten wir noch mehr nennen.

Man sagte mir, die Kathedrale von Pola sei äußerst arm, ganz kirchenmauſarm, und man erklärte mir aus ihrer Armuth einige Verhältnisse, die ich dort bei meinem Besuche bemerkte, erstlich, daß die Kirchendiener ihre Wachstockstückchen an große Schilfrohre gebunden hatten und mit diesen Schilfrohren in der Kirche herumliefen, um die Kerzen anzuzünden, — dann, daß die großen Wachskerzen auf dem Chore keine Leuchter hatten, vielmehr für sie bloß runde Löcher in dem Boden ausgehöhelt waren, in denen sie steckten, — endlich, daß man nicht mit Glocken zum Kirchgange läutete, sondern die Kirchendiener zu diesem Zwecke mit Klingeln und Schellen durch die Stadt liefen. — Vielleicht war auch das in Folge der Armuth der Kirche geschehen, daß man sich hier zu einem Weihwassergefäße eines hübschen kleinen römischen Marmorbeckens bediente, das man irgend einem antiken Bade entnommen hatte. Dieses Marmorbecken hatte zu den vier Seiten vier Nischen, in welchen kleine Amoretten, eine Venus und andere Figürchen lagen, die wohl für ein heidnisches luxuriöses Bad passend, aber für den Weihwasserkessel einer christlichen Kirche wenig geeignet schienen.

Die Italiener, deren römisch-katholische Kirche ja überhaupt noch so vielen heidnischen Stoff in sich aufgenommen hat, stört dergleichen aber gar nicht. Auch in einem kleinen Orte Dalmatiens, ich erinnere mich nicht mehr des Namens, hatten, wie dieß in Italien öfters passirt, die Bauern eine aufgefundenene heidnische Götterstatue in die Kirche gebracht, sie als etwas ganz

Besonderes angebetet und diesen von ihnen creirten Heiligen so lieb gewonnen, daß es Mühe genug kostete und sogar die Einschreitung der bewaffneten Gewalt nöthig wurde, um die besagte Marmorstatue für das Museum, wo sie allein hingehörte, zu erobern.

Das Franziskaner-Kloster, dasselbe, in welchem der Stammhalter der Sergier gerettet wurde, liegt oben auf dem Berge des Capitols in der Nähe der Festung, in einer höchst reizenden Position. Seine Kirche ist schön gebaut. Einige seiner Fenster sind von durchbrochener Steinarbeit sehr zierlich construiert und gewähren in den Verschlingungen ihrer steinernen Einfassungen äußerstwerthvolle Beiträge zu der Kunde der Ornamentik im gothisch-arabischen Genre. Sie sind von den dankbaren Sergiern in's Kloster gestiftet worden und befinden sich innerhalb des Klosterhofes. Unter ihnen läßt sich der Reisende am liebsten für einige Augenblicke nieder, weil er gerade hier den hübschen Lorbeerbaum vor sich hat, deretwegen der Klosterhof so berühmt ist. Dieser Lorbeerbaum des Franziskaner-Convents von Pola soll nämlich schon zu der Römer Zeiten hier existirt haben. Und um diese Sage noch aussprechender zu machen, berichtet die Fama sogar, daß der Kaiser Augustus selbst sich einmal einen Lorbeerfranz von diesem Baume habe pflücken lassen. Was an dieser Erzählung Wahres sei, mag auf sich beruhen. Gewiß aber ist es, daß jener Baum nicht einmal ein ächter Lorbeer, sondern nur ein Kirschlorbeer ist. Aber freilich ist es, wie ich glaube, auch noch zweifelhaft, ob die Alten ihre Lorbeerzweige von dem Kirschlorbeer oder vom wirklichen Lorbeer nahmen, mit dessen Blättern wir unsere Reissuppen würzen.

Deutsche Maler haben zu wiederholten Malen Ansichten von diesem Polensischen Lorbeerbaume in der Mitte des friedlichen Klosterhofes aufgenommen. In der Ansicht, die er uns eben jetzt bot, lag etwas Humoristisches. Es saßen nämlich die Hühner des Klosters — das übrigens heutiges Tages gar kein Mönchsaufenthalt mehr ist — auf seinen Zweigen vertheilt und genossen, in sich zusammengekauert, einer ungestörten Morgenruhe. Die ruhmfüchtigen Blätter des Baumes, die einst Augustus für ewige Zeiten adelte, hingen an verschiedenen Zweigen herab und umschlangen nun, in Ermangelung eines römischen Kaisers, die hohlen Köpfe dieser schlummernden dummen Vögel. Wir Menschen sind immer sehr geneigt, an das Außerordentliche, was man uns erzählt, zu glauben — eine Neigung, in Folge deren pure Erfindungen mit dem Glanze historischer Ereignisse in unseren Annalen schimmern — und ich konnte daher nicht umhin, mir einen Blätterzweig von diesem Baume zu pflücken und ihn als Andenken an Pola und Augustus mitzunehmen.

Die Steinbrüche bei Pola.

Wie jetzt die Alterthümer von Pola, so waren einst die Steinbrüche dieser Gegend, welche jenen alten Bauwerken das Material lieferten, sehr berühmt. Pola ist, so zu sagen, ganz von Steinbrüchen umgeben. Einige derselben liegen auf den Inseln vor dem Busen der Stadt, andere einige Miglien von derselben in der Richtung der Punta di Promontore, der äußersten Südspitze von Istrien. Nicht bloß das Amphitheater und die übrigen genannten schönen Bauwerke von Pola gingen aus diesen Steinbrüchen hervor, vielmehr hat diese Stadt Jahrhun-

derte lang, so zu sagen, wie ein Gletscher Steine von sich gegeben, nach Aquileja, nach Ravenna, nach Venedig hin, und man findet die istrianischen Bausteine unter den Ruinen dieser alten Städte rings um die Nordspitze des adriatischen Meerbusens herum aufgehäuft, gleichsam wie in dem Damm einer weitverbreiteten Muräne. Namentlich sind viele Monumente in Ravenna, von welchem aus Pola eben so lange wie von Venedig aus beherrscht wurde, und insbesondere die schönen Monumente aus Theodorichs Zeit aus Polensischen Steinen errichtet. Auch die Murazzi am Lido von Venedig sind größtentheils aus diesen Steinen gebaut, obwohl sonst die Venetianer es meistens vorzogen, schon fertig gearbeitete Steine den Gebäuden ihrer Provinzstädte zu rauben, wie sie denn auch namentlich Hunderte von Blöcken und Marmorsäulen aus der Kirche von Pola entführt haben, die nun den venetianischen Kirchen neben den Säulen aus dem Tempel des Salomo in Jerusalem und aus vielen anderen weitentfernten Orten einverleibt sind*).

Man kann sich daher denken, daß der Besuch der Steinbrüche von Pola ein großes historisches Interesse hat, namentlich auch ein kunstgeschichtliches. Eine genaue Untersuchung ihrer Steinarten könnte uns über die Beschaffenheit und Geschichte manches Kunstwerks vieles Licht verbreiten. Auch wären hier, wenn man sie alle

*) Die Steinbruchstätten der Venetianer liegen längs der ganzen Ostküste des adriatischen Meeres. Gleich bei Triest, wo sehr große venetianische Steinbrüche waren, beginnen sie. Und an den Bocche di Cattaro gab es auch noch sehr berühmte. Namentlich wurden rothe Kalksteine bei Lepetano an der Bocca gebrochen, mit denen der Marcus-Platz gepflastert ist.

genau untersuchte, wohl noch einige Spuren unausgeführter Römerarbeiten zu entdecken. Ebenso könnten wir mit ihrer Hülfe nachweisen, welche weitere Pläne die Römer hatten, bei deren Ausführung sie von der Zeit überrascht wurden. Von den Steinbrüchen auf der Insel Brioni bei Pola theilte mir ein großer Kenner Jitriens ein interessantes Factum mit. Auf dieser Insel, erzählte er mir, läge noch heutiges Tages, unter Gestrüpp und Gebüsch versteckt, ein collossaler runder Stein, der in seiner Form und seinen Dimensionen jener berühmten Kuppel, die als Monolith das sogenannte Grabmal des Theodorich in Ravenna deckt, vollkommen gleiche. Wie dieses habe er 31 Fuß im Durchmesser. Es ist möglich, daß die Römer noch ein zweites Monument dieser Art beabsichtigten, welches sie nachher nicht vollendeten. Es ist aber auch möglich — und dieß scheint ein Riß, der sich in besagtem Steine auf Briani befindet, zu bestätigen — daß ihnen die erste Herstellung jener Kuppel mißglückte, daß dieselbe vielleicht bei ihrem Transporte von dem Steinbruche zum Einschiffungshafen einen Stoß erhielt, der sie spaltete und zu jenem Zwecke untauglich machte, worauf man jenen Stein vielleicht an seinem Plaze liegen ließ und zu der Ausarbeitung desjenigen Monolithen schritt, welchen wir noch heutiges Tages in Ravenna bewundern. Daß dieser von der Insel Brioni gekommen sein muß, leuchtet aus der völligen Uebereinstimmung seines Materials mit dem des auf jener Insel vorhandenen hervor.

Leider wußte ich damals noch nichts von den Steinbrüchen auf Brioni. Sonst hätte ich gewiß gestrebt, dahin zu gelangen, um des Anblicks jener

merkwürdigen Kuppel theilhaftig zu werden. Diesmal begnügte ich mich mit einem Ausfluge zu den Festlandsteinbrüchen, den sogenannten „Cave di Vencurali“, die übrigens auch des Interessanten genug für mich boten, und man hatte mir dazu ein kleines istrianisches Gebirgspferd gesattelt und zwei istrianische Morlachen zu meiner Disposition gestellt. Da es galt, die besagten Steinbrüche, die etwa 4 Miglien von Pola entfernt sind, noch vor der nahe bevorstehenden Abfahrt des Dampfschiffs zu erobern, so mußte unser kleines Thier etwas raschen Gebrauch von seinen Füßen machen, und dabei hatte ich denn Gelegenheit zu bemerken, wie auch hier in Istrien die Eingeborenen eben solche feste Bergläufer sind wie die Dalmatier, Montenegriner und Griechen. Denn meine unermüdlichen Begleiter hielten nicht nur standhaft trotz Sonnenschein und Wind mit meinem Braunen aus, sondern liefen ihm sogar auf unserem stundenweiten Wege wie zwei tapfere Haiduken immer voraus und reizten ihn zu scharfem Trabe. Ich habe in anderen Ländern nie etwas von solchen unermüdlichen Bergläufern gesehen.

Unser Weg führte uns zuerst über den schon genannten Monte Zaro, von wo aus wir die Polesana, d. h. die Campagna von Pola, weit und breit übersehen. Sie bietet, wie das ganze südliche Istrien, ein niedriges und bebuschtes Hügelland mit vielen Thälern und Höhenrücken dar. In der Ferne dominirte, wie überall in Istrien, der Monte Maggiore. Vieles von diesem Gebüsch mag ehemals bebautes Land bedecken, und zur Zeit des Trajanus mag diese Polesana einen viel reicheren Anblick gewährt haben. Wie die Stadt

Bola selbst, so liegt auch die Polesana im Verfall, und die Unfräuter und Gebüsche saugen den fruchtbaren Boden eben so aus, wie sie an dem Marke der schönen alten Prachtgebäude nagen. Einige Polenser selbst klagten mir, wie viel fruchtbares Ackerland hier vom Pfluge völlig unberührt daliege. Ich begreife nicht, warum wir Deutschen nicht Colonieen hierher führen, wie dieß ehemals die Römer thaten. Aber mit diesen deutschen Colonisirungen muß es in Istrien, wie auch in ganz Dalmatien seine Schwierigkeiten haben. Ich erkundigte mich an mehreren Orten darnach; aber man wollte nichts davon wissen. Die deutschen Colonisten, sagte man mir, würden hier nicht aufkommen, weder Italiener noch Slaven würden sie dulden. Selbst die Zigeuner, deren es gar keine in Dalmatien gäbe, hätten gegen die Morlachen nichts ausrichten können; wie wollten es denn die Deutschen durchsetzen.

Nach dem Monte Zaro kam ein kleines Thal, dann der Monte Capelletto. In diesem Berge befindet sich ein Lager sehr feinen höchst geschmeidigen Kiessandes (Saldame), und die Venetianer haben hier ihre im Lande berühmten „Cave di Saldame“ (Kiessandhöhlen) angelegt, deren Product sie in ihren Glasfabriken in Murano verwenden. Der ganze Berg ist weit und breit unterminirt, mit einer zahllosen Menge von Gängen und Stollen. Auch kommen Luftlöcher und Schachte aus diesem Labyrinthe nach oben hervor. Ich besuchte zwei derselben. Eins steigt mit einem außerordentlich breiten Schlunde senkrecht in unheimliche Tiefe hinab. Vermuthlich diente es einst als Förderschacht zum Ausführen des unten gewonnenen Materials. Freilich

begreift man dabei nicht, warum ihn die Venetianer hiezu mehre Klöstern in Quadrat ausarbeiten. In einen zweiten konnten wir, allerdings auf einigermaßen unbequemen Pfaden, hinabsteigen. Leider war es uns aber nicht möglich, weit in den Gängen vorzudringen, weil uns Licht und Fackeln fehlten und wir mit der Tagesdämmerung nicht tief kamen. Meine Morlachen sagten mir, man könne stundenlang da unten umhergehen. Jetzt waren die Gänge leer, doch zeigte der frische schönfarbige Saldame, der vor jedem Loche aufgehäuft war, daß sie noch jetzt bearbeitet werden. Der Kiegsand wird noch immer nach Murano geschafft, um dort sich im Feuer zu bunten Perlen und Gläsern zu verklären und die civilisirten und wilden Völker in dieser Gestalt zu erfreuen. — Die Polenjer könnten auch wohl, um ihrer Industrie ein Bißchen aufzuhelfen, an Ort und Stelle eine Glasfabrik errichten.

Es giebt noch an einigen anderen Punkten an der Ostküste des adriatischen Meeres, namentlich in Dalmatien, ähnliche ganz ungemein brauchbare Kiegsandbänke, die aber vollkommen ungenutzt so daliegen, wie die schaffenden Kräfte den Kiegs dort deponirten. Man sollte denken, das Glas hätte bei den Morlachen hundertmal erfunden oder, nachdem es erfunden worden, wenigstens in hundert Glasöfen bereitet werden müssen. Statt dessen aber giebt es in ganz Dalmatien nicht eine einzige Glashütte, und das sämmtliche Glas, welches man in den Hausfenstern dieses Landes sieht, muß von den Niederlanden aus um ganz Europa herum geschifft werden, um den Leuten hier zu Lande den Vortheil von hellen und geschützten Stuben zu geben. Sogar in Triest und in fast allen anderen

benachbarten Städten wird nur niederländisches Glas gebraucht. Und zwar ist dieß eine ganz neue Eroberung der niederländischen Kaufleute und Glasfabrikanten. Früher bekam man es aus Venedig und Deutschland. Die Italiener sollen diese Handelsbranche zum Theil in Folge ihrer altmodigen schlechten Verpackungsweise des Glases verloren haben. Ihre Glasfisten hatten immer zu viel „Bruch“, und sie bestrebten sich nicht, die Verpackungsmethode zu ändern. Die Niederländer schafften diese so nothwendige und so leicht zu bereitende Waare zu so billigen Preisen und in solcher Güte auf den Platz, daß seit einiger Zeit Niemand mehr mit ihnen concurren kann. — Allerdings sind sie dabei vermuthlich durch eine Zollermäßigung begünstigt. Es ist dieß ein Beweis, wie wenig die verschiedenen österreichischen Länder noch alle ihre Kräfte angespannt haben.

Hinter dem Monte Capelletto ritten wir wieder durch ein Thal, — wieder über einen bebuchten und belaubten Berg — und abermals durch ein wiesengrünes Thal. So ist die ganze Gegend hier beschaffen. Dörfer fanden wir gar nicht, Alles war eine große grüne und recht freundliche Wildniß. Das Meer kam zuweilen in langen Armen in die Thäler und tief in's Land hinein.

Meine guten Begleiter konnten in dieser Wildniß die Steinbrüche, die wir suchten, nicht recht wieder auffinden und führten mich anfangs zu einem, der freilich auch römisch sein mochte, dessen Kleinheit aber mit den mir gemachten großartigen Beschreibungen nicht recht übereinstimmen wollte. Er lag an dem inneren Busen eines Meeresarmes, wo noch die Spuren eines kleinen Molos den Platz bezeichneten, an welchem die Römer

die Steine eingeschifft hatten, vermuthlich zuerst in kleinen Barken bis Pola und dann von da weiter.

Einige schöne große Quadersteine lagen im Wasser. Vielleicht fielen sie beim Transport dahin, wie jene verunglückte Kuppel von Brioni. Der römische Baumeister dachte wohl den Block gelegentlich einmal wieder herauszuholen, aber dabei überraschte ihn der Tod oder mit sammt Rom die Völkerwanderung aus Osten. Die Wände, Stufen und Abtheilungen dieses kleinen Steinbruchs waren zwar hie und da mit Gebüsch bedeckt, aber zwischen dem Gebüsch und an freien Stellen erkannten wir noch die Hammerschläge des römischen Meißels, die Linien, welche die Steinbrecher zu Unterabtheilungen in die Wände eingemeißelt hatten, sowie auch angefangene, aber nicht völlig herausgehobene Quadersteine. Einer lag noch so schief auf der Kippe, als wenn eben die Arbeiter, um sich ein Bißchen zu erholen oder ihr Mittagsmahl einzunehmen, auf die Seite gegangen wären. Sie gedachten, ihn nachher herabzubringen, aber das Horn des Oberon verzauberte sie alle, und seit zweitausend Jahren sind sie nicht wiedergekommen.

Ich war jedoch, wie gesagt, mit diesem Steinbruche nicht zufrieden. Ich suchte noch andere, und namentlich einen, bei dem man mir von einem großen Epheu gesprochen hatte. Meine Führer wußten mir nicht zu helfen; sie wären, sagten sie, wohl vor Jahren einmal hier gewesen, aber sie könnten sich jetzt nicht mehr zurechtfinden. Glücklicherweise trafen wir ein paar Hirten im Gebüsch, die neugierig zu uns herankamen. Es waren „Promontoresi“ — so nennen sich hier allgemein die Bewohner der langen kleinen Halbinsel, die unten an Istrien wie

ein Wurzelsäferchen ansetzt — recht hirtenthümlich aussehende Leute, in die gewöhnliche istrianische knappe, dunkelfarbige Wollentkleidung gehüllt, verbrannt und braun, aber von hübscher Gesichtsbildung und rabenschwarzen Haaren. Dazu hatten sie an ihren Füßen ganz dieselbe röthlichbraune, rostartige Farbe, mit der, wie ich sagte, die angefressenen und abgebröckelten Stellen des Amphitheaters und der anderen Römerbauten bedeckt sind, und die sich hier eben so auch auf allen Wegen bildet, wo die Wagen, Pferde und Menschen das Gestein anreiben und zertreten. Es war mir merkwürdig, die alte ehrwürdige Farbe der Monumente an den Sandalen dieser Hirten zu entdecken. Man hat bemerkt, daß auch die Hasen, welche in diesem südlichen Kalkgebirge laufen, jene röthlichbraune Farbe an ihren Füßen haben. Und da die Hasen in diesem Kalkgebirge besser sind als in dem daranstoßenden Sandsteinrevier, wo ihre Pfoten die rothe Farbe nicht gewinnen, so bezahlen die istrischen Hausfrauen immer etwas mehr für einen Hasen mit rothbraunen Füßen als für einen, der diese Farbe nicht hat.

Wir fragten unsere Promontoresi, ob sie nicht noch andere solche alte verwachsene Steinbrüche, wie den vor uns liegenden, kannten, und namentlich beschrieb ich ihnen, so gut ich konnte, den von mir gesuchten mit dem Epheu. Da fand es sich denn, daß wir in unserer Eile schon weit über das Ziel hinausgekommen waren, und wir mußten daher wieder zurück und dann ein breites flaches Wiesenthal aufwärts reiten. Hier entdeckten wir endlich einen kleinen See oder Teich, vermuthlich den Ueberrest eines ehemals in's Thal eindringenden Meeresarmes, durch

welchen mitten durch ein künstlicher Damm führte, den aber jetzt die Herbstregen hoch überschwemmt hatten. Am Anfange des Dammes sahen wir einen mit Marmor ummauerten Brunnen oder eine Cisterne, lauter Dinge, die man uns in Pola als Kennzeichen genannt hatte, und die vermuthlich alle mit den Arbeiten in den Steinbrüchen und mit dem Transport der Steine in Verbindung gestanden hatten. Wir ritten über den Damm und erstiegen den gegenüberliegenden Thalabhang, in dessen Rande wir schon die Einschnitte der Steinbrüche erkannten.

Zuerst kamen wir in den Bruch zur Linken, der sehr merkwürdig gestaltet ist. Er ist nämlich eigentlich doppelt und besteht aus zwei länglichen Weitungen, zwischen denen eine etwa zweihundert Schritt lange Mauer stehen geblieben ist. An dieser Mauer haben die römischen Steinbrecher nämlich von beiden Seiten weg gearbeitet. Sie ist dadurch ziemlich dünn geworden und nimmt sich wie eine längliche Decoration aus. Die Bruchstätten, viereckige Höhlungen und Löcher, so wie die abgemeißelten Wände, Einschnitte und die wie künstliche Bastionen hervorragenden Felsüberbleibsel machen sehr bunte Figuren, fast wie die Ruinen einer verfallenen Festungsmauer. Dabei ist Alles sehr hübsch mit Gebüsch, und zwar mit lauter edlem Gebüsch, Myrthen, wilden Lorbeeren, Feigenbäumen und dergleichen verwachsen oder vielmehr ausgeziert. In dem inneren oder hinteren Theile dieser Steinbrüche kann man ziemlich viel herumklettern, und ich hätte mich bald darin verstiegen. Einmal konnte ich mich nur durch einen etwas gewagten Sprung daraus retten. Bei uns habe ich nie so

malerische Steinbrüche gesehen. Fast scheint es, daß bei den Alten, unter deren Fingern sich Alles verschönte, auch solche Dinge lieblicher darstellen mußten.

Interessantere Augenblicke verlebten wir noch in dem zweiten Steinbruche, der sich nicht weit von diesem doppelgängigen befindet. Wir traten zu ihm über einen frisch grünen Wiesenhügel hinab. Er hatte fast wie eine Kirche mehrere Abtheilungen und Flügel. Zuerst ging ein Hauptflügel, das Schiff mag ich es wohl nennen, geradeaus in die Felsen hinein, dann zweigten sich links und rechts zwei andere Bruchstätten ab. Das Merkwürdigste bei diesem Bruche war, daß die Wände nicht so wie bei den übrigen Steinbrüchen abgestuft, sondern vollkommen lothrecht und glatt waren und so etwa vierzig bis fünfzig Fuß hinaufgingen. Oben auf der Kante standen ringsherum Büsche und Bäume, einige auch inwendig unten auf dem Boden. Doch war dieser meistens blumiger Gras- und Wiesengrund. An der Wand des einen Flügels hatte jener alte Ephen, den ich gesucht hatte, mit mächtigem Stamme Posto gefaßt und sein dichtlaubiges Gezweige dort weit ausgebreitet. Der Stamm des Ephens hatte fast drei Fuß im Umfange. Leider war er von irgend einer barbarischen Hand etwas eingehackt, wie man denn auch hier in Istrien, wie in Dalmatien, immer die größten und schönsten Bäume von den unbarmherzigen Baumvertilgern, den Morlachen, halb eingehackt findet.

Obgleich wir November schrieben, so genossen wir doch des mildesten und lieblichsten Sonnenscheins, eine Luft wie im Juni und einen Himmel vom klarsten Blau. Der Ort war so still und wie für Lamartine'sche Meditationen geschaffen. Im Grase dufteten Blumen, die der

zweite Frühling, dessen Istrien im November eben so wie Dalmatien genießt, hervorgerufen hatte. Und Tausende von Bienen hörte ich an den von der Sonne erwärmten Felsenwänden summen. Das Bienengesumme war so stark, daß ich glaubte, sie müßten hier irgendwo ihre Nester gebaut haben, und als ich näher herantrat, um sie genauer zu erkennen, vernahm ich, daß das Geräusche der umher fliegenden Bienen sich zuweilen auf eine eigene Weise modificirte, so wie dieß etwa geschieht, wenn ein dieser Insecten in einen engen Flaschenhals schlüpfen will. Ich konnte mir dieß anfangs nicht erklären, bemerkte aber endlich, daß sich in der ganzen glatten Felsenwand kleine Oeffnungen oder Löcher befanden, so groß wie das Spuntloch eines Weinfasses. Vor jedem schwebten ein Paar Bienen und schlüpfen endlich hinein. Ich dachte mir, sie möchten dort im Innern des Felsens ihren Honig aufspeichern, konnte mich aber leider nicht davon überzeugen, weil die Löcher mir zu hoch waren.

Wie die Bienen so flüchten sich bei Unwetter auch die Schafe der umher hausenden Hirten in diese von allen Seiten geschützten Felsgrotten. Es lief für sie rings am inneren Rande der Felswand ein ausgetiefer Graben herum. Jetzt schien zwar die Sonne lieblich in das Ganze, aber wenn sie auf der entgegengesetzten Seite stände, erzählten mir meine Begleiter, so kämen die „pecora“ hier herein und kühlten sich ab, ihre Schnauzen an die Felsen oder auf kühle Erdreich legend. Auch suchten sie hier Schutz vor Sturm und Gewitter.

Geradezu unerklärlich waren mir in diesem sogenannten Steinbruche jene glatten, hohen und senkrecht aufsteigenden Wände. Wenn ich mir nämlich die Ent-

stehung eines Steinbruchs denke, so wird es dabei sehr wahrscheinlich so zugehen: Man wird erst oben von der Erde herein eine Reihe Steine wegbrechen, und dadurch wird eine Stufe entstehen. Alsdann sucht man eine zweite Reihe wegzunehmen, und dadurch entsteht eine zweite Stufe, und so fort immer etwas Aufgetrepptes, wie in den anderen Steinbrüchen, welche ich zuvor sah, aber nicht solche glatte senkrechte Wände, wie ich sie hier hatte. In der Seitengrotte, die ganz rechtwinkelig in das Hauptschiff einlenkte, waren ebenfalls solche Wände. Auch waren dort mehrere Einschnitte und coulissenartig hervorragende Ecken, die alle rechte Winkel bildeten und senkrechte Mauern darboten. Es war hier nirgends eine Spur von einem halbausgemeißelten Steine, wie in den anderen Felsgrotten. Auch gingen nicht einmal solche horizontale Linien wie bei diesen hin, welche die Bruchrichtung der gelösten Steine bezeichneten. Ich fing fast an zu zweifeln, daß das, was sich mir hier darböte, überhaupt ein Steinbruch sei. Aber ein von irgend einem Naturereigniß geschaffenes Gebilde war es doch auch nicht. Dagegen sprach die Rechtwinkeligkeit der Einschnitte und Absätze, noch mehr aber ein Umstand, welcher mich geradezu in Erstaunen versetzte. Ich bemerkte nämlich, daß die gesammten Wände von oben bis unten mit dem Meißel bearbeitet waren. Es schienen, so weit ich sehen konnte, lauter lange Meißelstreifen zu sein. Es sah so aus, als wenn die Steinhauer so lange in einem unregelmäßig sich schlängelnden Striche fortgemeißelt hätten, als sie mit dem Arme reichen konnten. Die Hauptgrotte, die Seitenflügel, die rechtwinkeligen coulissenartigen Hervorragungen, Alles war

bemeißelt, sowie endlich auch die ganz unregelmäßig gestaltete und schräg einwärts gehende Bruchseite einer Stelle, wo der Felsen durch irgend ein Naturereigniß beschädigt oder unterminirt zu sein schien. An dieser Stelle konnte der Form des fehlenden Stücks nach offenbar kein regelmäßiger Quaderstein weggenommen sein, und doch war der Meißel auch hier den unregelmäßigen Bauschungen dieser Stelle gefolgt.

Es war dieß Alles ungefähr so, wie ich es mir bei den künstlich bearbeiteten Naturwänden denke, die man bei den indischen Fesstempeln benutzt hat. Ich dachte mir am Ende — und dieß war wohl die einzige Weise, wie ich mir Alles reimen konnte, daß allerdings hier ursprünglich ein römischer Steinbruch gewesen sei, daß denselben aber später arme verfolgte Christen zu einem gottesdienstlichen Sammelplaze und Zufluchtsorte umgewandelt und benutzt und daß sie hier, Psalmen singend, sich vereinigt haben möchten, so wie noch jetzt die summenden Bienen und die blökenden Schafe sich hier ein Rendezvous geben.

In dieser Idee bestätigte mich nicht wenig eine andere kleine Entdeckung, die ich in dieser Grotte machte. Ich bemerkte nämlich an der einen in das Mittelschiff hineinragenden Felsdecke einen runden Stein im Rasen. Er war ganz mit Unkraut verwachsen und mit Erde gefüllt. Mit Hülfe meiner Begleiter hatte ich aber Beides bald herausgeschafft, und siehe da, es offenbarte sich eine ziemlich eckelrunde, aber etwas verschobene und plumpgestaltete Steinhöhlung mit ringsherum aufstehendem Rande. Sie hatte ungefähr die Gestalt und Größe wie die Brunneneinfassungen oder Cisternen in Istrien und

Dalmatien. Doch war in der Mitte des Gefäßes ein dicker unregelmäßiger Felsenknopf gelassen, den wir nicht wie die übrigen losen Steine herausbringen konnten, und der sich mit dem Ganzen verwachsen zeigte.

Ich glaubte anfangs wirklich, man habe hier eine solche Cisterne begonnen und sie am Ende doch stecken lassen. Allein diese Cisternengefäße setzt man gewöhnlich aus mehreren Stücken zusammen, oder meißelt sie vermuthlich nicht in dem Steinbruche selbst fertig. — Wir schafften auch das Erdreich rings um unseren Stein herum weg und fanden, daß er noch mit dem lebendigen Felsen zusammenhing und also aus diesem selber herausgearbeitet war. — Ich vermuthete einen Augenblick, daß die Hirten das Gefäß in einer müßigen Stunde gemacht hätten, um Regen darin für ihr Vieh zu sammeln. Allein dazu war es doch zu klein. Auch geben sich die hiesigen Hirten für ihre Herden solche Mühe nicht. Und endlich war es auch, wie das Unkraut und Erdreich zeigte, zu diesem Zwecke seit langen Zeiten nicht benutzt worden. — Ich reimte daher diese Figur mit meiner obigen Hypothese von der ersten christlichen Kirche zusammen und dachte mir, die alten verfolgten Sektirer möchten hier den Taufstein oder das Weihwassergefäß ihrer Kirche gehabt haben. Meine Begleiter waren jedoch anderer Meinung und behaupteten: „che uno voleva tagliar un pozzo“ (daß hier Jemand versucht habe, einen Brunnen zu graben).

Nachdem ich mir auf diese Weise die Umgebungen so gut als möglich gedeutet und Alles zurecht gelegt hatte, ruhten wir noch ein wenig auf dem schönen Rasen neben einer Feuerstätte der Hirten aus und genossen einen Ueberblick der hübschen Scenen, die wir in ihren Details

durchschlüpft hatten. Man trennt sich so schwer von einem so reizenden Flecke, dessen Geschichte man entdeckt zu haben glaubt und daher lieb gewonnen hat. Unser Bergpferdchen, an einen Feigenbaum gebunden, graste um uns her. Die beiden guten Morlachen, die bei meinen Untersuchungen sich so eifrig gezeigt hatten und die nun auch selbst sich mehr für einen Ort zu interessiren schienen, der ihnen bisher ganz indifferent gewesen war, streckten sich neben mir hin und zeigten sich für meine Zwecke nun höchst theilnehmend.

Auch gesellte sich noch ein Promontorese zu uns, der vermuthlich als Hirte in der Wildniß herumgestreift und, uns wahrnehmend, herangekommen war, zu sehen, was es gäbe, wie denn diese einsam lebenden Menschen immer neugierig sind und einen Reisenden von einer Felsenspitze aus so weit, als sie können, beobachten oder, von Stein zu Stein springend und ihn begaffend, auf der Seite seines Weges begleiten. Ich hatte gelesen, daß die jetzigen Promontoresen ursprünglich eine Colonie aus Montenegro seien, wie denn überhaupt schon seit den Zeiten, in denen der Hellene Skimnos aus Chios nach Istrien wanderte, immer kleine griechische und südillyrische Colonieen hierher verspritzt sind, einmal eine von Candioten, und einmal sogar eine von einer kleinen Zahl von Montenegrinern, die in dem Orte Peroe, in der Mitte zwischen Pola und Rovigno, sich angesiedelt haben und daselbst noch heutiges Tages nach griechischem Ritus leben. Unser Promontorese erzählte uns, seine Familie stamme aus der Tscherniska Nahia von Montenegro. Vor dreihundert Jahren wären seine Vorfahren hierher gekommen. Sie hätten noch darüber die Papiere in ihrer Commun auf dem Promon-

torio. Auch wäre in diesen Papieren genau verzeichnet, wie viele Menschen mit ihnen gekommen wären, und wie viele Schafe und Dachsen ein Jeder übers Meer mitgebracht, auch welches Stück Land Jeglicher bekommen hätte. Früher waren sie griechischer Religion, jetzt leben sie aber nach katholischem Ritus.

Da mein Promontorese sich etwas auf diese Papiere und das Alter seiner Familie zu Gute zu thun schien, so that auf einmal auch der eine meiner Begleiter, den ich bloß für einen simplen istrianischen Morlach genommen hatte, seinen Mund auf und fing an zu behaupten, seine Familie sei nicht bloß älter, sondern auch viel weiter hergekommen als die dieses guten Hirten. Seine Vorfäter stammten nämlich aus Cypern und seien vor undenklichen Zeiten nach Pola eingewandert. Sie müßten aber alle durch Traditionen noch ganz genau die Geschichte ihres Hauses, und im Grunde genommen seien alle Familien von Pola sehr alt und von sehr verschiedener Herkunft.

Als ich den Promontoresen fragte, was er für Vieh weide, sagte er, es sei seines Vaters. Jetzt habe er nur wenig. Aber im Winter müsse er oft große Herden hüten. Dann kämen nämlich die Krahnzi, die Tschitschen und Walachen von ihren Bergen und namentlich vom Monte Maggiore herunter und übergäben ihm und seinen Nachbarn in der ganzen Gegend ihr Vieh während des Winters zu weiden. Jene Berge würden alsdann mit Schnee bedeckt. Im südlichen Istrien aber bliebe auch dann noch Alles grün und frisch, und jene nördlichen Bergbewohner pachteten ihnen für diese Zeit ihre Weiden ab. Sie kämen regelmäßig gegen den 8. December.

Die Bienen summten fleißig fort, die Vögel zwitscherten überall so lieblich, die Sonne strahlte himmlische Wärme, sanfte Zephyre fächelten zuweilen dazwischen, und dieß Alles war mir wie ein Commentar zu Cassiodorus Schilderung des Klimas von Istrien, das dieser Sekretär des Kaisers Theodorich sehr gut kennen mußte, da er gerade der Spitze von Istrien gegenüber in Ravenna wohnte, und das er in dem an die Istrier gerichteten 22. Briefe des 12. Buches seiner Variarum folgendermaßen schildert: „Euer schöne Halbinsel, uns Ravennaten so benachbart und lieb, liegt an der Spitze des adriatischen Busens. Sie ist mit Olivenhainen erfüllt, mit Saatsfeldern geschmückt, und an Wein hat sie Ueberfluß, und so ist sie vom Schöpfer gleichsam mit drei reichlichen Quellen der Wohlhabenheit beschenkt, aus denen fast alle Früchte in erwünschter Fülle hervorströmen. Daher wir Euer Land auch nicht mit Unrecht die Campagna von Ravenna, die Korn- und Schatzkammer unserer königlichen Stadt, nennen, einen köstlichen Aufenthalt, einen lieblichen Zufluchtsort (*voluptuosa nimis et delitiosa digressio*), der, zum kühlen Norden sich aufwärts verlängernd und zugleich gen Süden hinabtauchend, eine wunderbare milde Temperatur (*coeli admiranda temperie*) genießt. Dieß, Euer Land, hat auch wie das gepriesene Neapel, ich kann es wohl ohne Uebertreibung sagen, seine eigenen Bajä für sich, in denen das wogende Meer, in die friedlichen Buchten eintretend, sich ausbietet und wie ein stiller Landsee der Gaa schmeichelnd zu Füßen legt. Buntgefärbte Conchylien und Schnecken bewegen sich in diesen Buchten, die auch an Fischen eine große Fülle besitzen, und ein Avernus, ein Ort des Schreckens, wie doch selbst bei Bajä einer ist,

findet sich hier nirgends (*Avernus ibi non unus est*). Die Fischteiche des Neptun sind zahlreich umher, und in ihnen vermehrt sich selbst die leckere Auster freiwillig und ohne Zuthun der Menschen. Viele Paläste und freundliche Villen sind an der Küste, auf den Hügeln und an den Buchten verstreut, und sie erscheinen mir fast wie eine Reihe von Perlen auf dem Haupte eines Frauenzimmers. Und endlich läuft längs dieses geschmückten Ufers, gleichsam wie eine zweite Perlenschnur eine wunderschöne Reihe von Inseln hin, die auf eine liebenswürdige und anmuthige Weise Schönheit zugleich und Nutzen (*ordo insularum amabili utilitate dispositus*) verbinden, indem sie sowohl den von dem Meere bedrängten Schiffen Schutz und dem Ackermann Producte gewähren, als auch des Beschauers Auge erfreuen. Die äußersten Gränzen des Reichs bewachend, dient dieß Istrien unserem schönen Italien zum herrlichsten Schmuck, erfreut die Reichen mit luxuriösen Genüssen (*deliciis*) und die Mittelstände mit dem Nothwendigen, und was sie erzeugt, das wandert fast Alles — in unsere königliche Stadt Ravenna."

Pola liegt mit der Po-Linie auf einem Breitengrade. Allein es hat wie überhaupt viele Punkte an der istrischen Küste ein noch viel milderes Klima als dieses. In das gegen Osten offene Po-Land fahren die Bora und die kalten Nordostwinde hinein, welche dagegen, von dem hohen Lande im Norden Istriens in der Höhe erhalten, über Pola und andere niedrige Küstenpunkte wegziehen. Den Südwinden ist dagegen Pola weit zugänglicher als das Land am Po, wo die Apenninen den Südwind abkühlen.

Wie wunderbar paßte doch fast Alles, was Cassio-

dorus vor 1500 Jahren schrieb, noch auf die heute von uns genossenen Stunden, bis auf das „Wandern aller istrischen Producte nach Ravenna“. Denn diese haben die Richtung ihrer Wanderung seitdem schon zweimal geändert. Einmal am Ende des Mittelalters und bis auf die Neuzeit herab, strömten sie nach Venedig, und jetzt seit hundert Jahren haben sie sich mehr und mehr nach Triest gewendet, wo man heutiges Tages das istrische Holz, die istrischen Weine, Oele und Früchte eben so an den Häfen und Molos ausgeframt sieht, wie dies früher in Ravenna und noch früher in Aquileja der Fall war. Denn von allen diesen Städten, diesen Herrinnen des adriatischen Meeres, war Istrien der Reihe nach eine commercielle Dependenz.

Es ist beachtenswerth, aber freilich auch erklärlich genug, daß der Sitz dieser adriatischen Hauptmacht zu den verschiedenen Zeiten der Geschichte immer in einem Halbkreis, so zu sagen, wie ein veränderlicher magnetischer Pol um Istrien herum wanderte, aber nie nach dem so hafenreichen Istrien und zum Beispiel nie nach dem scheinbar in so gebietender Stellung daliegenden Pola fiel. — Adria, Aquileja, Ravenna, Venedig, Triest heißen in chronologischer Reihenfolge die politischen und commerciellen Hauptstädte dieser Gegend. Sie lagen alle an der Küste des Festlandes, von wo aus die Wege in das Innere großer Ländermassen hineingingen. Trotzdem, daß ihre Häfen allesammt mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, blieben doch die Kaufleute, welche diese Städte aufblühen ließen, lieber an der Küste, von wo aus sie an der Gränze des Meeres und Festlandes nach beiden Seiten hin ihre Specu-

lationen dirigiren konnten. Pola, obwohl es den unvergleichlichsten Hafen in der ganzen Nordhälfte des adriatischen Meeres hatte, war doch zu einem großen Handelsemporium unbequem. Es lag auf der äußersten Spitze einer Halbinsel, die man fast eine völlig isolirte Insel nennen konnte, und die noch dazu durch wilde schwer gangbare Gebirge von der übrigen Welt abgeschnitten war, während alle die anderen genannten Städte gleich schöne gangbare Ebenen und weit landeinwärts führende Thäler hinter sich hatten. Zu einem Entwicklungs- und Centralpunkte von Cultur, Macht und Reichthum war Pola also nicht geeignet. Dagegen war es als Hilfs- und Nebenpunkt eines solchen Centrums von unschätzbarem Werthe. Seine Bai wurde von der Halbinsel Istrien, an der sie hing, gleichsam mitten ins adriatische Meer hinausgetragen und bot sich von allen Seiten als ein rettender Nothhafen und zugleich als ein die Passage beobachtender Wächter dar. Als solchen haben sie daher auch alle die verschiedenen am innersten Busen der Adria aufwachsenden Seemächte betrachtet und benutzt, sich frühzeitig bestrebend, den Besitz dieses Wächters und Nothhafens zu gewinnen. Von Aquileja und Ravenna können wir dieß historisch nachweisen. Von dem noch älteren Adria ist es mehr als wahrscheinlich. Die Römer und nachher die byzantinischen Erarchen, so lange sie Ravenna besaßen, hatten auch immer Pola im Besitz und behandelten es als die vornehmste Nebenstation für ihre Kriegs- und Handelsflotten. Als die Idee, daß ihnen die Herrschaft des adriatischen Meeres gehöre, in den Venetianern immer lebendiger wurde, machten dieselben frühzeitig Versuche,

sich Polas zu bemächtigen. Ihre feindseligen Rivalen, die Genueser, die sie an der Erlangung dieser Herrschaft verhindern wollten, richteten daher ebenfalls ihr Hauptaugenmerk hauptsächlich auf Pola, das lange Zeit hindurch der Zankapfel zwischen beiden feindseligen Handelsmächten ward. Es wurde mehrere Male von den Genuesern den Venetianern genommen und von diesen wieder zurückerobert, und seine schöne Bai war der Schauplatz einer Reihe von blutigen Seeschlachten, bis endlich die Venetianer durchdrangen, Pola behielten und ihm eine ähnliche Stellung in ihrem Staats- und Handelsorganismus anwiesen, wie einst die Ravennaten, Römer und Exarchen in dem ihrigen.

Nach Venedigs Untergange ist dann Pola wieder in ein ganz gleiches Verhältniß zu Triest und Oestreich gekommen, und wunderbarer Weise hat sich hier auch schon, wie bei dem Aufblühen Venedigs, eine Art Kampf mit dem westlichen Genua erneuert, das im Jahre 1848 seine drohenden Flotten in die Gewässer von Pola sandte, wo sie seit Jahrhunderten nicht sichtbar gewesen waren. Pola leistet der österreichischen Handels- und Kriegsmarine heutiges Tages dieselben Dienste, wie einst der römischen, und wird wahrscheinlich, wenn diese sich noch mehr entwickelt, einmal in vollerm Maße seine uralte Bedeutung als Trabant und Adjutant der Beherrscherin Adrias wiedererlangen. — Man kann sagen, daß das Verhältniß, in welchem Istrien und Pola zu Triest stehen, ein ganz ähnliches sei, wie das, in welchem die Krim und die ausgezeichneten krim'schen Häfen, namentlich Sewastopol zu Odessa stehen. Sewastopol ist Odessas Kriegs- und Hülfshafen und als solcher höchst wichtig.

Obwohl Odessa selbst keineswegs einen so schönen Hafen hat, so konnte doch Sewastopol eben so wenig die Rolle von Odessa zufallen, wie der Stadt Pola die von Triest. Sewastopol ist eben so ein Wächter und Beschützer der schwarzen Meereshandelsstraßen, wie Pola dieß in Bezug auf die des adriatischen Meeres ist. Auch lassen die Reize der hübschen Krim einen Vergleich mit denen von Istrien zu. Ein Hauptunterschied aber besteht darin, daß die Russen schon bedeutend mehr für Sewastopol gethan haben, als die Oestreicher für Pola, und daß die ersteren überhaupt mit ihren Flotten und mit ihrer Herrschaft auf dem Eurinus viel weiter vorgeschritten sind als die letzteren mit ihrer Flotte und Herrschaft auf der Adria.

Hafen und Arsenal.

Oestreich schickt sich eben jetzt durch allerlei Arbeiten und Anstalten an, das gesunkene Pola wieder zu heben, und um noch einige dieser Anstalten in Pola zu sehen, raffte ich mich endlich aus meinem lieblichen Winkel, in dem ich in Meditationen versunken war, auf und eilte mit meinen Begleitern spornstreichs über Berg und Thal zur Stadt zurück. Wir bildeten dabei ungefähr eine solche Gruppe, wie auf Kaulbach's Bilde von der Zerstörung Babylons jener fliehende germanische Reiter, an dessen Pferde die graziösen Fußgänger sich hesten. Wo es auf einer kleinen Ebene in raschem Galopp ging, hingen sich nämlich meine beiden Morlachen, um ihre Sätze zu beflügeln, an die Mähne meines Thieres. Nur waren wir allerdings nicht ganz so zierlich und nett wie jene Kaulbach'schen Leute. Meine rennenden Haiduken waren in Hemdsärmeln und mit fliegenden schwarzen Haaren,

und mir hatten sie ihre braunen dickwolligen Jacken angezogen, damit ich mich nach der Erhizung in der warmen Grotte auf der kühleren Höhe nicht erkälten möchte. Auch fehlte es überall unserer Hülle nicht an jenem rothbraunen noblen rostartigen Schmuze, den, wie ich oben sagte, die hiesigen Hirten an den Füßen mitnehmen, dessen Farbe man an den zerbrochenen alten Monumenten findet, und dessentwegen dieser südliche Theil von Istrien auch wohl „Istria Rossa“ (das rothe Istrien) genannt wird.

Der Hafen oder vielmehr die kleine Bai von Pola, die wir von der Festung der Stadt, von dem Monte Zaro und vom Monte Capelletto aus übersehen hatten, besitzt für einen Kenner der Schifffahrt so viele vorzügliche und unvergleichliche Eigenschaften, wie ein ausgezeichneter englischer Vollblutrenner, an welchem Liebhaber fünfzig Tugenden zu entdecken verstehen. Zunächst ist ihr Eingang gegen die schlimmsten Winde dieser Gegend gedeckt. Gegen die Bora liegen die beiden Brioninseln vor, und gegen Süden dreht sich wie ein Molo eine kleine lange Halbinsel herum, die einen Damm gegen die vom Scirocco angeschwollenen Meeresfluthen bildet. Man kann mit jedem Winde leicht den Eingang gewinnen; das Thor der Bai ist für Schiffe hinreichend weit, doch aber auch eng genug, um leicht von beiden Uferseiten aus vertheidigt werden zu können. Auf vielen Höhen umher liegen Batterieen und Forts, um diese Vertheidigung zu bewirken.

Der innere Busen bauscht sich wieder geräumig aus und ist hinreichend groß, um die schiffreichsten Flotten der Welt zu beherbergen. Der Ankergrund dieses Busens ist

zwar etwas zart, locker und schlüpferig und die Anker sollen nicht leicht darauf haften. Aber theils ist dem durch Bojen leicht abzuhelpen, von denen die Oestreicher jetzt einige neu angelegt haben, theils haben die Schiffe es fast nicht nöthig, hier Anker zu werfen. Sie können zum Theil, selbst die allergrößten, bis hart an's Ufer fahren und sich hier befestigen. Nach einer Seite hin in der Bucht nach Norden wird zwar der Busen allmählig flach und verläuft sich mit dem Festlande, gerade aber bei der Stadt Pola behält er bis hart an den Molo des Hafens eine Tiefe von 30 bis 36 Fuß, was für die größten Schiffe genügt. Wir sahen hier jetzt acht bis zehn östreichische Kriegsschiffe, darunter auch große Freegatten der Reihe nach am Ufer befestigt liegen. Es war der größte Theil der kleinen Flotte, welche die Venetianer in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 sich angeeignet und ausgerüstet hatten und auf der einige Monate hindurch der Wimpel des armen gebrochenen Marcuslöwen geflattert hatte. Die Schiffe lagen nun wie gefesselte und in Sicherheit gebrachte Gefangene da, ganz mäusehenstill und regungslos.

Natürlich beabsichtigt Oestreich noch Vieles für Pola zu thun, und es sollen neue Befestigungen, Arsenale und dergleichen im Plane sein. Fertig fanden wir hier aber nur ein kleines Marinemagazin, das man seit den letzten Jahren errichtet hatte, sowie zwei Pulverschiffe und ein Steinkohlenmagazin, das man auf einer reizenden kleinen Insel, der sogenannten „Scoglio degli Olivi“ (der Oliveninsel) mitten im Hafen von Pola angelegt hat. Dieses Eiland ist in landschaftlicher Hinsicht eine Hauptzierde des Polen'schen Hafens. Es bildet ein vom Wasser

umflossenes Gehügel und ist ganz mit Oliven- und anderen Bäumen bedeckt. Ich begreife, daß Rasparasanus, jener Rossolanenkönig, diese Insel zu seinem Lieblingsaufenthalte und am Ende zu seiner letzten Ruhestätte erwählte.

Mit den Gefühlen der größten Dankbarkeit gegen einen Ort, der uns so viele wohlthuende Genüsse gewährt hatte, und mit den schönsten Erinnerungen bereichert begaben wir Dampfschiffpassagiere uns endlich wieder an Bord unseres Schiffes, das sofort seine Ruder in Bewegung setzte, seinen Schnabel drehte und bald dem lieblichen Pola den Rücken zuehrte.

8.

Die Brioni-Inseln.

Es war schon Nachmittag und das Amphitheater, von der Sonne beschienen, warf einen mächtigen Schatten in die Landschaft. Neptun sandte uns eben, als wolle er mit den Colossen des Festlandes wetteifern, einen auf den Wellen schaukelnden Prachtbau entgegen. Es war die österreichische Fregatte Diana, die gerade, als wir hinausruderten, alle Segel aufgespannt, in den Hafen von Pola einfuhr und an uns imponirend vorüberstrich. Man sagte mir, sie solle daselbst abgetafelt werden und neben den besagten venetianischen Schiffen sich zur Ruhe in ihr Winterquartier legen. Als wir ganz hinaus kamen, fanden wir auch draußen überall Schiffe mit vollen Segeln. Wir bemerkten darunter zwar viele große Handelsfahrzeuge, denn der Haupthandelsweg des adriatischen Meeres führt in nicht

sehr großer Entfernung von Pola vorüber, — größtentheils aber waren es kleine Fischerbarken, meistens aus Chioggia und anderen Punkten der venetianischen Lagunen, wohl hundert Segel, die bei der herrlichen Witterung aus allen Löchern hervorgekommen waren und, in verschiedene Gruppen vertheilt, den weiten Meereshorizont belebten.

Wir fuhren nun zunächst zwischen der kleinen Gruppe der Brioni-Inseln hindurch. Unter diesen Inseln ist eine die überwiegend größte, und sie hat vorzugsweise den Namen „Brioni“. Eine, „Isola minore“ genannt, ist bedeutend kleiner, und außerdem sind sie noch von vielen Scogli und Riffen umgeben. Sie gewähren einen gefälligen Anblick, da sie meistens mit schönen grünen Bäumen und Büschen dicht belaubt sind. Aber leider sollen sie, wie fast alle diese wenig bewohnten Inseln, ein Hauptsitz von Fiebern und Krankheiten sein. Man kann es kaum glauben, wenn man sie so im frischen Schmuck des Laubes, im Sonnenschein und im laulichen Anhauche des Meeres liegen sieht. Man sollte denken, sie müßten der wahre Sitz der Gesundheit sein. Aber, wie gesagt, alle Menschen, die dort wohnen, sollen fast immer fiebern. In der Mitte der größten Brioni-Insel ist ein See, ein stagnirendes Wasser. Wer nur einmal an diesem Wasser und in seinem tiefen mit Malaria gefüllten Thale vorübergeht, bekommt schon Kopfschmerz. Die Inseln gehören jetzt dem Feldmarschalllieutenant Nugent. Sein Verwalter, ein Deutscher, der hier eine Zeit lang wohnte, war fast immer krank und mußte seinen Sitz von da verlegen. Aber selbst die Eingeborenen auf

den Inseln haben fast immer das Fieber, oft 5 bis 6 Jahre hintereinander.

Wir fuhren bei einigen sehr großartigen Steinbrüchen ganz nahe vorüber, die auf mehreren dieser Inseln — es giebt auch einen am Festlande — ganz hart an der Küste angelegt waren. Einer bot einen sehr großartigen Anblick, schien ein weites angebrochenes und aufgewühltes Feld zu sein, das mit einer Menge großer Quadern und mit den Hütten der Arbeiter bedeckt war. Es sind die Steinbrüche, aus denen das Baumaterial zu dem neuen Molo von Malomocco bei Venedig hervorgeht, der schon seit einer Reihe von Jahren im Bau begriffen ist und vielleicht längst vollendet wäre, wenn die Revolution von 1848 nicht für einige Zeit Venedig und Pola außer Verbindung gebracht hätte.

Nach der Passage der Brionischen Inselgruppe bleibt das Meer wieder ziemlich frei bis zu den Inseln und Scoglien bei Rovigno, und wir vergnügten uns daher mit dem Anschauen der Bewegungen und Manöver jener Fischerboote aus den Lagunen, die hier, wie an der ganzen istrischen Küste hin, sehr zahlreich waren. Die Fischer von Chioggia umgarnen ganz Istrien mit ihren Netzen und segeln selbst in den Quarnero nach Fiume hinein, überall den Istrianern die Fische vor den Augen wegfangend. Dort im Quarnero erscheinen sie oftmals mit kleinen Flotillen von 30 bis 40 Segeln auf einmal. Die Chioggioten thun so, als wenn sie die ganze Meeresgegend in Pacht genommen hätten. Und doch stehen diese Gewässer Jedem frei, namentlich den Istrianern. „Aber warum benutzt Ihr Istrianer denn das nicht

selbst?“ fragte ich einen der Landeseinwohner, die wir an Bord hatten, ganz in Verwunderung, daß sie sich einen solchen naheliegenden Vorthail von so entfernt wohnenden Leuten rauben ließen. „Ma Signor, non sò! I Istriani non hanno piacere, hanno altre arte“ (die Istrianer mögen es nicht, sie haben andere Künste). Nun, dachte ich mir im Stillen, diese eure istrianischen Künste mögen nicht weit her sein. „Gli pesci“, sagte mir ein anderer dazwischen, der mir das Factum noch weiter erklären wollte, „gli pesci sono nudi e gli pescatori anche“ (die Fische sind nackt, und die Fischer bleiben es auch). Die Sache ist wohl die, daß die Istrianer, deren Weiden und Weinberge überall bis dicht an das Meer hinangehen, mehr Hirten und Ackerbauer sind und vielleicht als solche eine Art Verachtung gegen die Fischer haben. Den Chioggioten aber, die auf ihren sandigen Lagunen leben, bleibt allerdings kein anderes Feld zu durchfurchen übrig, als die graue Woge des Meeres.

Fast immer segelten unsere Chioggioten paarweise bei einander, da sie gewöhnlich große Netze durchs Meer schleppen, von denen die beiden Enden an zwei verschiedenen Schiffen befestigt sind. Wir sahen im Verlaufe des Tages wohl 50 bis 60 solcher Paare hin und wieder. Ein Sturm setzt aber bald das ganze Meer rein. Sie ziehen dann wie die Nautilus ihre Segel ein und eilen in ihre Schlupfwinkel zurück.

9.

Untergegangene Orte.

In der Nähe von Rovigno häuften sich wieder die Inseln, und an die Stelle der Aussicht auf die Schiffe trat die auf Inseln. Wo ein Haufen von Inseln ist, da ist auch fast immer eine Bucht, ein Hafen und eine Stadt. Natürlich! denn die Inseln bilden selbst schon für sich schützende Häfen und geben so Anlaß zu einer Stadtlage hinter sich. Und dann mag auch die Zertrümmerung des Landes in Inselbrocken und das Eindringen der Gewässer in eine Bucht meistens von einem und demselben veranlassenden Ereignisse herrühren. Man hat daher auch mit Recht die Inselgruppen an der istrischen und dalmatischen Küste recht oft nach den Städten, mit deren Leben und Existenz sie zusammenhängen, genannt.

Die kleinen Scogli an der istrischen Küste sind viel hübscher als die an der dalmatischen. Das Modell und der Grundtypus für die mittellkleinen unter ihnen kann man sich in der Regel so denken. Zunächst rings herum ein nackter, zerklüfteter, kahler Felsenrand, an dem die Meeresfluthen hinaufsteigen und wo so weit, als sie reichen, nichts wächst. Alsdann darauf der Hauptrücken überall mit Gebüsch, bei den größeren mit Olivenhainen und Bäumen bewachsen, und in der Mitte der Pyramide, aus diesen Bäumen hervorragend und auf der Höhe des Ganzen thronend, eine Kirche oder eine alte malerische Ruine.

Das Dampfschiff nimmt seinen Weg nahe bei der Insel San Andrea vorbei. Es ist ein hübsches, wohl besautes Fleckchen Landes mit Kirche, Dorf und Villa,

deren Besitzer eben, als wir vorüberfuhren, mit seinem Perspectiv vom Belvedere seines Hauses auf uns Passagiere hinabblückte. Es soll ein deutscher Kaufmann sein, der diese Insel mit Allem, was darauf steht, und allen benachbarten kleineren Scoglien um 6000 Gulden gekauft hat, um hier Delbäume zu pflanzen, auf den von ihm abhängenden Scoglien zu jagen und zu fischen, mit einem Worte auf San Andrea ein Leben wie Diocletian bei Spalato zu führen, was ich Alles nur anführe, damit man sehe, daß diese Küsten noch immer wie zu Diocletians, zu Rasparasanus und König Salomos Zeiten von einzelnen aus den Lebensstrudeln sich zurückziehenden Einsiedlern aufgesucht werden.

Noch viel interessanter als San Andrea ist eine andere unbewohnte Scoglie, die wir weiter in's Meer hinaus liegen sahen. Auf ihr steht jetzt nur ein einsames Kirchlein, „San Giovanni in pelago“ (St. Johann im Meere) genannt. Aber nach der allgemeinen Sage des Volks um Rovigno soll diese Scoglie früher viel größer gewesen sein und das alte Rovigno auf ihr gelegen haben. Ein bejahrter sehr erfahrener Steuer- mann des Lloyd, mit dem ich darüber sprach, sagte mir, dieß sei ganz wahr, „Rubino“ habe sicherlich da gelegen. Er habe selbst dort einmal in seiner Jugend gefischt. Sie hätten geglaubt, einen großen Fang zu thun. Als sie aber das Netz heraufgebracht, habe ein Stück von einem alten hübsch gemeißelten marmornen Fenster- rahmen im Netze gesteckt. Ein Anderer erzählte mir Aehn- liches und setzte hinzu, daß es bei allen Küstenbewohnern der Gegend etwas ganz Bekanntes und Gewöhnliches

sei, daß man bei San Giovanni Fensterrahmen, Töpfe und andere bearbeitete Steintrümmer und Gegenstände fische. Auch wäre den Fischern diese Stelle wohl bekannt und sie vermieden dieselbe, weil ihre Netze oft an den unterirdischen Bauwerken und Mauertrümmern hängen blieben und zuweilen Schaden nähmen. Vielleicht hängt auch der Name einer anderen benachbarten Scoglie und Meerengegend, welche „Val di muschio“ (das Moosthal) heißt, mit dieser untergegangenen Stadt zusammen.

So hätte ich denn mit ziemlicher Bestimmtheit wenigstens zwei Punkte aufgefunden, an denen ein solches Hinabtauchen früherer Oberflächen unter das Meer stattgehabt hat: Parenzo und Rovigno. In Pola, wo ich, wie erwähnt, auch nachfragte, wollte man gar nichts von einem solchen Umsichgreifen des Meeres wissen. Im Gegentheil zeigte man mir dort einige Stellen, wo das Land durch Verschlammung seit der Römerzeit in's Meer hinaus vorgedrungen sei.

Wenn ich die Leute, die Fischer, die Steuerleute, die Schiffs-Capitaine und andere Küstenbewohner über die Ursache dieser Erscheinung des Untergangs der Städte befragte, so deuteten sie gewöhnlich auf ein Erdbeben hin, der die Orte zerstört und in's Meer versenkt habe. An ein allgemeines und constantes Sinken der Küste von Istrien wollten sie nicht glauben. Nur theilweise sei dieselbe hie und da zerstört. Das Uebrige stände Alles seit ewigen Zeiten fest.

Wenn man übrigens, was ich nicht entscheiden will, ein in historischer Zeit stattgehabtes und jetzt noch fortschreitendes Absinken der Küste von Istrien nicht annehmen darf, so fragt es sich doch noch, ob ein solches

Untertauchen eines ganzen großen Küstenstrichs, welcher jetzt bloß in seinen höchsten Gipfeln, eben in jener Scoglien-Reihe, aus dem Meere hervortaucht, nicht in vorhistorischer Zeit, wenngleich in einer für unsere Erdrindengestaltung sehr späten Periode stattgehabt habe. In dieser Beziehung scheint mir die Bemerkung wichtig, daß alle die istrischen Scoglien beinahe gar keinen flachen Strand um sich herum haben, vielmehr alle unmittelbar wie halb unter Wasser getauchte Hügel aus dem Meere hervorsteigen. Wenn man annehmen wollte, daß das Meer viele Tausende von Jahren immer in demselben Niveau diese Inseln bespült hätte, so müßte doch nothwendig bei dem vielen in der Brandung abgespülten Material allmählig ein solcher flacher Strand entstanden sein. Er ist aber nie oder sehr selten vorhanden, obwohl die Abdachungswinkel der Inselhöhen sehr allmählig sich abwärts neigen. Und eben diese Strandlosigkeit, sage ich, scheint dafür zu sprechen, daß die besagten Hügel erst später, wenngleich vielleicht noch vor der historischen Zeit hinabgetaucht sind.

10.**Novigno.**

Novigno hat 12,000 Einwohner und ist daher die bevölkerteste Stadt in Istrien. Es ist auch überhaupt längs der ganzen Ostküste des adriatischen und ionischen Meeres auf 200 Meilen Länge heutiges Tages kein Ort zu finden, der mehr Einwohner hätte als Novigno. Von

hier aus findet die Hauptausfuhr der istrianischen Producte nach Venedig, Ravenna und Ancona statt. Obwohl in den Napoleonischen Kriegen die Engländer den Rovignesen 200 Barken zerstört haben, so haben sich die Leute jetzt doch längst von diesem Schiffbruch ihrer vornehmsten Habe besser erholt, als die Raguser von einem ähnlichen Schicksale, das sie in denselben Kriegen und Zeitläufen von den Russen erlitten.

Wie man in Frankreich in neuerer Zeit davon gesprochen hat, das Centrum und den Sitz des Gouvernements aus Paris nach einer Provinzialstadt zu verlegen, — wie man dort wirklich die alten Centralpunkte gewisser Provinzen verrückt hat, — wie man in Rußland eigentlich immer die Frage bespricht, daß nicht Petersburg, sondern Moskau die Residenz des Zaaren und des Senats sein müsse, — wie man auch in Dalmatien die Hauptbehörde und die Regierungsorgane der Provinz von Zara nach Spalato hat verlegen wollen, — so ist auch in Istrien die Idee aufgetaucht, daß nicht in Pisino (Witterburg), sondern an einem der Küstenorte die Hauptstadt des Landes Istrien fixirt werden müsse. Pisino ist ein kleiner, höchst unbedeutender Ort. Er hat nach mathematischer Ausmessung zwar, nicht aber, wenn man commercielle Bequemlichkeit maßgebend sein läßt, eine centrale Lage. Das Hauptleben Istriens ist, wie ich oben zeigte, am Meere, und die Bevölkerung circulirt und bewegt sich beständig an der Küste herum. Pisino liegt im Innern von Istrien, wo, wie die Küstenbewohner sagen, Alles brutto*) ist, mitten in dem Theile der

*) „Tutto il interiore della nostra Istria è brutto“, wiederholten mir die italienisirten Küstenbewohner oft genug.

Halbinsel, welche sie auch spottweise „La Morlachia“ (die Morlachei) nennen. In alten Zeiten ist die Hauptstadt hier im Innern nie gewesen, vielmehr war sie über 2000 Jahre lang an der Küste, vor und unter den Römern in Pola, unter den Venetianern in Capo d'Istria. Sie ist nur deshalb nach Pisino gekommen oder vielmehr dort geblieben, weil daselbst der Mittelpunkt des alten kleinen, längst schon östreichischen Istriens war, und weil später sich das venetianische Küstenland durch Eroberung an dieses ansetzte und von da aus organisirt wurde.

Als, wie gesagt, in neuerer Zeit der Streit um die Hauptstadt entstand, waren alle Küstenstädte darin einig, daß Pisino es nicht sein und bleiben dürfe. Aber Capo d'Istria wollte nun den goldenen Erisapfel fangen und machte es geltend, daß es bis in die neuesten Zeiten herab, zur venetianischen Periode, der Vorort gewesen sei. Pola seufzte und dachte an seinen alten Ruhm und an seinen schönen Hafen. Aber die Rovignesen behaupteten, ihrer Stadt gebühre der erste Preis. Denn erstlich sei Rovigno der bei Weitem größte Ort und liege noch dazu recht im Centrum der volkreichsten Gegend von ganz Istrien. Hier sei ein großer Markt, zu dem alle Istrianer ohnedieß schon oft des Handels wegen hergeführt würden, daher sie denn bei dieser Gelegenheit bequem ihre Abgaben an die Centralbehörde berichten und vor dem Obergerichte ihr Recht nehmen könnten. Aber auch in Bezug auf ganz Istrien und namentlich auf die dazu gehörigen Inseln Veglia, Cherso u. liege Rovigno viel centraler, als dieß auf den ersten Blick erscheine. Die ganze Bevölkerung dieser Inseln, so wie auch die der istrischen Küsten selbst,

woge nämlich beständig auf dem Meere, und es sei ihr ein Leichtes, in öffentlichen und Regierungsgeschäften nach Rovigno zu kommen. Dagegen wäre es ihnen sehr schwer, nach Bisino zu gelangen, weil sie erst zu Schiffe einen Hafen an der Ostküste auffuchen und dann zu Lande weiter reisen müßten. — Ich muß gestehen, hätte ich diesen Streit zu entscheiden, so würden mir die Gründe von Rovigno am meisten einleuchten, und ich würde dieser Stadt die Siegespalme geben und sie alle istrischen Haupt-Verwaltungs-Tintenfässer und Gänsefedern mit den dazu gehörigen „Scrittori“ und Kanzellisten im Triumphe einholen lassen.

Bei Sonnenuntergang stieg ich zu dem schönen Duomo von Rovigno hinauf, der auf der erhabensten Stelle der Stadt eine höchst reizende und dominirende Position einnimmt. Auf der breiten Terrasse vor diesem Gebäude bietet sich eine weite Aussicht dar, über die Häfen zu beiden Seiten der Halbinsel der Stadt, über die belaubten Hügel der Campagna di Rovigno im Innern, über die buschigen Inseln mit Kirchen und alten Ruinen, zwischen denen Schiffchen erscheinen und verschwinden, und endlich bis zur Sonne hin, die in dem duffigen Spiegel der Adria hinabtauchte. Die Kathedrale selbst ist ein wahres Prachtgebäude mit großen Räumen und Schiffen, voll schöner Marmor-Säulen und Altäre. „Trieft“, sagen die Rovignesen, „hat etwas Aehnliches nicht aufzuweisen“. Und ich glaube, sie haben Recht. Die Kirche ist der Santa Eufemia geweiht, und eine colossale schöne Bronze-Statue dieser Haupt-Heiligen von Rovigno steht auf der Spitze des hohen Thurmes der Kathedrale, ihre Attribute, ein Rad

und einen Palmenzweig, in der Hand. Diese Statue ist hier oben beweglich befestigt, so daß sie sich auf einer Scheibe rings herumdreht, wahrscheinlich in der Weise, wie wir auch wohl Marmorstatuen sich auf ihrem Postamente drehen lassen, um sie von allen Seiten beschauen zu können. Leider habe ich die Rovignesische Vorrichtung nicht gesehen. Sie muß ziemlich künstlich sein, um em so schweres Gewicht, wie es eine colossale Bronzestatue giebt, sich geläufig im Winde drehen zu lassen. Es ist die prachtvollste Windfahne, die ich je gesehen habe. Das bronzene Palmenblatt dient dabei als Windzeiger und Lustruder. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß auch die eben so colossale Bronzestatue des heiligen Georg auf dem Cathedralenthurme von Pirano sich auf dieselbe Weise im Winde dreht, und ich glaube, es giebt noch mehr solche Windfahnen in Istrien. Es ist eine eigene, in ihrer Art fast großartig zu nennende Erfindung der istrianischen Städte.

Im Inneren der Kirche hat die heilige Euphemia einen prachtvoll geschmückten Altar, und dabei erzählen die Leute von ihr folgende Wundergeschichte, die ich so wiedergebe, wie sie mir ein aus Rovigno gebürtiger Rostrumo unseres Dampffschiffs vortrug: Die schöne und fromme Euphemia war die Tochter eines barbarischen heidnischen Vaters. Wo? das läßt die Geschichte ungesagt. Sie verabscheute in ihrem Gemüthe den Götzendienst, und von der Liebllichkeit der christlichen Lehre angezogen, wollte sie Christin werden, und sie wurde es. Der Vater, darüber erbittert, fing nun an seine Tochter zu hassen und auf alle erdenkliche Weise zu quälen. Ja, er wollte sie ganz aus der Welt schaffen. Zuerst brachte er sie in

einen Wald voll wilder Thiere, welche sie zerreißen sollten; aber siehe da, es kamen zwei Löwen zu ihr und legten sich ihr zur Seite und bewachten sie, so daß ihr nichts geschah. Der harte Vater, der nachsehen wollte, ob sie todt sei, fand sie zu seinem Aerger eines schönen Morgens neben ihren Löwen sitzend und fromme Lieder singend. Zornig ergriff er sie und schleppte sie in eine Mühle, warf sie zwischen die Räder und dachte sie so zu vertilgen. Die Räder zerrissen zwar ihren schönen Körperbau, allein so wie die Glieder vorn einzeln zum Vorschein kamen, setzten sie sich, wie durch Zauber aneinander gefügt, wieder zusammen, und die Heilige stand von Neuem unverfehrt da. Darauf machte der ganz wahnsinnige Vater ein großes Feuer an und warf seine Tochter hinein, damit sie verbrenne, und in der That er hatte die Freude, sein frommes Kind zu Asche und Kohle verwandelt zu sehen. Aber diese höllische Freude dauerte nicht lange, denn kaum war das Feuer ausgebrannt, so regte es sich in der Asche auf der Brandstätte, und Euphemia ging, ganz wie Pamino in der Sage von der Zaubersflöte, unverfehrt und lächelnd auch aus der Lohe hervor. — Nun, dachte der Vater, mag dich das Feuer nicht, so verschlingt dich vielleicht das Wasser, oder die Wogen und Stürme entführen dich und befreien mich von dieser heillosen Zauberin. Er legte sie darauf in einen steinernen Sarg, um sie in die Tiefe des Meeres zu versenken; aber der Sarg schwamm wie ein Tracolo auf dem Wasser. Euphemia sehnte sich nun aber nach Ruhe und kehrte nicht zu ihrem Vater zurück. Sie erbat sich einen hübschen Wind und steuerte durch das mitteländische, ionische und adriatische Meer nach Istrien.

Hier landete sie in der Nähe von Rovigno — vielleicht hatte sie schon von Anfang herein im Sinne, diesen hübschen Küstenort Istriens zu ihrer christlichen Ruhestätte zu wählen, — bei einer Uferhervorragung, die noch heutiges Tages ihren Namen trägt. Dasselbst fand sie eine Felsenhöhle, und in diese schob sich ihr Sarg hinein, wie eine Barke in ihren Hafen.

Das Volk von Rovigno, das bald von dem Wunder hörte, kam herausgelaufen und wollte die Heilige mit dem steinernen Sarge in die Stadt schaffen; die Männer spannten sechs, zehn, zwölf große Ochsen vor, aber der Sarg rührte sich nicht, man konnte ihn nicht von der Stelle bringen. Sie wollten schon verzweifeln, da trat ein kleiner, hübscher, muthiger und unschuldiger Knabe, der, weil er arm war, nur zwei kleine und magere Kühe hatte, hervor und sagte, er wolle sein Heil versuchen. Weil er so feck that, wie David vor dem Riesen Goliath, so waren die Leute ganz verduzt und ließen ihn gewähren. Er spannte seine mageren Kühe an, und siehe da, der Sarg rutschte so leicht dahin, wie ein Schlitten auf glattem Eise. Der Kleine hatte nicht einmal nöthig, seine Peitsche zu gebrauchen. Unter dem Triumphgeschrei und unter den Lobsprüchen des Volks führte er den Sarg mit der Heiligen auf den Berg hinauf, auf dem schon damals die eben fertig gewordene Kirche stand, die aber noch keinen Heiligen hatte, weil man nicht wußte, wen man dazu nehmen sollte, und die man nun dieser von Gott gesandten heiligen Euphemia zu widmen beschloß.

Auch die arme bettelhaft angezogene Mutter des Knaben folgte unter vielen Thränen der Rührung dem Zuge nach. Dieser kam glücklich auf den Berg hinauf.

Oben angelangt aber gerieth der junge Fährmann im Gedränge unter den noch etwas fortschleifenden Sarg, wurde dabei völlig zerquetscht und gab, wie jene beiden griechischen Helden söhne, welche die Priesterin, ihre Mutter, selbst zum Tempel zogen, seinen Geist auf. Da weinte die arme Mutter noch mehr und schrie: „O Santa, fa un miraculo!“ (O Heilige, thue ein Wunder!). Sie dachte, die Heilige sollte ihr Kind wieder lebendig machen, aber diese erschien ihr und sagte, sie möge sich beruhigen, ihr Sohn sei in der Ausübung eines frommen Werkes gestorben und dafür ein Engel geworden*).

Ungeachtet dieses Unfalls wollten doch die Novignesen die heilige Euphemia sogleich in ihre Kirche schaffen; aber siehe da, diese war wieder unbeweglich geworden, sie hatte ihre eigenen Gedanken, wie so viele andere Heilige, die zu der Entstehung des Sprüchsworts: „ein wunderlicher Heiliger!“ Anlaß gegeben haben mögen. Die Leute wußten erst gar nicht, was es war. Endlich fiel ihnen ein, daß unter dem vielen Volke, welches von allen Seiten her auf dem Plage und in der Kirche zusammengelaufen war, sich auch sehr viele Fremde befänden, Leute, die keine Kinder und Bürger des Orts waren. „Gewiß,“ dachten sie, „will Euphemia bloß uns auserwählten Novignesen angehören.“ Und sie trieben nun sogleich alle Fremden aus der Kirche fort. Und wirklich, sie hatten das Rechte getroffen! Die Heilige

*) Ueber diesen Punkt variiren meine Autoritäten; denn Einer erzählte mir, die Heilige habe sich wirklich erbitten lassen und den Sohn wieder lebendig gemacht. Ich folge der poetischeren und schöneren Version.

ließ sich nun wie ein Lamm führen und wanderte in die Kirche ein. Man setzte ihren Sarg, an welchem noch heutiges Tages die Bilder der sie im Walde bewachenden treuen Löwen in Stein ausgehauen zu sehen sind, auf den Hauptaltar nieder, und darüber auf der Thurmspitze errichtete man jene bronzene Bildsäule, die gleichsam zum Himmel emporzustreben scheint, und deren Bewegungen den Rovignesen, welche lauter Handelsleute und Schiffer sind, die Richtung des Windes und damit die Wendung, welche ihre Geschäfte nehmen, anzeigt.

Ich überlasse es dem Leser, alle die lehrreichen und zum Theil bedeutungsvollen Winke, welche in dieser einfachen Geschichte zu entdecken sind, herauszufinden und namentlich dabei auch die Vertreibung der Fremden nicht unbeachtet zu lassen, welche beweist, wie eingefleischt der Pfahlbürgerinn ist, welcher diese istrischen Städte eben so wie die italienischen Bürgerchaften befeelt.

Daß überhaupt Rovigno ganz italienische und namentlich venetianische Sitten und Gebräuche hat, hatte ich wieder am Abend zu bemerken Gelegenheit genug, wo man mich zu einer kleinen Tombola auf dem Casino einzuladen die Güte hatte. — Ich hatte oft von diesem geselligen Vergnügen der Italiener gehört, aber nie einer Tombola beigewohnt. Auch konnte ich nicht begreifen, wie eine Gesellschaft erwachsener Menschen für dieses Spiel, das man bei uns nur in der Kinderstube findet und dort Lotto nennt, lebhaft amüsiren können. Hier lernte ich es. Ich fand auf dem Casino der Stadt eine Menge Herren und Damen mit ihren Kindern und Verwandten versammelt. Nachdem die Gesellschaft ziemlich

vollzählig geworden, setzten sich die Directoren an den Präsidententisch. Jeder kaufte sich bei ihnen ein paar bezifferte Karten zu einem halben Gulden das Stück. Aus dem gelösten Gelde wurden die Prämien für die Terne, Quaterne u. s. w. bestimmt; nun gruppirt sich Alles, Jung und Alt, an den Tischen der verschiedenen Zimmer und pointirte in gespannter Erwartung die laut von den Directoren ausgerufenen Ziffern. Die letzteren controlirten diese Ziffern, und wenn Einer seine „Ambe“ oder „Terne“ verkündete, und seine Angabe richtig befunden wurde, so erhielt er seinen Gewinnst ausgezahlt.

Die Spannung nun, die sich über die Gesellschaft verbreitet, wenn eine neue Zahl kommt, die kleinen Eifersüchteleien über den begünstigten Nachbar, die Gefälligkeiten, welche man den hübschen Damen erweist, wenn sie eine Zahl zu pointiren vergessen, die Freude und die Gratulationen, welche man äußert, wenn eine Donna, bei der man in Gunst zu kommen wünscht, gewinnt, — dieß Alles, dieß ganze „excitement“, wie die Engländer sagen, das ist die Pointe bei dieser Unterhaltung. Wer zuletzt den Hauptgewinn erlangt, ruft: „Tombola!“ und zieht nun die Blicke Aller, die ihr Mißgeschick befeufzen oder sich über seinen Gewinn freuen, auf sich. „Tombola“ heißt im Italienischen ungefähr so viel als Purzelbaum, und ich weiß nicht, ob das Spiel seinen Namen davon hat, daß beim Erscheinen der Tombola gleichsam in Gedanken sich Alle auf den Kopf stellen und entweder vor Freude oder aus Desperation Purzelbäume schlagen. Einige sagten mir, das Spiel hieße Tombola, weil die gezogenen Nummern dabei in einem Glücksrade „taumelten“ (von tombolare).

Die Tombola soll zuerst in Genua erfunden, dann aber auch vom venetianischen Senate als ein unschuldiges oder wenigstens politisch unschädliches Volksvergnügen adoptirt und begünstigt worden sein. Von Venedig aus verbreitete sie sich als gesellige Unterhaltung in allen Städten des Gebiets der Republik. Zuweilen werden in den norditalienischen Städten sehr großartige Tombolas veranstaltet. Diese werden dann auf öffentlichen Plätzen, in Venedig auf dem Marcusplaze abgehalten. Dabei werden für die Spieldirectoren und Controleure große Gerüste auf dem Plaze errichtet. Die gezogenen Nummern erscheinen, um alle Irrungen zu verhüten, an langen Stangen, wo man sie aus weiter Ferne sehen kann. Da aber hiezu in den Städten oft Tausende von Menschen zusammenströmen, welche pointirend die Plätze und die Straßen umher weit und breit erfüllen, so gehen außerdem von der Haupttribüne lange Reihen von telegraphirenden Ausschreibern aus, welche die an der Stange erscheinende und zugleich ausgerufene Zahl wiederholen und von Straße zu Straße bringen. Sie sind so gestellt, daß ihre Kette sich an einem anderen Punkte wieder an die Directoren anschließt, an die dann die Zahl zurückkommt. Hatte man zum Beispiel „quindecim!“ (15) geschrien, und es kommt auch „quindecim“ wieder zurück, so ist man gewiß, daß die ganze Stadt die rechte Zahl vernommen habe. Zuweilen aber kommt statt „quindecim“ „tredecim“ oder „vinti duo“ zurück, und dann muß irgendwo ein Versehen oder Verhören passiert sein. Die Tombola wird in einem solchen Falle unterbrochen, die Sache untersucht, und das ganze Publicum muß umpointiren. Zuweilen werden diese großartigen Tombolas auch

zu einem wohlthätigen Zwecke veranstaltet, z. B. für dieses oder jenes Hospital, für einen Frauenverein oder dergleichen. Man muß dann bei der Polizei darum anhalten. Und es ist dieß in den italienischen Städten eins der besten Mittel, um schnell eine Collecte zu machen. Dabei wird dann die Hälfte der zusammengebrachten Einsätze wieder ausgespielt und der Ueberschuß den Armen ausgezahlt.

In Genua waren sonst die allergrößten Tombolas, die vorher lange verkündigt wurden, und bei denen dann halb Europa mitspielte. Es gab ein Genuesisches Banquierhaus, das von allen Seiten her Aufträge in dieser Hinsicht bekam und große Tombolageschäfte machte.

Es ist sehr natürlich, daß, als 1848 der Marcus-Löwe wieder sein Haupt aus den Lagunen erhob, die Rovignesen, die ihm so lange gefolgt waren, viele Sympathieen für ihn zeigten. Auch findet man in den hiesigen Privathäusern noch viele Erinnerungen an die alte ehrwürdige und untergegangene Republik. Natürlich spricht man hier wie überall in Istrien und Dalmatien den weichen venetianischen Dialekt: „il Doje“ (statt il Dodsche), — „Chiojjioti“ (statt Chiodschioti), — „mi non so“ (statt io no), u. s. w. Slavisch wird in der Stadt gar nicht gesprochen und von den meisten auch nicht verstanden. Die Bauern und geringen Leute der Umgegend haben bei Rovigno wie überall in Istrien so viel Italienisch gelernt, als bei dem Verkehre mit den Stadtbürgern nöthig ist. Die Italiener haben in der Regel nicht viel Lust, die Sprache des Landes, das sie beherrschen, zu lernen, anders als die Deutschen in slavischen Gegenden, die meistens mit ihren Bauern und

dem Volke slavisch, lettisch, esthnisch, polnisch, böhmisch reden und ihre deutsche Sprache bloß für sich gebrauchen. Auch vor den Gerichten, kleinen wie großen, wird hier überall italienisch verhandelt, selbst in dem alten österreichischen Istrien. Doch hätten die Rovignesen gern ein italienisches Gymnasium, was ein sehr billiger Wunsch zu sein scheint. Denn jetzt hat diese Stadt von 12,000 Einwohnern nur eine italienische Normalschule, und überhaupt befindet sich in ganz Istrien kein italienisches Gymnasium. In Pisino (Mitterburg) aber ist ein deutsches Gymnasium. Von welchen Schülern dieses besucht werden mag, weiß ich nicht.

Gerade als ich bei ihnen war, waren die Gemüther der guten Istrianer und vorzüglich der Rovignesen ganz besonders durch die Frage über die österreichischen Mauthbestimmungen in Bezug auf Istrien bewegt. Bisher war ganz Istrien in den meisten Hinsichten Freihafen gewesen, die österreichische Mauthlinie lief im Norden des Landes über die Höhen der Gebirge. Jetzt aber, wo der Stadt Venedig das Porto franco entzogen war, wo in ganz Oestreich auf Gleichmachung gedrungen wurde, wo die Fabrikanten des Innern sogar das Freihafenprivilegium von Triest bestürmten, sollte wenigstens vor allen Dingen ganz Istrien mit in die Zolllinie eingeschlossen werden. Die Ansichten über die Folgen und wohlthätigen oder nachtheiligen Wirkungen dieser in Aussicht stehenden Maßregel waren sehr verschieden. Einige österreichische Herren sagten mir, sie sei nicht bloß ganz natürlich nothwendig und den Verhältnissen der benachbarten Provinzen entsprechend, sondern auch für das Land Istrien selbst von großem Vortheile. Bisher hätten die Istrianer ihre Landesproducte,

ihre Weine, ihre Oele u. s. w. nur in die Freihäfen von Triest und Venedig verschleppen können, weil sie als Freihändler in Oesterreich natürlich wie Ausländer behandelt worden wären und an der österreichischen Mauthgränze einen Zoll dafür hätten erlegen müssen. In Zukunft wenn diese Gränze wegfiel, würden sie einen großen Markt gewinnen und ihre Oele, Weine u. s. w. in ganz Oesterreich frei verschleppen können. Dieß würde sie hinreichend dafür entschädigen, daß sie in Zukunft die eingeführten Getreideladungen und Manufacturen in den Häfen des Zolls wegen etwas theurer bezahlen müßten.

Dagegen aber waren die Istrianer selbst anderer Ansicht und klagten schon im Voraus sehr darüber, daß man ihrem „povero paëse“ noch eine neue Last auflegen wolle. Unser Land, sagten sie, wird ruinirt sein, wenn man uns in den Zollcordon aufnimmt. Denn wir produciren ungefähr nur ein Drittel von dem Getreide, welches wir zur Ernährung unserer Bevölkerung nöthig haben, und werden die übrigen zwei Drittel, die wir aus dem Auslande beziehen, künftig viel theurer bezahlen müssen. Unser Hauptverkehr ist gar nicht mit dem Innern von Oesterreich, sondern mit Triest, Venedig, Ravenna und den anderen Häfen ringsherum. Dahin verschleppen wir unsere billigen Weine, an welche dort seit ewigen Zeiten die Masse des Volks sehr gewöhnt ist. Im Innern von Oesterreich sind unsere schwarzen Weine gar nicht bekannt und auch nicht beliebt, und sie werden mit den steirischen und krainerischen Weinen in keine Concurrenz treten können, insbesondere auch deswegen, weil der Ueberland-Transport sie ungemein vertheuern würde. Von Rovigno bis Triest kostet die Fracht zu Wasser für den Centner etwa

fünf Kreuzer. Zu Lande würde sie für eine nicht viel größere Strecke wohl einen Gulden betragen.

Eben zu jenen Häfen gehen auch unsere Dele, die in den Seifenfabriken und Küchen dieser Orte gebraucht werden. Daß Venedig, weil es sein Freihafenprivilegium verloren hat, von uns abgeschnitten ist, ist ein harter Schlag für uns. Dieser Schlag würde zwar parirt werden, wenn wir auch mit Venedig in den österreichischen Zollverband träten. Dagegen würde eine Trennung von dem mit uns so verschwisterten Triest gar nicht zu überwinden sein. Dort konnten wir bisher alle unsere Manufacturen und auswärtigen Bedürfnisse billig kaufen, die wir in Zukunft auf sehr entlegenen Märkten im Innern von Oestreich suchen müßten, oder die wir, was fast eben so schlimm ist, wahrscheinlich von Triest und anderswoher hereinschmuggeln würden. — Unsere Küsten sind für Mauthbeamte sehr schwer und sogar mit Aufwendung vieler Kosten nicht streng zu bewachen, weil sie sehr ausgedehnt sind und viele Häfen haben. Ja das ganze Land ist so zu sagen Hafen. Man kann überall anlanden, aussteigen und ausschiffen. Was wird geschehen, wenn man uns in den Zollcordon zieht? Alle ehrlichen Kaufleute werden entweder Banquerott machen müssen, oder, um zu existiren, sich in Schmuggler und Betrüger verwandeln. Eine neue Classe von unreellen Kaufleuten wird aufkommen und an die Stelle der bisherigen ehrlichen treten. Die Maßregel, wenn sie zur Ausführung kommen sollte, wird gar nichts weiter nützen. Sie wird die Einnahmen der Staatscasse nicht erhöhen, sie wird nur den bisherigen Kaufmannsstand

ruiniren und die Handelsverhältnisse des Landes verwirren. — Eben weil unsere Küsten so bunt gestaltet, aller Welt so leicht zugänglich waren und der Schmuggel so schwer verhindert werden konnte, ließ man uns bisher aus dem Zollverbände heraus, und nun, da dieselben Gründe noch immer bestehen, soll das Gegentheil mit uns vorgenommen werden. Wie wird unser „povero paëse“ das ertragen?

Allerdings weiß man von Seiten der anderen Ansicht auch auf diese Einwürfe etwas zu entgegnen. Doch will ich diese Sache nicht weiter verfolgen, mich auch keineswegs, was ich gar nicht vermag, für oder wider aussprechen, vielmehr jene Pro und Contra dem Leser nur zum eigenen weiteren Nachdenken und Erforschen vorlegen.

In Rovigno befindet sich eine mit Dampf betriebene Getreidemühle. Es ist die einzige Dampfmaschine in ganz Istrien und überhaupt mit Ausnahme von Triest und Fiume auf der ganzen Ostküste des adriatischen Meeres. Ich besah mir am folgenden Morgen dieses Unicum, das mit fünf Pferdekraft arbeitet. Es war ein recht hübsches Etablissement, das aber jetzt seit der Verstopfung der freien Einfuhr nach Venedig leider etwas stockte, denn es war auf den Mehllhandel mit Venedig berechnet. Jetzt arbeitete dasselbe für die istrischen Landleute, bei denen sonst gewöhnlich „le donne“ (die Weiber) Alles mit ihren kleinen Handmühlen mahlen. Wassermühlen giebt es in Istrien nur am Quieto eine kleine Gruppe, dann eine eben solche bei Fianona auf der Ostseite, und im Innern des Landes einige Pferdemühlen.

Was diese nicht klein bringen, das müssen die „donne“ zermahlen.

Schlimmer noch als mit dem Mehle ist man in diesem südlichen Theile von Istrien mit dem Wasser daran. Denn der Boden des Landes besteht aus eben solchen Kreide- oder Kalkgebirgen wie der Karst, die in allen Richtungen durchlöchert und unterhöhlt sind und daher das Wasser nirgends sammeln. Der Regen sinkt darin überall wie durch übereinander gestellte Siebe nieder und fließt, nachdem er die untersten Löcher ausgefüllt, im Niveau des Meeres ab. Nirgends bilden sich Quellen, und weder Rovigno, noch Cittanuovo, noch Parenzo haben Brunnen. Sie müssen sich durchweg mit Cisternen behelfen. Eine der besten Cisternen in Rovigno ist die des dortigen Franciscanerklosters, welches ich unter der Leitung eines gefälligen Einwohners der Stadt besuchte. Seine Cisterne hält nicht weniger als 6000 Barili (Gimer) Wasser und kann daher in der Noth der Stadt eine Zeit lang aushelfen. Auch bei Triest und in allen Städten des Karsts hat man dieselbe Wassernoth. Aber mitten durch Istrien, von Pirano und Capo d' Istria aus in südwestlicher Richtung, erstreckt sich eine acht Meilen lange und nicht ganz drei Meilen breite, Tassello genannte Sandsteinbildung, die nicht wie jener Kalk durchhöhlt und an Quellen und Brunnen sehr reich ist.

11.

Die Alpen am Golf von Triest.

Ich glaube, daß ein Reisender, der immer weiter und weiter in der Welt zu kommen strebt, kein besonderer Liebhaber vom Recapituliren eines und desselben Weges ist. Daß dieß aber von Rovigno aus bis Triest mein Schicksal war, beklagte ich nicht. Denn eine solche hübsche Fahrt repetirt man ohne Widerwillen, so wie man die buchstäbliche Wiederkehr eines Homerischen Verses mit Freuden begrüßt. Mit Behagen sah ich noch einmal am anderen Tage, der eben so sonnig und lieblich wie die vorigen war, die fischenden Chiggioten, die sich aber und abermals unseren Blicken darboten, die grünen Ufer zwischen Rovigno und Parenzo, ließ mir eine Rückkehr zu diesem Orte noch einmal gefallen, in dessen Bucht das Meer so ruhig und durchsichtig war, daß ich sechs Klaftern tief neben dem ankernden Schiffe Alles ganz genau auf dem Boden erkennen konnte. Längs unserer Ankerkette zählte ich siebenzig Ringe abwärts, sah den Anker tief im Grunde stecken, entdeckte mehre bearbeitete Mauerblöcke, Steinplatten und Topfscherben, von denen ich es mir aber nicht ganz klar machen konnte, ob es antike seien. — Herrlich wäre jetzt die Gelegenheit zur Erforschung des mit römischen Ruinen bedeckten Seegrundes weit und breit gewesen. — Doch war uns die Zeit zu knapp gemessen, und was ich früher gesehen, war mir in meiner Weise genügend. — Auch um die Spitze vor dem Leuchtthurme von Salvore segelte ich gerne noch einmal herum, wo wir wieder in jenes

breite vom Meer erfüllte Alpenthal einführen und die julische und carnische Bergkette so wie die Höhen des Karsts vor uns auftauchen sahen.

Merkwürdig ist es mir, wie wenig bekannt hier bei den Leuten die Namen der höheren, aber entfernteren Berge sind. Ich hätte gern die Spitze des „Terzlou,“ oder die des großen „Benedigers“ oder die der anderen mächtigen Höhen, von denen aus man das adriatische Meer erblicken kann, und die folglich auch uns hier sichtbar sein mußten, mir bezeichnen lassen. Niemand kannte sie, Niemand schien sich um sie zu bekümmern, obgleich sie doch so deutlich gezeichnet da lagen. Sie waren hier, so zu sagen, eine förmliche Terra incognita. Selbst die erfahrensten Schiffsleute wußten nichts davon. Diese entfernten Berge, obgleich sie das adriatische Meer wie eine nahe Mauer zu umstehen scheinen, nützen dem Schiffer und Fischer auf diesem Meere nichts. Sie sind ihm zu entfernt und zeigen ihm daher eben so wenig das Wetter an, welches er auf seinem Binnensee (so kann ich wohl den Golso di Trieste nennen) zu erwarten hat, als sie ihm zu Ziel- und Visirpunkten bei seinen kleinen kurzen Reisen dienen können. Jene entlegenen Colosse sind dazu zu groß und zu constant, weil sie auf so kleine Distanzen ihre Perspective und ihre Verkürzungswinkel nicht genugsam ändern. Endlich erscheinen auch diese hohen Schneegebirge nicht immer so klar und bestimmt, wie dieß auf unserer Reise der Fall war. Sie sind häufig in Nebel und Wolken gehüllt und treten oft gar nicht in den Horizont der adriatischen Fischer. Diese kennen dagegen genau die Küstenpunkte und die näheren Uferhöhen, und nach ihnen bezeichnen sie denn

auch wohl die verschiedenen Alpenpartieen. So nennen sie die Alpen, die sie über der Gegend von Venedig weg sehen: „die Venetianer Gebirge,“ und sprechen von den „Bergen von Grado,“ d. h. denjenigen Alpen, die sie im Rücken von Grado erblicken. Auch nennen sie sie allzusammen wohl „die Friauler Berge“ (Monti Friulani).

Die ganz nahen Gebirge Istriens und des Karsts, der Nanos, der Monte Spaccato, der Slavnik, sind ihnen dagegen geläufig, am allermeisten der „Monte Spaccato“ (der gespaltene oder zerschnittene Berg), der gerade über Triest liegt. Sie nennen ihn in ihrem venetianischen Dialekte „Monte Spacca,“ indem sie das „to“ verschlucken, auch wohl „Monte Tajau,“ was eine venetianisch-istrische Abkürzung von „tagliato“ (von tagliar, d. i. schneiden) ist und also ungefähr eben so viel bedeutet wie „spaccato,“ nämlich der „zerschnittene Berg.“ Eigentlich sollte nach der venetianischen Methode aus der Abkürzung bloß „Taglia“ mit Weglassung des „to“ werden. Aber im Munde dieser Leute, den ich sorgfältig beobachtet habe, wird daraus das besagte „Monte Tajau,“ welches ich mir anfangs gar nicht erklären konnte. Dieser „Monte Spacca“ oder „Tajau,“ der übrigens nicht einmal sehr markirt hervortritt und für die Alpen nur der unterste Tritt zu einem Fußschemel ist, ist der allerbekannteste Berg im ganzen Golf, sowie dann der schon genannte Nanos, der höchste und markirteste Gipfel des Karsts, der über den Tajau hervorragt und in der Entfernung einer Meile von Triest ganz dominirend sichtbar wird. Er, der Nanos, ist der vielbeachtete Wetterprophet dieser Gegenden. An seinen schroffen östlichen Abhängen ist der Ursprung des Luststroms der Bora.

Er verkündet ihr Nahen durch sein umhülltes Haupt im voraus, wie außerdem auch andere Wetterveränderungen. — „Quando andemo*) pescare fuori“ (wenn wir draußen hinaus zum Fischen gehen), sagte mir ein Triestiner Fischer, „so blicken wir immer auf den Nanos und Tajau.“ Diese nahen Küstenberge sind beinahe stets mehr oder weniger sichtbar, auch verändern sie bei jeder Miglie ihre Figur und ihre Lage zueinander, und sie lassen sich daher besser statt des Compasses oder neben ihm zur Bestimmung der Position benutzen.

Ich führe dies Alles an, weil ich glaube, daß es sowohl an und für sich interessant ist, als auch von dem Historiker, der geschichtliche Phänomene erklären will, hie und da benutzt werden kann. So z. B. läßt sich daraus wohl begreifen, warum die Alten, die doch oft genug bis ans Ende des adriatischen Meeres, bis nach Ravenna, Adria und Aquileja schifften, so selten von den Alpen reden und diese, wie die heutigen Schiffer, fast gänzlich ignoriren.

Leider konnte um vier Uhr Nachmittags unser ruhiger Dampfer nicht mehr von der Stelle. Ein Steinriff kam seiner Lauflinie quer entgegen, die über das Meeresniveau hervorragenden Gebäude einer Stadt, die er nicht zu umgehen vermochte, hemmten seinen Fortschritt. Diese Stadt war Triest und jenes Steinriff der Molo ihres Hafens, in dem wir alsdann vor Anker gingen.

*) Venetianisch statt „andiamo.“



Druck von C. S. R. Koempler in Dresden.

